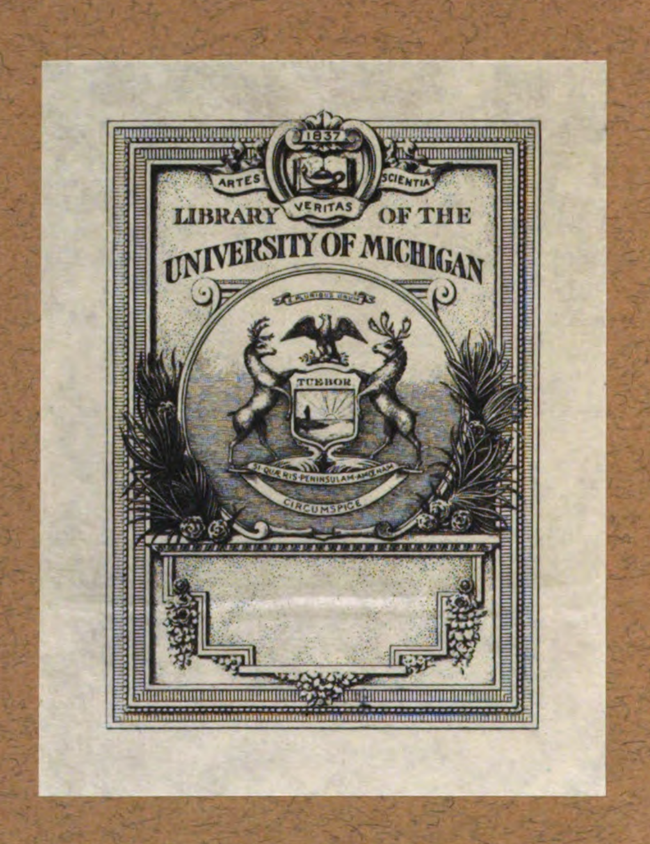

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE


Digitized by Google


Digitized by Google

BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.

VIERUNDDREISSIGSTER JAHRGANG



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1923.

BAND-INHALT.

(Nach Verfassern bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

I. Englische Sprache und Literatur einschliesslich der Volkskunde und Geschichte.

A. Besprechungen.

*

Seite

B. Aufsätze.

II. Unterrichtswesen.

A. Besprechungen.

1. Allgemeine Werke.

2. Lehr- u. Lesebücher; Schulausgaben.

III. Aus Zeitschriften.

Mitarbeiter dieses Bandes.

Caro, Dr. J., Studienrat, Frankfurt a. M.
Eichler, Dr. Adalbert, Prof. a. d. Univ. Graz.
Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.
Ellinger, Prof. Dr. Johann, Wien.
Flasdieck, Dr. Hermann, Privatdoz. a. d. Univ. Göttingen.
Fehr, Dr. Bernhard, Prof. a. d. Univ. Zürich.
Fischer, Dr. Walter, Prof. a. d. Technischen Hochschule Dresden.
Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Leipzig.
Holthausen, Dr. Ferd., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Univ. Kiel.
Horn, Dr. Wilh., Prof. a. d. Univ. Giefsen.
Huscher, Dr. Herbert, Priv.-Doz. a. d. Univ. Leipzig.
Jost, Dr. Karl, Priv.-Doz. a. d. Univ. Basel.
Kappus, Dr. Karl, Prof. in Berlin.
Keller, Dr. Wolfgang, Prof. a. d. Univ. Münster.
Klaeber, Dr. Fr., Prof. a. d. University of Wisconsin, Minneapolis.
Knapke, Willi, cand. phil. in Jena.
Liebermann, Dr. Felix, Prof. in Berlin.
Liljegren, Dr. S. B., Dozent a. d. Univ. Lund.
Mann, Dr. Max Friedrich, Prof. in Frankfurt a. M.
Mellin, Josef, Studiendirektor in Münsterberg (Schles.).
Mutschmann, Dr. Heinrich, Prof. a. d. Univ. Dorpat.
Schoeffler, Dr. Herbert, Prof. a. d. Univ. Bern.
Western, Dr. August, Rektor in Frederikstad (Norw.).
Wild, Dr. Friedrich, Privatdoz. a. d. Univ. Wien.

Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.**

XXXIV. Bd. **Januar 1923.** **Nr. I.**

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Max Förster, Die Beowulf-Handschrift. Mit 2 Tafeln. **Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse** 71. Band, 1919, 4. Heft. Leipzig, B. G. Teubner, 1919.

Die angelsächsischen Handschriften in der Volkssprache, namentlich die vier grofsen Sammelhandschriften der altenglischen Dichtung, sind noch lange nicht so genau untersucht, wie das wünschenswert wäre. Sogar der berühmte Beowulf-Codex hatte bisher noch keine eingehende Beschreibung gefunden. In England, in Amerika und in Deutschland wurde dieser Mangel in den letzten Jahren lebhaft empfunden: Kenneth Sisam in der Modern Language Review, XI 335, und Stanley I. Rypins in der Modern Philology, XVII 173, versuchten ihm abzuhelfen, aber in gründlicher und abschliefsender Weise hat das doch nur die vorliegende deutsche Arbeit getan, Max Försters Bericht in der Sächsischen Akademie, zugleich die ausführlichste und genaueste Untersuchung, die bisher eine angelsächsische Handschrift überhaupt gefunden hat, ebenso vortrefflich wie seine Beschreibung des Vercelli-Codex.

Die Hs. Cotton Vitellius A XV besteht aus zwei Teilen, die im 16. Jh. noch nicht zusammengebunden waren, einer Hs. des 12. Jh. — die Alfredische Übersetzung der „Soliloquien" das Augustin, eine Übersetzung des „Ev. Nicodemi", „Salomo und Saturn" und ein Fragment einer Quintinus-Legende enthaltend — und der alten Sammelhandschrift, fol. 96—211, die eine Prosalegende von Christophorus (ohne Anfang) die „Mi-

rabilia Orientis", den „Alexanderbrief", den „Beowulf" und die „Judith" enthält. Dieser zweite Teil, die Sammelhandschrift, ist (wie die erste) von zwei Schreibern geschrieben, die sich Beowulf Vers 1937 ablösen. Förster nennt sie C und D, weil er den Codex als Ganzes nimmt, ich möchte aber lieber bei der älteren Bezeichnung A und B bleiben. Wie verwirrend eine Neubezeichnung um der logischen Konsequenz willen wirkt, merkt man deutlich an der dreifachen Paginierung des Codex, in der sich fast Niemand mehr zurechtfindet. Die beiden Schreiberhände werden nun auf Grund der von mir in der „Angelsächsischen Paläographie" aufgestellten Prinzipien genau untersucht, wobei Förster zu denselben Resultaten kommt wie ich selbst, nämlich dafs der zweite Schreiber zwar einer älteren Schule angehört als der erste, dafs aber beide an das Ende des 10. Jh. gehören. Ich setze die Hs. „in die letzten Dezennien des 10. Jh.", weil sie keine der Eigentümlichkeiten zeigen, die nach 1000 auftreten. Förster möchte lieber um 1000 sagen und meint, das Fehlen des hohen e (mit hoher Schleife) nach 1000 sei kein so ganz zwingendes Kriterium wie ich angebe: — nun, ich glaube hier stimmen wir sogar im wörtlichen Ausdruck überein. Ags. Paläogr. p. 38 habe ich gesagt: „Die erwähnte Beobachtung wird uns also veranlassen, ein Manuskript mit hohem e vor das Jahr 1000 zu setzen, wenn noch andere Gründe für diese Annahme sprechen. Für sich allein ist natürlich ein solches Einzelmoment nie zwingend." Mit Bezug auf die Formen des a hat Förster auf S. 41 eine von der meinigen abweichende Darstellung gegeben; hier scheint bei ihm ein Mifsverständnis vorzuliegen: der zweite Schreiber hat nicht die jüngere, sondern die ältere Form des a (dreistrichig, fast quadratisch), der erste die jüngere (zweistrichig, dreieckig). Die richtige Angabe hat Förster selbst auf S. 30 gebucht, während er hier die Sache umgekehrt hat. Aber die Formen des a sind tatsächlich nicht so leicht auseinanderzuhalten. In der Fufsnote auf S. 39 meint Förster: „Soweit ganze Handschriften herangezogen sind, hat Keller sie meist nur in Facsimiles einzelner Seiten benutzen können. Seine Angaben über das Vorkommen und Fehlen einzelner Buchstabenformen in solchen Manuskripten sind daher nur mit gröfster Vorsicht aufzunehmen." Das ist doch wohl zu viel gesagt: es handelt sich entweder

um Facsimiles der ganzen Handschriften (Beowulf, Vercelli, Epinal, Waldere) oder um das Vorkommen, nicht Fehlen, von Buchstabenformen, das auch eine Einzelseite beweist, oder endlich um den Wechsel von Buchstabenformen, die auch in einem sorgfältigen Abdruck nachgebildet sind (þ und ð, w und v, Apex). Ich glaube, daſs ich selbst alle mögliche Vorsicht habe walten lassen. Dagegen hat Förster gewiſs recht, wenn er meinen kurzen Ausdruck in Hoops' Reallexikon I 103, „das þ wird nach 960 nicht mehr" — es muſs heiſsen „in der Regel nicht mehr" — „im Inlaut geschrieben", durch die genauere Darstellung in meiner Ags. Pal. p. 44 korrigiert. Jedenfalls herrscht Übereinstimmung in der Datierung der Handschrift: wenn aber die fünf Texte am Ende des 10. Jh. geschrieben sind, kann die Entstehung der „Mirabilia" und des „Alexanderbriefs" nicht in die zweite Hälfte des 11. Jh. verlegt werden, wie es in den Literaturgeschichten üblich ist — ja Max Förster selbst hat (Arch. N. Spr. 117, 367) den „Paradoxographen" (Mirabilia) sogar ins 12. Jh. gesetzt. Zwar hatte sich schon Sievers 1871 die Einheit des Schreibers der „Mirabilia" und des „Alexanderbriefs" mit "Beowulf" I notiert; Ward hatte im „Catalogue of Romances" die Niederschrift des „Alexanderbriefs" ins 10. Jh. gesetzt; Sedgefield endlich hatte in seinem „Beowulf"[2] (Manchester 1913), p. XIV Anm., ausdrücklich die Identität der Schreiber der Texte betont (cit. von Rypins); aber erst jetzt ziehen Förster und, unabhängig von ihm, Rypins in der „Modern Philology" die literarhistorische Konsequenz: die beiden „orientalischen" Texte müssen noch im 10. Jh. entstanden sein.[1]) Das Interesse an diesen

---

[1]) In dem Aufsatz zum Beowulf-Codex in den Publications of the Modern Language Association of America 36, 167, tritt S. I. Rypins nur der Theorie ten Brinks über die Sorgfältigkeit der beiden Schreiber auf Grund der neu festgestellten Tatsache entgegen, daſs der Schreiber A auch die vorausgehenden Texte geschrieben hat. Aber seine Ausführungen beruhen auf einem logischen Fehler: er versteht unter einem „guten" Schreiber einen solchen, der konsequent in der Orthographie ist, während ten Brink natürlich gerade das Gegenteil meint. Ein guter Abschreiber darf nicht seine Schulorthographie in die Abschrift einsetzen. Wenn der Schreiber A im „Christophorus" lauter eo, im „Beowulf" fast lauter eo schreibt, der Schreiber B dagegen im „Beowulf" eine auffallend groſse Zahl von io, in der „Judith" nur eo, so kann nur A seine Schulorthographie — das war um 1000 die westsächsische Schriftsprache — eingesetzt haben. Daſs in

Stoffen ist, wie Förster mit Recht bemerkt, durch die cluniacenische Kloster- und Bildungsform erweckt, nicht, wie man bisher annehmen konnte, durch die Jerusalempilger aus der Mitte des 11. Jh. Die Sammelhandschrift vom Ende des 10. Jh. hat sich dann, wie ein Eintrag auf der ersten Seite (fol. 96a der Cottonischen Hs.) bezeugt, 1563 im Besitz des Dekans von Lichfield Lawrence Nowell befunden, nach dessen Tode (1576) sie in den Sir Robert Cotton's übergegangen sein wird, der sie mit der Hs. des 12. Jh. (I) zusammenbinden liefs. Förster erzählt dann die Geschicke des Cottonischen Bandes und gibt endlich als Resultat der ganzen Untersuchung eine genaue Beschreibung des Inhalts. Vielleicht hätte noch ein Punkt erwähnt werden können, den ich vermisse: das sind die merkwürdigen Beschädigungen der Hs. Zwei Seiten des Beowulf sind nach Ausweis von Zupitzas Facsimile ganz auffallend abgerieben oder sonst ausgewischt, fol. 179r und fol. 198v nach Zupitzas Zählung, resp. 184 und 203 nach der neuesten, von Förster adoptierten Zählung. Es ist der Anfang des II. Teils des „Beowulf" und der Schlufs dieses Gedichts. Die Beschädigung der Schlufs-Seite läfst sich am besten so erklären, dafs „Beowulf" (mit den vorausgehenden Texten) und „Judith" getrennt, wenn auch wohl neben einander, aufbewahrt wurden, so dafs es geschehen konnte, dafs der Anfang der „Judith" — und vielleicht auch das letzte Blatt des „Beowulf" — abgerissen wurde. Aber wie soll man sich die

der Vorlage des nicht sehr alten „Chrisophorus" überhaupt Formen mit io gestanden haben, ist unwahrscheinlich. Im „Beowulf" sind seiner schulmeisterlichen Bemühung 21 solche Formen entgangen. Aber die Tatsache, dafs er nun im „Christophorus" nichts geändert hat, beweist nichts für seine Zuverlässigkeit: was hätte er denn ändern sollen, wenn dort seine Schulorthographie schon durchgeführt war? Ganz anders steht der Fall mit B, wo ten Brink aus der grofsen Zahl von io im „Beowulf" und dem Fehlen solcher Formen in der „Judith" schlofs, dafs schon seine Vorlagen dieselben Unterschiede aufgewiesen haben. Ob nun die Beowulf-Vorlage io konsequent durchgeführt hatte, wie ten Brink annahm, oder ob auch hier Formen mit io und eo neben einander standen, wie es die neuen Untersuchungen von Sievers verlangen, ist dabei nur von sekundärer Bedeutung. In beiden Fällen ist B ein zuverlässigerer Abschreiber als A. Dafs B nur aus Laune in dem einen Text io-Formen eingesetzt habe, in dem anderen aber nicht, wie Rypins annimmt, wäre doch ein psychologisches Rätsel. Der Satz „scribal accuracy is manifested by a consistent use of one spelling" (p. 180) gilt nur für den Schulmeister, für den Abschreiber gilt das gerade Gegenteil.

Abgeriebenheit der ersten Seite des II. Teils, also des Drachenkampfs, erklären? Die Beschädigung der Schrift erscheint allerdings im Facsimile lange nicht so stark, wie auf der Schlufsseite, aber Zupitza erklärt dies: „All that is distinct in the Facsimile in fol. 179 has been freshened up by a later hand in the Manuscript." Soll das nur reiner Zufall sein? Oder haben die angelsächsischen Leser des Buches diesen II. Teil besonders geschätzt und ihn vielleicht aus dem Bande herausgelöst? Ich zögere diese Vermutung niederzuschreiben, weil ich das Original nicht vor mir habe und mir auch kein analoger Fall im Gedächtnis ist. Für die Literaturgeschichte wäre aber die Beantwortung der Frage nicht ohne Bedeutung.

Max Förster sieht das Hauptergebnis seiner Untersuchung des Beowulf-Codex in der richtigen Datierung von „Mirabilia" und „Alexanderbrief". Aber diese ist auch anderen unabhängig von ihm gelungen, und doch wird dadurch der Wert seiner Arbeit nicht beeinträchtigt. Er liegt in der peinlich sorgfältigen und eingehenden Beschreibung, die selbst dort, wo er gezwungen ist Fehlendes zu erschliefsen, den Eindruck höchstmöglicher Zuverlässigkeit macht. Besonders möchte ich aber auch noch auf die wertvollen Anmerkungen hinweisen, in denen ein reiches Material verarbeitet ist. Zwei Facsimile-Seiten aus „Christophorus" und „Alexanderbrief" dienen als willkommener Beweis für die Identität der Schreiber.

Münster. Wolfgang Keller.

An Anglo-Saxon Dictionary. Supplement by **T. Northcote Toller. Part III. Geolwian-Yþung, pg. 385—768.** Oxford, Clarendon Press.

Verhältnismäfsig kurz nach dem Erscheinen des zweiten Teiles folgt dieser dritte Teil der Nachträge zum Anglo-Saxon Dictionary. Damit hat dieser Sprachschatz des gesamten angelsächsischen Schrifttums in einer Weise seinen Abschlufs gefunden, dafs man dem Verfasser zur glücklichen Vollendung seiner Lebensarbeit gratulieren darf. Waren auch die späteren Teile des Dict. weniger verbesserungsbedürftig als die frühern, so hat doch T. sowohl aus den neuerschlossenen Quellen, z. B. der von Napier herausgegebenen Regel Chrodegangs, wie auch aus den längst veröffentlichten Texten teils neue Wörter und

Wortbedeutungen, teils neue Belege für das seltenere Wortmaterial in stattlicher Fülle zusammengetragen. Häufig ist auch der Stoff neu gruppiert worden. Dafs T. in steigendem Mafse auf die syntaktischen Verbindungen, in denen ein Wort vorkommt, Rücksicht nimmt, ist besonders zu begrüfsen. Die vielen Verweise vom Supplement auf das Wörterbuch, die den Leser nötigen, fast für jeden Artikel Hauptwerk und Nachträge miteinander zu vergleichen, sind ein kleiner Übelstand, der aber kaum zu vermeiden war und der der Brauchbarkeit des Werkes keinen wesentlichen Abbruch tut. Die Seiten 755—68 enthalten eine Liste weiterer Nachträge und Berichtigungen.

Inwiefern T. die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Beiträge zur altenglischen Lexikographie verwertet hat, ist nicht leicht ersichtlich. Wenn z. B. im Wörterbuch fehlende Wörter wie *cumicge, besægan, anlutung, asliding, cwearternweard, clynian* u. a. jetzt im Supplement oder im Nachtrag verzeichnet werden, so kann T. durch Schlutters Aufsatz, Anglia 31, 55 ff. auf sie aufmerksam geworden sein, kann sie aber auch selbständig gefunden haben. Einige Wörter wie *feohgescot* und *freotman* werden im Nachtrag nach Swaen, Contributions to Old English Lexicography, E. St. 49, 337 f. zitiert, da T. offenbar Brotaneks 'Texte und Untersuchungen', denen diese Belege entstammen, nicht bei der Hand hatte. Das an derselben Stelle von Swaen erwähnte *gesellan* 'verkaufen' steht gleichfalls erst im Nachtrag, wird aber nach Thorpe, Laws II. 370, 35, zitiert.[1] Die Vermutung liegt nahe, T. habe auch diesen Beleg Swaen zu verdanken. Gegen das Prinzip, nicht lexikalische Beiträge in den Zeitschriften, sondern womöglich nur Texte zu zitieren, ist gewifs nichts einzuwenden. Aber hat sich T. in seinem Vorwort nicht etwas zu kurz gefafst?

Ich glaube mich im Folgenden mit meinen Bemerkungen nicht auf das dritte Supplement beschränken zu müssen, weil T. ja selbst durch seine Zusätze und Berichtigungen zu den frühern Teilen nochmals Stellung nimmt und man auch sein Werk als Ganzes erst jetzt richtig zu würdigen vermag.

Wer mit deutschem Sprachgefühl an ein altenglisches

---

[1]) Swaen zitiert Fehr, Ælfrics Hirtenbriefe, p. 88 D 40.



Wörterbuch herantritt, wird sich schwerlich damit befreunden, dafs trennbar zusammengesetzte Verben wie *tó-cuman, úp-gan, út-drifan*, etc. (ich bezeichne mit dem Akzent die Betonung, nicht die Länge), teils unter dem Adverb, teils unter dem Simplex behandelt werden. Ihre Eigenart kommt besser zur Geltung, wenn man sie, wie dies Clark Hall tut, gesondert anführt.[1])

Von Versehen in Einzelheiten sind mir aufgefallen „*weald*, adv. conj. — II. in dependent clauses with indefinite pronouns or adverbs (cf. *gif*), 'in case'" (Dict. pg. 1171). Es folgen Beispiele mit *weald hwa, weald hwæt, weald hwonne*. Das Suppl. gibt als Ergänzung Fälle von *weald þeah* und *weald hu* und fügt bei „cf. *loca hu*". Dieser Zusatz sollte wohl nur das *weald hu* erklären, erklärt aber tatsächlich den Gebrauch dieser Verbindungen von *weald* überhaupt: *weald hwa* ist = *loca hwa, weald hwæt* = *loca hwæt*, etc.; m. a. W. *weald* wird nicht verbunden mit „indefinite pronouns and adverbs", sondern es verleiht einem mit ihm verbundenen interrogativen Pronomen oder Adverb indefinite Bedeutung. Darnach sind T.s Übersetzungen zu ändern, z. B. *weald hwæt heom tide* heifst nicht 'in case anything befall them' sondern 'whatever may befall them'.

sub *tyslian* (Dict. p. 1030): *Ic secge ðe, broðor Eadweard, ðæt ge doþ unrihtlice ðæt ge .... hæðenra manna þeawas lufiaþ ðe eow lifes ne unnon* ... 'the customs of heathen men that did not give you life ....' statt: 'die euch das Leben mifsgönnen' (*unnon* kann doch nicht praeteritale Bedeutung haben!).

geþæf, adj. Das Suppl. zitiert nebst andern Ergänzungen Cp. 23, 22 *feorðe is hu he his agene unðeawas ongietan wille and hira geðæf bion* 'how he will recognize his own faults and yet wish for no change in them (?)'. Schon Wülfing, Alfredsyntax I. p. 10, hat diese Stelle mit Hinweis auf *ic eom geþafa anes þinges* 'ich gebe etwas zu' richtig gedeutet: 'dafs er die eigenen Fehler erkenne und sie eingestehe'.

---

[1]) Man beachte beispielsweise, wie *ón-teon* und *tó-teon* unter *teon* III untergebracht sind, und zwar ohne Scheidung von *ic teo on me* (*to me*) und *ic teo me on* (*me to*). Es wäre in einem deutschen Wb. unzulässig, den Unterschied zwischen 'an sich ziehen' und 'sich anziehen', zwischen 'zu sich ziehen' und 'sich zuziehen' zu übergehen.



befeallan I. 1 a (Suppl. p. 70)[1]) *And ealswa se halga gast com to Scā Marian ... and hy mid his mihte ofersceadewade and mid godcundnysse gefylde, ... swa se deofol befylð into Anticristes moder innoðe and hy eall ymbutan ymbtrymð mid deoflicre mihte* (Wulf. 193, 16), Aber *feallan* und seine Komposita bezeichnen alle eine ungewollte Tätigkeit, die hier völlig ausgeschlossen ist. Der Teufel gerät nicht in den Leib der Mutter des Antichrists, sondern er begibt sich absichtlich hinein, Man denkt an

Beow. 1280 *Þa ðær so[c]na wearð*
edhwyrft eorlum, siððan inne fealh
Grendles modor.

Ahnlich Beow. 2226. Wenn, wie ich glaube, *befylð* zu *befeolan* gehört, kann es keine streng ws. Form sein.

Eine häufige Fehlerquelle in den Wörterbüchern sind falsche Lesarten und Druckfehler in den Textausgaben. T. hat zwar verschiedene derartige Fehler verbessert: Suppl. *scipp* (= *scip*) statt des scheinbar so interessanten *scripp* im Dict. (nach Thorpe, Hom. Cath. I. 394; 7; vgl. auch NED. scrip, sb.[1]); *unrihtwis dom* (Dict. sub *unrihtwis*) statt *unriht wisdom*[2]) (Thorpe, Hom. Cath. I. 596, 24); *Me arn to gemynde oft and gelome* 'it often occurred to me' (Suppl. sub *irnan* II. 4) statt *Mearn to gemynde* 'Ich bedachte in Sorge' (X Æthelred, Prolog, Liebermann I. 269).[3]) — Das im Dict. nach Norman, Hexam. 14, 10 zitierte *flyþ* wird im Suppl. mit Recht als *flyht* gedeutet; man hat aber immer noch den Eindruck, es handle sich um eine, allerdings schwer zu erklärende, handschriftliche Lesart. Dem ist aber nicht so. Die erste[4]) Ausgabe Normans, die jedenfalls auch für die damalige Zeit kaum mehr als ein Curiosum war, druckte *th* für *þ*. Als dann die zweite Auflage diese *th* durch *þ* ersetzte, wurde versehentlich auch aus dem *ht* in *flyht* ein *þ*. —

[1]) Ich zitiere den Satz etwas vollständiger.

[2]) Man könnte auf den ersten Blick geneigt sein, *wisdom* als 'Weistum', 'Urteil' aufzufassen.

[3]) Auch im Glossar zitiert Liebermann die Stelle sub *murnan*.

[4]) Nach Wülker, Grundrifs der ags. Literatur I § 104, gelangte sie nicht in die Öffentlichkeit. Ich habe in der Bodleiana ein Exemplar eingesehen. Die kürzlich von S. J. Crawford veröffentlichte Ausgabe des Hexamerons (Bibl. d. ags. Prosa X) erlaubt uns, diejenige Normans endgültig beiseite zu legen.

hel 'pretext' (Dict. p. 525) wird im Suppl. durch *hél* 'calumny, a false charge' ersetzt. Ich zweifle, ob damit die Sache in Ordnung ist. An der einen Stelle (Polity 12, Thorpe, Laws p. 430, 15)[1] lesen beide Hss. *mid yfelan holan*, nicht *helan*, nur steht über dem *o* in der Hs. *æ* ein spätes, wohl schon mittelenglisches *e*. Auch im zweiten Beleg, Swer. 4 (Liebermann I. S. 396) ist ein ursprüngliches *hole* > *hele* geändert worden (Textus Roffensis ca. 1120). Dafs zwei von einander gänzlich unabhängige Texte die Variante *hel* für *hol* aufweisen, sichert dieser Form ihre Existenzberechtigung. Aber gehört sie nicht besser in ein me. Wörterbuch?

Von selten oder gar nicht belegten Wörtern sind nachzutragen:

willen adj. Das in den Wörterbüchern belegte *druncenwillen* 'trunksüchtig' (wörtl. 'nach Trunkenheit strebend') setzt ein Adjektiv *willen* voraus, das mit *georn* gleichbedeutend ist (vgl. *druncengeorn*), das aber bei T., Sweet und Clark Hall fehlt. Es ist belegt Sol. 63, 10 (ed. Hargrove) *Acsa ðin agen mod for hwi hyt swa willen si and swa geornful to witanne þætte ær wæs.*

dirnlic adj. 'heimlich'. Inst. Polity. *Be Munecum* (Thorpe, Laws 431, 7) *sume synd .... to mandæde on dyrnlican galscipe.* Das Suppl. kennt nur das Adverb *dirnlice.*

swiðlæt, adj. 'sehr schlaff'. An der im Dict. sub *læt* zitierten Stelle Polity 10, Thorpe II. 318, 36 (Folioausg. 429, 48) *Ðæt hi ne beon wordes ne weorces ne ealles to hræde ne to swiðe læte* (= Hs. G), liest D *swið:læte* mit radiertem *e*. Mit Rücksicht auf Adjektivbildungen wie *swiðsnel, swiðstrang, swiðswige* verdient diese Lesart Beachtung.

weorðscipe 'dignity of behaviour'. Für diese Bedeutung gibt T. nur einen Glossenbeleg (s. Dict. *weorðscipe* v). Doch vgl. Polity X. Thorpe, Laws 429, Z. 3 von unten *and huru ne geriseð biscopum æfre æt ham ne on siðe to higeleas* (var. lect. *to iuncglic*) *wise, ac wisdom and weorðscipe gedafenað heora hade, and gedrihða gerisað þam þe heon filiað.*

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dafs, wenn

[1]) Das NED. zitiert diese Stelle sub *hele* sb., die übrigen Belege passen aber nicht dazu, da sie 'Versteck' bedeuten und offenbar zum Verbum *helan* 'verbergen' gehören.



einmal sämtliche ae. Texte in zuverlässigen Ausgaben vorliegen, noch eine stattliche Zahl neuer Wörter und Wortbedeutungen zu unserer Kenntnis gelangen wird. Wie ergiebig die Ausbeute unter Umständen sein kann, mögen folgende Proben aus einem ganz kurzen Text (Nero A 1, fol. 103 b ff.) zeigen, den Liebermann, Gesetze I, Einleitung S. XXV, als „Klage über Unsitten der Bischöfe“ [1]) bezeichnet, und den ich in anderem Zusammenhang in absehbarer Zeit zu veröffentlichen hoffe. [2])

willwyrdan [3]) 'einem zu Willen reden, gute Worte geben' a. a. O. fol. 103 b *we willwyrdað mannum and* [4]) *þurh þæt olæcað oftost on unnyt.*

fician 'schmeicheln'. Das durch das me. *fike* 'flatter, fawn' (s. NED. *fike* v.[2]) geforderte ae. *fician* [5]) findet sich hier fol. 104 a *Wið gligmen we ficiað and þam ure feoh gifað, and wið scandwyrde* [6]) *we olæcað georne* [Hs. *geone*]; *willað habban hereword* [7]) *and scyldan wið unword.* [8])

luffeorm, stf. 'freundschaftliche Bewirtung'. [9]) Ebda.: *Eac us bið gerisenlic, þæt we urum freondum luffeorme dælan, swa swa hit gerise.*

ealusele, stm. (vgl. Suppl. *ealuhus*) 'Wirtshaus'. Ebda.: *ne geriseð biscopum æfre on ænigum ealasele, þæt hy to langc clyfian on bænce.*

Eine weitere Anzahl neuer Wörter aus ungedruckten Quellen lege ich beiseite, um meine Besprechung nicht über Gebühr auszudehnen. Ich gestatte mir nur noch den Wunsch zu äufsern, die Herausgeber poetischer Texte möchten bei der Ausarbeitung ihrer Spezialglossare nicht einzig auf Greins

---

[1]) Der Stil ist durchaus derjenige Wulfstans.

[2]) Die folgenden Wörter sind, wofern nichts Gegenteiliges bemerkt ist, in keinem ags. Wb. verzeichnet.

[3]) Es setzt ein **willword* 'willkommenes, angenehmes Wort' voraus; vgl. *tornword* : *tornwyrdan*.

[4]) Ich löse das und-Zeichen und die Abkürzung *þ* auf.

[5]) Auch das Suppl. kennt nur *befician* 'betrügen'.

[6]) *scandwyrde*, adj. = schmähsüchtig. Vgl. die andern Adjektivbildungen wie *biter-*, *fæger-*, *hocor-wyrde* etc.

[7]) 'Lob'; je einmal im Dict. und im Suppl. belegt.

[8]) *unword*, stn. 'Schmähung', vgl. an. *ú-orð*.

[9]) nicht 'Liebesmahl' im religiösen Sinne.

Sprachschatz abstellen, sondern in höherm Maſse als bisher Bosworth-Toller mit berücksichtigen. Es würden dann verschiedene traditionell gewordene, aber trotzdem unberechtigte Bedeutungsansätze schwinden. Nur ein Beispiel:

Es ist immer noch üblich, in den Beowulfglossaren sowohl *witan* wie *gewitan* mit 'wissen' wiederzugeben, trotzdem schon vor längerer Zeit Kläber, Mod. Phil. 3, 261 auf die Wichtigkeit der schärfern Beachtung der Aktionsarten hingewiesen hat. Es ist zunächst rein theoretisch wahrscheinlich, daſs sich *witan* : *gewitan* verhält wie *cnawan* : *gecnawan*, d. h. *witan* heiſst 'Wissen besitzen', *gewitan* 'Wissen erlangen'. Je nach dem sich das handelnde Subjekt um den Besitz des Wissens bemüht oder mehr zufällig dazu gelangt, ergeben sich für *gewitan* zwei Bedeutungsschattierungen: a) 'ausfindig machen, ermitteln', b) 'erfahren, gewahr werden, erkennen'. Diese aus der Theorie der Aktionsarten sich von selbst ergebenden Schlüsse werden durch die Belege bei B.-T. und eigene Notizen bestätigt. Der Unterschied zwischen *witan* und *gewitan* wird noch bei Ælfric und seinen Zeitgenossen in der Mehrzahl der Fälle beobachtet.

Und nun zur Stelle Beow. 1345 ff.:

Ic þæt londbuend leode mine,
selerædende secgan hyrde,
þæt hie gesawon swylce twegen
micle mearcstapan moras healdan
ellorgæstas: ðæra oðer wæs,
þæs þe hie gewislicost gewitan meahton,
idese onlic.

„Von diesen war der eine, wie sie mit Bestimmtheit haben ermitteln [1]) können, einem Weibe gleich.“ Da man das, was man ermittelt oder erfahren hat, weiſs, darf man auch freier übersetzen: „wie sie mit Bestimmtheit wissen“, aber nicht „wissen konnten“.

[1]) Schon Lorenz, Aktionsarten des Verbums im Beowulf, Diss. Würzburg 1908 S. 71 rechnet mit der Möglichkeit perfektiver Bedeutung für *gewitan*, drückt sich aber etwas unsicher aus.

Basel, den 1. Juli 1922. Karl Jost.



An Introduction to the History of the English Language by **P. G. Thomas,** M. A., Reader in English Language and Literature in the University of London. London, Sidgwick & Jackson, Ltd. 1920. 108 S.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vorträgen, die als 'County Council lectures' in London gehalten und später in der Sommerschule der St. Andrew's Universität wiederholt wurden. "It is hoped", so heifst es in der Vorrede, "that the book will serve to introduce students of English to the somewhat neglected background of their studies. In the interest of these a certain amount of specialised material has been introduced, without, it is hoped, impairing the readableness of the book for the general public." Die Darstellung scheint sich also ähnliche Ziele gesteckt zu haben wie die neuerdings so viel genannten 'Volkshochschulkurse' in Deutschland, — soweit man sich aus der Ferne ein Urteil darüber bilden kann. Jedenfalls ist es ein bemerkenswertes Zeichen wachsenden Interesses für den nur zu oft als trocken verschrienen Gegenstand, dafs ein Bedürfnis nach einem solchen Leitfaden in dem Mutterland der englischen Sprache überhaupt vorhanden war.

Neues werden wir nach dem Gesagten zwar kaum erwarten dürfen — in der Tat sind die unmittelbaren Quellen gewöhnlich sehr leicht zu erkennen —; wohl aber bietet das Buch eine recht geschickte Zusammenstellung wissenswerter Tatsachen der englischen Sprachgeschichte und erscheint recht gut geeignet, den Leser zu weiterem Studium anzuregen. In kurzen Strichen zeichnet der Verf. die Verwandtschaftsverhältnisse der englischen Sprache, die Grundzüge der Lautbildung und des Lautwandels, die Entwicklung der Vokale und Konsonanten, Flexionsgeschichte, Bedeutungslehre (mit Rücksicht auf den Wortschatz), Einwirkung fremder Sprachen, usw. Anzuerkennen ist, dafs er der Versuchung, sich in bestechenden Gemeinplätzen zu ergehen, durchaus widerstanden hat. Eine Fülle von wertvollem Material ist auf verhältnismäfsig wenige Seiten zusammengedrängt worden.

Ob freilich die weiteren Kreise, die Thomas mit im Auge gehabt hat, wirklich auf ihre Kosten kommen, erscheint zweifelhaft. Das unerreichte Muster gemeinverständlicher, dabei auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhender und zugleich

durchaus eigenartiger, anschaulicher Darstellungsweise auf diesem Gebiete bleibt immer noch Henry Bradleys bekanntes Buch *The Making of English*, das sich in erster Linie an 'educated readers unversed in philology' wendet. In dem vorliegenden Bändchen nun finden wir doch mancherlei Dinge, die ohne Kenntnis des Altenglischen, Griechischen oder anderer Sprachen nicht recht verständlich sind. So könnte z. B. die gedrängte Übersicht über die Vokalwandlungen vom Altenglischen zum Mittelenglischen (S. 101) nur auf der Grundlage eingehenderer Kenntnisse oder mit Hilfe sachgemäſser Erläuterungen im mündlichen Vortrag einigen Nutzen versprechen. Oder was soll der unerfahrene Leser anfangen mit der folgenden Andeutung (S. 83): "The tendency to develop Germanic u̯u̯ similarly in East and North, as against West, Germanic points to a period of contact for the two former"? Sollte allerdings dies Buch als ein Leitfaden zum Gebrauch bei Vorlesungen mit anschlieſsender Diskussion oder als eine Art Repetitorium gedacht sein, so würden Bedenken solcher Art weniger ins Gewicht fallen.

Andrerseits ist nicht zu verkennen, daſs die Rücksicht auf das weitere Publikum und das Streben nach möglichster Kürze in manchen Fällen zu Fassungen geführt hat, die ungenau oder unvollständig sind und irrige Vorstellungen hervorrufen könnten. In dem recht interessanten Kapitel über 'Linguistic Contact' wird auf die Eroberung eines Volksstammes durch einen anderssprachigen Bezug genommen (S. 85): "In such a case, either the conquered, or the conqueror, must gradually surrender its dialect. The former was the case with the Gauls when they submitted to the Frankish invasion, the latter with the Normans when they surrendered their dialect in favour of the conquered English." Wäre das erstere wörtlich zu verstehen, so müſsten ja heute alle Franzosen deutsch sprechen. Wie es in Wirklichkeit bei der Romanisierung Galliens zugegangen ist, kann man in Mommsens *The Provinces of the Roman Empire* (Buch 8 der röm. Geschichte, engl. Übersetzung von W. P. Dickson), Kap. 3 nachlesen. Ein Hinweis auf die ausgezeichnete Behandlung des überaus wichtigen Problems des Sprachenkampfes durch den jüngst verstorbenen George Hempl ('Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the Case of Race-Mixture', *Transactions of*

the Amer. Philol. Assoc. XXIX, 31 ff.), oder auch auf das sachkundige Urteil in Jespersens *Growth and Structure of the English Language* wäre zweckdienlich gewesen. Merkwürdigerweise wird letzteres Buch überhaupt nicht erwähnt.

Recht verständig sind die Bemerkungen über englische Rechtschreibung und die neueren Versuche, dieselbe zu verbessern. Tatsächlich sieht es jetzt so aus, als ob der folgende Schlufs zu recht bestehen wird (S. 99): "The ingrained conservatism of the English people makes it doubtful, however, whether any scheme that advances beyond mere additions and retrensions [?] can hope for success." Die brittische 'Simplified Spelling Society' scheint gegen Ende 1917 die Veröffentlichung des *Pyoneer ov Simplifyd Speling* eingestellt zu haben. Auch die in den Vereinigten Staaten vor 16 Jahren mit so grofsen Hoffnungen, unter dem wertvollen Schutze Carnegies, in die Wege geleitete Bewegung für Vereinfachung der Orthographie ist ganz bedenklich abgeflaut. Seit der letzten Veröffentlichung, *Handbook of Simplified Spelling,* Part III, 1920 ist es im Lager der Reformer ganz still geworden. Ja, die Modern Language Association of America beschlofs in der im Frühjahr 1920 abgehaltenen Jahresversammlung, zu der vor mehreren Jahren wenigstens grundsätzlich aufgegebenen orthodoxen Rechtschreibung zurückzukehren, 'to abandon the use of simplified spelling'. Verschiedene Gründe haben hier zusammengewirkt, um der Reaktion zum Siege zu verhelfen.

Einige Versehen in Einzelheiten könnten bei einer zweiten Auflage des Buches leicht verbessert werden.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

A Good Short Debate between Winner and Waster. *An Alliterative Poem on Social and Economic Problems in England in the Year 1352, with Modern English Rendering.*

A. u. d. T.: **Select Early English Poems** ed. by **Sir Israel Gollancz,** Litt. D., F. B. A. — III. — H. Milford: Oxford Univ. Press. London 1920. — 14 Bogen in 4°. 5/.

Der neue Direktor der Early English Text Society, Professor der englischen Sprache und Literatur am King's College,

London, hat angefangen, eine Reihe mittelenglischer alliterierender Dichtungen in schöner, geschmackvoller Ausstattung herauszugeben, von denen „Patience“ und „The Parlement of the Three Ages“ schon früher erschienen sind.[1]) Das vorliegende Gedicht hatte er bereits 1897 als Anhang zum „Parlement“ in den Veröffentlichungen des Roxburghe Club erscheinen lassen (vgl. die Anzeige von Kölbing, Engl. Stud. XXV, 273). Jetzt legt er es uns in kritischer, verbesserter Gestalt mit Einleitung, Übersetzung, Anmerkungen und Glossar vor und wir haben alle Veranlassung, ihm für die schöne Gabe dankbar zu sein. Die vielen historischen und sozialen Anspielungen im Texte sind sorgfältig besprochen und erklärt; nicht mindere Sorgfalt ist auf Textgestalt und sprachliche Schwierigkeiten verwandt worden. Unbequem ist das Fehlen der Seitenzählung und die Verweisung der Übersetzung hinter den Text. Die photographischen Abbildungen von zwei Seiten der Handschrift sind eine willkommene Beigabe. — Ein paar kritische Bemerkungen mögen diese Anzeige beschliefsen.

V. 3. *There hath selcouthes bene sene* etc. G. meint, *hath* stände für *hafe*, denkt also nicht daran, das voranstehendes Verb bei Pluralsubjekt häufig im Sgl. steht. Vgl. *brynneth* ... *your bowels* V. 357. — V. 4 *by the nyne dele* brauchte nicht in *nynde* geändert zu werden, vgl. Zupitza, Herr. Arch. 84, 329. — V. 26. *Fro he can jangle as a jaye, and japes* [*can*] *telle.* Die Wiederholung von *can* vor *telle* ist doch überflüssig! — Zwischen V. 111 und 112 ist gewifs der Ausfall einer Zeile anzunehmen, denn es fehlt der Zusammenhang. — V. 38. *Hipped up heghwalles* etc. Vgl. noch nhd. *Hupe*, *Huppe*? Im Glossar erklärt G. es, abweichend von den Anmerkungen, als 'hüpfen'! — V. 132. *Withinn þe kyngdome riche* etc. l. *þe kyngriche* 'Königreich'. — V. 134 war *kynge-ryche* nicht in *kynges rythe* zu "bessern"! — V. 166. *When it hase moste of þe maye,* heifst es von der Sonne; daher ist *maye* einfach in *mayne* zu bessern. — V. 190. *Some of merchandes merke*[*s*]. Warum ist *some* in *and oþer* geändert? — V. 249 ist m. E. vor 248 zu stellen. — V. 265. *With thi sturte and thi stryffe* etc. l. *strute,* vgl. *strot ne stryf* Pearl 848. — V. 266. *In playinge and in wakynge* etc.

[1]) Im „Parlement“ V. 386 l. *and weddis wy unto wy(f)*. Zu *Polborne* V. 532 vgl. as. *Pathelbrunno* mit Dissimilation.



Statt *playinge* möchte ich *wastinge* statt Kölbings *wraxlinge* schreiben. — V. 268 f. *There es no wele in þis werlde to wasschen thyn handes That ne es gyffen and grounden are þou it getyn have.* Ich möchte glauben, dafs *wasten wiþ* für *wasschen* und *graunted* für *grounden* zu schreiben ist. — V. 279. *Hete the whatte thou haue schalte* etc. Für *hete* l. *hente*, vgl. V. 447. — V. 359. *þat iche a gome in þe gate goullyng may here.* Erg. *þe* vor *goullyng.* — V. 380. *þai þe roughe of þe rye, þay þe rede whete. Rede* kann hier doch nicht 'rot' bedeuten, sondern ist offenbar das Part. Prt. von ae. *rǣdan* 'bereiten, zubereiten'. — V. 476. *Where any potet beryn thurgh þe burh passe. Potet* scheint = *potent* zu sein, das aber nicht alliteriert. Daher möchte ich es in *bostous* 'prahlerisch' ändern, das Tandalus V. 432 belegt ist.[1]) G.s *berande potener* liegt doch zu weit ab, stellt auch die dreifache Alliteration nicht her.

Zu den Anmerkungen. Zu V. 175. Der "Libeaus Desconus" wurde von Kaluza, nicht von Kölbing gedruckt. — Die Vermutung, dafs *wale* in V. 396 (*in a wale tyme*) ein anderes Wort sei, als das sonstige *wale*, mufs ich bezweifeln. Vgl. jetzt *wale* im NED.

Zum Glossar sei bemerkt, dafs V. 158 *brase* nicht die Bedeutung 'Armschiene' hat. — *cutten* beruht wohl auf ae. **cyttan.* — *drown* kann nicht = ae. *druncnian* sein. — *ȝit* ist ae. *ȝīt.* — *hete* 'promise' V. 279 l. *hente.* — *hightilde*: "ME. *ahtlian*" verstehe ich nicht. — Zu *hipped* vgl. oben zu V. 38. — *hove* 'remain' kann doch mit ae. *hōf* 'hob' nichts zu tun haben! — *lady*: l. ae. *hlǣfdīge.* — *larkes*: l. ae. *lāwerce.* — *maze* ist zu streichen, vgl. oben zu V. 166. — *melleste* kommt nicht von ae. *mǣlan*, sondern von *meðlan.* — *myndale* wird in den Anmerkungen besser erklärt. — Zu *rede* 380 vgl. oben. — *scho* kommt von ae. *heo* (hinter *-s* im Satze), nicht von *seo.* — *sterlyng* ist nach Edw. Schröder auf afrz. *staer* < *στατήρ* zurückzuführen. — Zu *sturte* vgl. oben. — *swepe*, ne. *sweep*, kann nicht auf ae. **swǣpan* beruhen. — Unter *thirde* l. „ONorth. *þirda.*“ — Zu *wale* vgl. oben. — *wightly* beruht doch wohl auf ae. *wiht.*

---

[1]) Auch *bostand* würde eine passende Besserung sein.

Kiel. F. Holthausen.

St. Erkenwald (Bishop of London 675—693). An alliterative Poem, written about 1386, narrating a Miracle wrought by the Bishop in St. Paul's Cathedral, ed. by **Sir Israel Gollancz.** A. u. d. T.: **Select Early English Poems** IV. H. Milford, Oxford Univers. Press. London 1922. — LXII u. 59 Ss. 4°. Price: 5 sh.

Das Gedicht war schon durch Horstmann in den Altengl. Legenden N. F. bekannt gemacht, aber erst jetzt, in einer kritisch hergestellten Form und mit den nötigen Erklärungen versehen, ist es ganz verständlich geworden.

Die umfängliche Einleitung behandelt gründlich und mit grofser Belesenheit alle Fragen, die sich an das Gedicht knüpfen. Die Hs. befand sich, wie ein späterer Eintrag zeigt, früher im Besitz der in Lancashire und Cheshire ansässigen, vornehmen Familie Booth; dazu pafst gut, dafs die Sprache dem nordwestlichen Mittellande angehört. G. hat es in Vierzeilen gedruckt, obwohl zwei Strophen mehr (5), eine weniger als vier Zeilen umfafst (2). — Die Legende beruht nach G. auf der Erzählung von Gregor dem Grofsen und dem Kaiser Trajan; hinzugefügt hat der Dichter Züge aus Bedas Kirchengeschichte und Galfrid von Monmouth. Zugrunde liegt wohl eine lateinische Gestalt, die aber bisher nicht aufgetaucht ist. Die verschiedenen Fassungen der Legende sind im Anhang zusammengestellt.

Zum Text und zu den Anmerkungen bemerke ich: V. 34. *loue* = *lēue* 'lieb' kann sehr wohl richtig sein, vgl. ne. *show, sow, four, choose* mit derselben Akzentverschiebung. — 88. *ȝorde* steht doch wohl für *ȝerde*, da hier das *o* nicht zu erklären ist. — 93. *uschon* steht eher für *uchon.* — 100. *couthe* ist die schwache Nebenform von *can* = *gan*, vgl. ahd. *bigunda* etc. — 106. *bolde wonder* ist doch dasselbe wie *derfe w.* V. 99. — 171. Für *glow* gilt dasselbe wie für *loue* 34. — 190. *bray*[*þ*]*ed* kann nicht von an. *bragða* hergeleitet werden! — 192. Auch *lyf*[*es*] *goste* wäre eine gute Besserung. — 205. Zu *lappid* vgl. nordfries. *ápläp* 'auftrennen'. — 292. *loffynge* kann nicht das Part. Präs. sein, da dies in unserm Text auf *-ande* ausgeht, sondern steht für *lĕffynge* 'Rest', hier die Gerechten in der Vorhölle. Vgl. *glotte* = *glette* V. 297. — 304. Der Gebrauch von *hit* für *þey* hätte wohl eine Bemerkung

verdient. Es kommt auch sonst vor. — 329. L. *þou worpe* 'du warfst' st. *werpe*? — 333. Der Gebrauch von *us* statt *me* findet sich auch V. 340; übrigens fasse ich *weshe* als Prät. — 337. Vgl. Cleann. 91 f. — 340. Ich möchte *þat* vor *has* ergänzen. — 349. Erg. *of* nach *louynge*.

Zum Glossar. *blysnande* gehört zu ae. *ablysian*, vgl. aisl. *blys*. — *cladden*: ae. *clǣðan* ist nicht belegt. — Bei *fyrst* fehlt die Bedeutung. — *glode* 'bright space' = *glade* hat nichts mit ae. *glæd*, aisl. *glaðr* zu tun, sondern gehört zu ne. *gleam*. — *ȝet*: l. ae. *ȝēt* (Orm schreibt ja *ȝet* mit 1—4 Akzenten darauf). — *hathel* erklärt sich als Umstellung von ae. *hæleð*, vielleicht unter Einfluſs von *æðele*. — Sollte *jape* nicht eher aus *joke* + *ape* entstanden sein? — Bei *liȝtly* fehlt 334. — Warum wird *louyd* (unter *loff-*) von aisl. *lofa* statt von ae. *lofian* hergeleitet? — Dasselbe gilt von *louynge*. — *ligges* und *lyggid*[1]) kommen von *ligge* < an. *liggja*. — *mene* 'remember' möchte ich eher von ae. *myne* ableiten. — *mere* 114 (die Hs. hat *meere*) fasse ich nicht als 'mare' sondern als 'Grenze', ae. *mǣre*. — Unter *queme* ist ae. *ge-cwēme* falsch als *gec-wēme* abgeteilt! — *quere* 279 ist nicht 'where', sondern = *queðer* 'ob', geht also auf ae. *hweðer* zurück. — *queþer* 'whether' 188 (ae. *hweðer*) und *q.* 'nevertheless' (ae. *hweðre*) waren zu scheiden. — *rottok* ist eine Bildung wie *bullock*, *hillock*. — *sprent* erscheint auch in westf. *splentern* 'spritzen' < **sprentern* (Dissim.). — *trew* ist ae. *treowe*, nicht *treow*. — *trowid* kommt von ae. *truwian*, nicht *trūwian*. Die Kürze wird durch die Metrik bewiesen, wie vorlängst Sievers und Trautmann erkannt haben. — *þof* würde ich lieber von urnord. **þoh* (Orms *þohh*) ableiten. — *use* kann V. 200 nicht 'practise' bedeuten. — *wyȝt* 'brisk' ist eher = *wiht* 'Wesen, etwas' als an. *vīgt*. Der adjektivische Gebrauch erklärt sich aus dem prädikativen: *he is wiht*. Ähnlich ist ja ne. *dainty* zum Adjektiv geworden und unser *schade* in: *das ist sehr schade*, eigentlich auch schon.

[1]) Das Shakespearesche *by God's liggens* dagegen möchte ich als Entstellung von *legs* auffassen.

Kiel. F. Holthausen.



Karl Brunner, Die Dialektliteratur von Lancashire. Wien 1920. 60 SS.

A. u. d. T.: **Publikationen der Hochschule für Welthandel.**

Die umfassende Dialektliteratur Englands dürfte in weiteren Kreisen ziemlich wenig bekannt sein, und es war ein guter Gedanke des Verfassers der vorliegender Abhandlung, die Dialektliteratur Lancashires zur Behandlung aufzunehmen, Wie er S. 4 bemerkt, ist die moderne Dialektliteratur Englands in Lancashire am reichsten entwickelt. Diesen Umstand führt er auf mehrere Umstände zurück, z. B. die stark ausgeprägte Heimatsliebe und den berechtigten Stolz auf die Bedeutung des Landes in der industriellen Entwicklung Englands, den engen Zusammenhang der gebildeten Bevölkerung mit den dialektsprechenden Arbeitern, die gröfseren literarischen Bedürfnisse einer aufgeweckten Industriebevölkerung gegenüber einer bäuerlichen, und nicht zumindest die auf John Collier zurückgehende Tradition. Es verdient hier hervorgehoben zu werden, dafs auch auf anderen geistigen Gebieten eben Lancashire eine führende Rolle einnimmt. Wohl keine andere Grafschaft besitzt einen solchen Schatz von Urkundensammlungen und anderen Veröffentlichungen, die ältere lokale Geschichte, Genealogie u. dgl. beleuchten, wie eben Lancashire. In der stattlichen, leider unvollendeten Sammlung Victoria History of the Counties of England, nimmt gewifs der (vollständig vorliegende) Lancashire-Teil den Ehrenplatz ein.

Dr. Brunners Arbeit verfolgt die Entwicklung der Dialektliteratur Lancashires von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag. Die ältesten Beispiele von Verwendung von Dialekt in künstlicher Absicht in England sind nach dem Verfasser Spensers Schäferkalender und die Dialekttypen des älteren Dramas. Ob nicht auch Chaucer hier der Erwähnung wert gewesen wäre? Der erste Dialektschriftsteller Lancashires ist John Collier, der im Jahre 1746 unter dem Pseudonym Tim Robbin den bekannten View of the Lancashires Dialect veröffentlichte, und dessen Einflufs überaus grofs gewesen ist.

Eine genaue Inhaltsübersicht der Arbeit dürfte nicht nötig sein. Sie behandelt recht eingehend die bedeutenderen Schriftsteller, besonders Edwin Waugh, die hervorragendste literarische Gestalt der Grafschaft, während die geringeren

ganz kurz erwähnt werden. Er betrachtet die Dialektliteratur im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen und sozialen Geschichte der Grafschaft, und er ist bemüht, die literarischen Einflüsse, die auf die Lancashire-Dichter gewirkt haben, klarzulegen. Er urteilt gesund und gerecht über die literarische Bedeutung der Dialektschriftsteller.

Die Arbeit ist sehr reichhaltig und zuverlässig. Sehr wenig wäre gewifs nachzutragen. Es kann auffällig erscheinen, dafs eine solche Arbeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt von einem österreichischen Forscher fertiggestellt werden konnte. Zur Erklärung mag darauf hingewiesen werden, dafs Professor Brandl in den Jahren vor dem Kriegsausbruch für das Berliner englische Seminar eine überaus reichhaltige Sammlung von Lancashire Dialektliteratur gesammelt hatte; die Sammlung soll sogar die der Free Reference Library in Manchester übertreffen.

Ich finde in der Arbeit keine Erwähnung von J. P. Morris, der im Jahre 1867 drei kleine Skizzen im Furness-Dialekt veröffentlichte. Diese sind zwar unbedeutend, wären aber der Erwähnung wert gewesen aus dem Grunde, dafs fast die gesamte sonstige Dialektliteratur Lancashires aus dem Süden, besonders dem Südosten der Grafschaft stammt, während diese dem nördlichsten Teile gehören.

Dr. Brunners Arbeit ist ein sehr wertvoller und dankenswerter Beitrag, der auch von englischer Seite mit Anerkennung empfangen worden ist (vgl. Modern Language Review XVII. 304).

Lund. Eilert Ekwall.

Studien zur me. Grammatik.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs im Ausbau der historischen Grammatik des Englischen die me. Periode die dringendsten Aufgaben aller Art bietet. Mehr denn 20 Jahre hat sich die Forschung auf Morsbachs Me. Grammatik I. Hälfte (1896) aufgebaut, die bisher Torso geblieben ist und es leider bleiben wird.[1] Das von Jordan seit längerer Zeit in Aussicht gestellte me. Elementarbuch liegt noch immer nicht vor. Dem dringenden Bedürfnis nach einer Zusammenfassung ist jetzt endlich durch die betr. Lieferungen von Luicks Histor. Grammatik Rechnung getragen worden, zunächst wenigstens für den Vokalismus. Damit ist für alle wei-

[1]) Vgl. E. St. 54 9.



teren Untersuchungen eine Grundlage geschaffen. Es ist mithin selbstverständlich, dafs ich in diesen Studien, die in zwangloser Folge erscheinen sollen, die Darstellung Luicks als die neueste und einzig vollständige Zusammenfassung unseres Wissens von me. Sprachgeschichte zum Ausgangspunkt genommen habe.

Es gehört heute ein gewisser Mut dazu, grammatische Studien gerade über die vielfach so verworrenen me. Verhältnisse vorzulegen, seitdem E. Sievers' schallanalytische Untersuchungen die bisherigen Anschauungen von den lautlichen Besonderheiten der altgerm. Dialekte ziemlich erschüttert haben. Aber noch sind kaum gröfsere Ansätze zur Verwendung dieser Methode für die engl. Sprachgeschichte gemacht, und bis zum Ausbau der engl. Grammatik auf dieser neuen Grundlage wird noch geraume Zeit vergehen.

I.

Gab es eine mkent. Diphthongierung *gō-* > *guo-*, *bō-* > *buo?*

Luick, Hist. Gr. § 405, 2, bemerkt: „Im Kentischen und anderen Teilen des Südens wurde in derselben Periode [d. h. im 13. Jahrhundert] *ǭ* sowohl als *ǭ* nach *g* und *b* zu *uo*, das wohl ... zunächst ein steigender, dann ein fallender Diphthong war"; ferner ebd. Anm.: „Das *uo* ... gilt namentlich im Ay. und im Ms. Laud 108 aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (Jacoby 13; Mařik 83, 94)." Die Erscheinung soll später durch Dialektmischung beseitigt worden sein.

M. Jacoby, Vier me. geistl. Gedichte aus dem 13. Jahrh., Diss. Berlin 1890, S. 13, hatte den in Rede stehenden Fällen eine andere lautliche Deutung gegeben: „Auch die durchgängige Schreibung *guod*, die uns im Ayenbite of Inwyt und in einigen Legenden des Laud Ms. 108 begegnet (*guod* Leben Jesu 150, 152, 169, 244, 420 und immer, Kindheit Jesu 218, 295, 791, 1580) deutet den im Süden vorhandenen *u*-Laut an."[1]) Aufser 4 Belegen für *guode* und 1 für *guos* aus dem Ayb. bringt J. Mařik, *w*-Schwund im Mittel- u. Frühneuengl., Wien. Beitr. 33 (1910), S. 83 noch bei: c. 1330 Amis u. Amil. 2493 *guodehede*, 16 *guod*; c. 1290 S. Eng. Leg. I, 403/27 *guodefriday* = *goodfriday*; c. 1270 S. Eng. Leg. I, 17/546 *guod*; ferner für me. *ā°* < ae. *ā* S. 94: „14. Jahrh. *guo* neben *gwon*, das auch im 15. Jahrh. erscheint, = *go*; 1420 Sir Amadas 670 *gwon*. Stratm.-Br. verzeichnet dafür *guon*; 1340 Ayenb. 60 *guo*, 34 *guoþ*, 120 .. *guoinde*; 14. Jahrh. *boen*, *buon* = *bone*, 1340 Ayenb.

[1]) Ähnlich auch Danker 14.



148 *buones*." Die Belege, für die keine andere Quelle angegeben ist, stammen aus dem NED. (vgl. Mařik S. 82 Anm.), und sind damit der Nachprüfung und Kritik entzogen. Mařik zieht die Schlüsse, dafs sich me. *ǭ* in starktonigen Wörtern um 1300 im Südh. in *ū* zu wandeln begonnen hat (S. 84), und dafs me. *ǭ* um 1400 schon in grofsem Umfange zu *ū*, bezw. *uo* geworden war (S. 95).

Luick gibt für die von ihm angenommene Diphthongierung folgende Erklärung: „Der Wandel setzt eine gewisse Rundung des *g* und eine verlangsamte Lösung des Lippenverschlusses beim *b* voraus." Diese phonetische Deutung scheint mir doch recht unglücklich, zumal für *g*; und warum tritt bei *m* nicht dasselbe wie bei *b* ein, wo doch die Vorbedingungen für eine verlangsamte Lösung des Lippenverschlusses in erhöhtem Mafse gegeben sind? Es scheint mir deshalb angebracht, die angezogenen Belege einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Eine Gruppe für sich bilden die Schreibungen aus Sir Amadas und Amis & Amiloun. In der Ausgabe von Kölbing S. XXXVII findet sich die Notiz, dafs in der Douce-Hs. 326, einer Papierhs. aus dem 15. Jahrh. (ebd. IX), sich öfters die Schreibung *uo* für *ō* findet, bes. in *guode*. Daher schalte ich diese Schreibungen ebenso wie die in Sir Amadas als aus Hss. des 15. Jahrh. stammend vorläufig aus. Die Fälle in S. Engl. Leg. I (The Early South-English Legendary, ed. Horstmann E. E. T. S. 87) sind dem Ms. Laud 108 entnommen (Sancta Crux V. 546 und Johan Ap. V. 27). Zu den von Mařik und Jacoby gegebenen Belegen sind hinzuzufügen für *guod(e)* z. B. Dunstanlegende V. 58, 92, 98, 104 usw. und Magdalenenlegende 32, 105, 207, 229, *guode* : *blode* 57, *guod* : *mod* 96, *guod* : *stod* 241, *guod* : *wod* 256 usw.

Die Hs. Laud 108 stammt aus dem Ende des 13. Jahrh., nach Horstmann a. a. O. X etwa 1285—1295; von andern wird sie auch in den Anfang des 14. Jahrh. gesetzt. Schon Horstmann, Leben Jesu, ein Fragment, Münster 1873, S. 7, stellte fest, dafs eine Anzahl graphischer Eigentümlichkeiten hervortreten, die einen starken Einflufs der franz. Schreibung annehmen lassen.[1]) Nach den Ausführungen Horstmanns, Leben

[1]) Über franz. Schreibungen vgl. aufser den bekannten Abhandlungen von W. Skeat u. a.: Morsbach, Me. Gr. § 16 Anm. 1, A. Luhmann, St.

Jesu S. 8 ff. und Jahrbuch f. roman. u. engl. Spr. u. Lit. N. F. I (1874), S. 150 ff., finden sich z. B.: *o* für *u*, *ou* für *ū*, *ú*, aber auch sogar *irounne*, *counne*, *gounne*, *ȝoungue* u. ä.,[1]) sehr häufige Bezeichnung von ae. *ý*, *ȳ* durch *uy*, ae. *y* durch *u*. Mehr sporadisch sind *ie* für *ę̄* und *u* statt *eo* neben gewöhnlichem *eo*. Aus dem Konsonantismus ist die überaus häufige Vertretung des ae. *þ* durch *z* neben den sehr eigentümlichen Graphien *thþ* und *thz* in den Verbalendungen sehr auffallend; auch seltene *t* wie in *beot*, *cleopiet*, *habbet* oder Ausfall des *þ* in *ȝif*, *bilef* sind zu verzeichnen. Durch alle diese Beispiele ist starke Beeinflussung durch aglfrz. Schreibung bereits genügend gekennzeichnet; es kommt indes noch ein wichtiger Punkt hinzu: Nach *g* wird vor *e*, *i* in german. Wörtern oft ein *u* eingeschoben, z. B. *biguynnez*, *leggues*, *finguer*, *ȝoungue*, *þingue*, *springue* u. ä. sehr häufig, aber auch Fälle wie *lenguore* und *guonne* „begannen". Durch derartige Schreibungen scheint mir die einzig richtige Erklärung für die vermeintliche Diphthongierung in Laud 108 gegeben: Es handelt sich einfach um franz. Schreibung des [g]-Lautes, wie schon F. Mohr, Untersuchungen zu den me. Legenden aus Gloucestersh., Diss. Bonn 1888, S. 23, angenommen hat: „*u* gehört zu *g*, um den Klapper anzudeuten .. es ist also französischer Einfluſs anzunehmen". Diese Ansicht wird gerade durch die Schreibungen *gu* = [g] vor *e*, *i* zur Gewiſsheit erhoben.

Mit dem gewonnenen Gesichtspunkt wende ich mich nun der Hs. des Ayenbite zu (vgl. R. Dolle, Graph. u. lautl. Untersuchg. von D. M.'s Ayb., Diss. Bonn 1912). An sicheren aglfrz. Schreibgewohnheiten — die leider Dolle zusammenzustellen unterlassen hat — finden sich vollkommen durchgeführtes *o* = [u] (so nur in wenigen Hss.!); für [ū] findet sich meist *ou*, wenige *o*; *u* für *w* unmittelbar nach anltd. Kons.; auch *hu-* = *hw-* und *ku-* = *cw-*; einige *th* = *t*[2]); *z* für stimmhaftes *s*; *ss*(*ss*), *-s* für ae. *sc*; *k* vor hellen Vokalen als bevorzugte

---

E. Ph. 22, W. Breier, St. E. Ph. 39, Burghardt, St. E. Ph. 24, R. E. Zachrisson, A contribution to the Study of Anglo-Norman Influence on English Place-Names, Lund 1909, auch ders. in Studier i Modern Språkvetenskap VI. 9 (Uppsala 1917), S. 285 ff.

[1]) Nach H. Marcus, Die Schreibung *ou* in frühme. Hss., Diss. Berlin 1917, S. 141 f., ist allerdings die me. Schreibung *ou* nicht als schlankweg aus Frankreich entlehnt zu bezeichnen.

[2]) Vgl. Wülcker, Ae. Lesebuch I 174, Anm. zu Z. 69.

Schreibung von [k]. Absichtlich beiseite lassen möchte ich hier *ie* für ae. *ę̄*, auf das ich in anderm Zusammenhang zurückkommen werde.

Ich gebe nunmehr einen Überblick über die Schreibung *uo* im Ayb.:

a) für ae. *ǭ*: *guod* und Ableitungen ist sehr häufig, zum mindesten 13 Belege. Dolle § 88, 2 gibt keine vollständigen Belege — ein in Dissertationen vielfach angewandtes Verfahren, das späterer Forschung oft groſse Schwierigkeiten bereitet. Ferner 1 *guos* 'Gänse' und 1 *buoþe* < aon. *bóð*. Demgegenüber stehen: öfteres *boc* bezw. *bok*, 1 *boþe*, 1 *good*, ferner 2 *bord*(*e*), 2 *gold*(*e*).

b) für ae. *ā* (Dolle § 60): *guo* und Ableitungen sehr oft, mindestens 9, und 2 *buones*. Demgegenüber stehen 2 *go*, 1 *ofgoinge*, 1 *outgoinge*, 4 *gost-*, 1 *goth* (= ae. *ȝāt*), 1 *abod*, 1 *bor*.

Auſserdem ist zu bemerken, daſs sich nach *m-* die Schreibung *uo* nie findet, ebenso nicht nach *bl-*, dessen Rundungstendenz bekannt ist (vgl. **blȳþe*). Auch für me. *ô* < ae. *o-* finden sich nach *b-* keine *uo*, vgl. Dolle § 49.

Übrigens sind mir auch Reime des angesetzten fallenden *úǫ* mit *ŭ* in Kent und im Südosten nicht bekannt. Das von Furnivall Archiv 98 (1897), S. 129 publizierte kent. Gedichtchen 'A Confessioun ...' zeigt den Reim *also* : *ygwo*.

Überblickt man die vorstehende Übersicht, so ergibt sich zur Evidenz, daſs von einer konsequenten „Diphthongierung" nicht die Rede sein kann. Die Belege für *uo* nach *b*, im ganzen 3, sind ganz sporadisch; für einen mindestens ebenso leicht verständlichen Wandel nach *m-* finden sich überhaupt keine Belege. Eine „gerundete" Artikulation von [g] im vorliegenden Fall ist eine recht unwahrscheinliche Annahme. Vielmehr sind in den *uo* des Ayb. ebenfalls franz. Schreibungen von [g] zu sehen (vgl. Dolle § 87), die sporadisch auch auf andere Formen übertragen sind. In dieselbe Reihe mit *buones*, *buoþe* sind die Fehlschreibungen *zuolȝ* < ae. *sulh* 242_{31}, 243 zu stellen, die Dolle 33 bei ae. *u* ohne weitere Diskussion anführt. Die Tatsache, daſs [g] vor palatalen Vokalen durch einfaches *g* ausgedrückt ist (Dolle § 182), kann an der gegebenen Beurteilung nichts ändern. Jeder Schreiber differiert in der Verwendung der einzelnen frz. Schreibungen. Dabei spielen Vorbilder, Lektüre und Laune eine Rolle und entziehen sich unsrer Beurteilung.

Was schliefslich die bisher zurückgestellten *uo* in Hss. des 15. Jahrh. anbetrifft — die schon gegebenen Belege betreffen auch nur Fälle mit anltd. *g-*; *gw* ist graph. Variante für *gu* —, so mag darin auch noch ein später Rest frz. Schreibung zu sehen sein; so hat ja auch die Douce-Hs. 326 noch zuweilen *th* für *ht* (Kölbing XXXVII). In einer Canterbury-Urkunde von 1432 (Literae Cantuarienses vol. III, p. 160 ff.) finden sich ebenfalls 2 *guode* als einzige Belege für ae. *ō*.[1]) Vielleicht sind in diesen *uo* für *ǭ* des 15. Jahrh. aber auch seltene Schreibungen des in der ne. Orthographie nicht zum Ausdruck gelangten [ū] < ae. me. *ǭ* zu sehen, vgl. Schreibungen wie *sien* 'seen', *indied* 'indeed' in Creation of Henry Duke of York a Knight of the Bath (1494) bei H. C. Wyld, Colloquial Engl. p. 90.

II.

Gab es eine mkent. Diphthongierung *hē-* > *hie-*, *clē-* > *clie-*?

Als Parallele zu dem eben erörterten Wandel *gō-* > *guo-*, *bō-* > *buo-* nimmt Luick, Hist. Gr. § 405, 1 an: „Im Kentischen oder auch Teilen dieses Gebietes wurde im 13. Jahrhundert *ē* nach *h* und *cl* zu *ie*, das anfänglich wohl ein steigender, später vermutlich ein fallender Diphthong war: *hier* 'hier', *hieren* 'hören', *cliene* (neben häufigerem *clēne*) 'rein', dazu das französische Lehnwort *clier*. Auch bei *ĕ* scheint ein Ansatz zu dieser Entwicklung vorhanden gewesen zu sein, wie vereinzeltes *hierte* 'Herz', *clienzed* 'gereinigt' u. dgl. zeigen." Dazu die Anm.: „Der Wandel zu *ie* ist nur in solchen Texten zu erkennen, welche nicht graphisches *ie* für *ę* haben (§ 359 Anm. 4): in PM hs.D, KPr. und Ayb. (Konrath, Arch. 88, 159). Er setzt palatale Färbung von *h-* und *l-* in der Verbindung *cl-* voraus, die wohl möglich ist.[2]) Vielleicht gehören auch *ʒier* 'Jahr', *ʒieuen* 'geben', *uorʒiete* 'vergessen' KPr. hierher, nur dafs *jįĕ-* später wieder zu *jĕ-* wurde und daher in Ayb. *ʒĕr* usw. erscheint. (Anders Konrath a. a. O.)" Auch diese Erscheinung soll später wieder durch Dialektmischung beseitigt worden sein.

---

[1]) vgl. St. E. Ph. 66₂₈.

[2]) Konrath a. a. O. sieht in *hi-* etwa eine Palatalspirans *jh-* oder irgend eine geschwächte Form davon.



Auch die Aufstellung dieses Lautwandels möchte ich auf Grund einer Vorführung des gesamten einschlägigen Materials einer Nachprüfung unterziehen. Ich mufs gestehen, dafs mir die sonderbare Verteilung dieses Lautwandels von vornherein anstöfsig ist, eine innere Unwahrscheinlichkeit in sich zu tragen scheint; die gegebene phonetische Deutung halte ich selbstverständlich für möglich, aber sie befriedigt nicht recht. Ausschalten möchte ich vorläufig bei der Untersuchung grundsätzlich die Fälle mit *ĕ* nach anltd. Palatal, die ja auch Luick als fraglich in die Anm. verweist. Hier mögen bekannte Kontaktwirkungen das Bild trüben; jedenfalls tritt im Ayb. in allen Fällen kein *ie* ein, vgl. Dolle §§ 31—33, 71, 77. Über die Qualität des *ē*, ob [ē̜] oder [ĕ̜], äufsert sich Luick nicht; doch weisen die Beispiele nur auf ae. [ē̜] bezw. afrz. [ę].

Beim Ayenbite ist vorweg darauf aufmerksam zu machen, dafs die Hs. Arundel 57, obwohl wahrscheinlich Autograph des Verfassers (vgl. M. Förster, Arch. 115, 167 f.), keine ganz einheitliche Schreibung aufweist. Bekannt ist das Schwanken in akt. *éa, ēa* und *ío, ïo*, über das bis heute keine völlige Klarheit erzielt sein dürfte.[1]) Aus Dolles — leider wiederum unvollständigen — Beleglisten sind folgende Belege für me. *ę* und *ĕ* nach anltd. *h-* und *cl-* zu entnehmen[2]):

I. me. *ę*:

a) akt. *ē* < *ai*ᵢ (§ 65): *heste* u. ä. 4, *hele* 1, *heleþ* 1, *hete*, *hetes*, *anhet*; *clen-* u. ä. mindestens 14, *clien-* 2.

b) akt. *ē* < wg. *ā* (§ 69): *her* 1, *here* 1 ö.

c) akt. *ē* < wg. *ē* (§ 75 a): *het* pt. d. ö., aber *hyer* 1 ö., *hier* 1 ö., *hierine* 1, *hyerbeuore* 1. Eine Form *her* ist nicht belegt.

d) akt. *ē* < wg. *ōᵢ* (§ 75 b): [*zuete* d. ö., *zuetelich* 1, *zuetnesse* 1 ö., *zuetness* 1] 2 *zuyetnesse*.

e) akt. *ē* < wg. *ūᵢ* (§ 80): *hede* sb. 1 ö., *hedes* 1; *hede* inf. 1 ö., *hedeþ* 1, *hedinge* 1.

f) akt. *ē* < wg. *auᵢ* (§ 118): aws. *hieran* erscheint in Formen mit *her-* 20, mit *hyer-* 12, *hier-* 4, dazu die „Schreibfehler“ *hihere* inf., *hyre* 1, *yhyreþ* 1, und auch wohl mit Länge durch Paradigmenausgleich *yherþ* 10, *yherd* 10 ö. gegen 9 *hyerþ*, 6 *hyerþe* sb., 1 *hierst*. 2 *hierþ*, 1 *yhierd* und 8

[1]) Vgl. Luick, H. Gr. § 359 u. H. C. Wyld, Colloquial English p. 41 f. — Zu *þierne* vgl. den Ansatz ae. **þeorne* bei Björkman, Loanwords 292 [1]).

[2]) Ich folge der Einteilung von Dolle, obwohl ich mit seinen Quantitätsansätzen nicht durchgehends einverstanden bin. Die eingeklammerten §§-Zahlen beziehen sich auf Dolle.

yhyerde pt. Dagegen findet sich konsequentes *ye*, *ie* in den über 50 Belegen von aws. *nied*.

g) afrz. ẹ̄ < vlt. ā (§ 144): *clērnesse* 1; *clier-* 10, *clier-* 1, *clyre* 1.[1])

h) agn. ẹ̄ = afrz. *ie* < vlat. *a* nach palatalis, in *-arium*, < vlt. ę (§ 153): erscheint fast ebenso oft als *ye*, *ie*, bisweilen *i*, wie als *e*; *ie* zeigen 3 *chiere*, *fieble* u. ä. mindestens 9 (vgl. Behrens 148).[2])

i) akt. ē < vlt. ē (§ 27): *clerek* 1 ö., *clerekes* 1 und mit Synkopierung *clerk* 1, *clerkes* 1 und *clierkes* 1.[3])

k) akt. é < ǫi (§ 23, 1 a): *yhende* 1.

l) mkt. ê < wg. *a* (§ 26): *glede* 1; s. u.!

m) mkt. ê < wg. *ai* (§ 28): Formen des v. *herien* als *her-* mindestens 5; *heui* 1 ö., *heuinesse* 1 (?).

n) tongedehntes akt. *io*, *eo* als *u*-Umlaut von *i* (§ 109): *cleuiinde* 3, *clep-* mindestens 25 gegen *cliepeþ* 1, *yclieped* 3. — akt. *hiolan* > *hele* 1, *heleþ* 1.

II. me. ĕ:

a) akt. *e* < wg. *a* (§ 10): *hedde* 1, *hede* 1, *hedden* 1, *heddest* 1, stets *hest* 2. prs., *heþ*, *het* 3. prs., *yhet* pp. 4, *heruest(e)* 2, *becleppe* 1, *cleper* 1 zu ae. *clæppettan*; ferner 4 *gled-*, und 6 Verbalformen zu *gledyen* (s. u.!).

b) akt. *e* < wg. *e* (§ 11): *help-* mindestens 17.

c) akt. *e* < wg. *ai* (§ 12): *helle* 1 ö.

d) akt. *e* < ǫi (§ 14): *hennen* 1.

e) akt. *e* < *eai* (§ 16): *helt* 3. ps. zu aws. *hieldan* 1.

f) akt. *é* < *ui* (§ 20): *hel* 3, *helle* 1, *helles* 1, *beclep(p)-* 6.

g) mkt. ĕ < *aii* gekürzt (§ 66): *helten* 1, *yheld* 1, *held* 1, *helþ* 1, *helþe* sb. 1, *helsny* 1, *clens-* u. ä. mindestens 6, *yclienzed* 1. In allen Fällen kann analog. Länge vorliegen.

h) mkt. ĕ < *ūi* gekürzt (§ 81): *hedde* 1, *yhed* 1.

i) mkt. *eo*, *io* vor *r*] (§ 104₁): *hert-* mindestens 17, *harten* 1; *hierte* ist nicht belegt.

k) mkent. ĕ < *ēai* gekürzt (§ 119): *herkneres* 1, *harkni* 1.

Unberücksichtigt sind in der vorstehenden Statistik akt. *éa*, *ēa*, *ío*, *ιo*. Bei ae. *éa* sind *ea*, *ya*, *yea*, *iea* die Normalschreibungen,[4]) mit *ye* ist nur

---

[1]) Vgl. Behrens 82: „*clyre* hat jedenfalls noch einen sehr offenen, dem *e* nahestehenden *i*-Laut"; vgl. ebd. 84 zu *clier*; auch Sturmfels, Anglia 8, 224.

[2]) Daneben stehende seltene *i*-Formen lassen Erklärung aus dem Frz. zu: *ycontynet* und *sostinet* wegen lat. *con-*, *sus-tinere* (vgl. jedoch A. Stimming, Boeve S. 203, wo Beispiele für den Übergang *ie* > *i* vor Nasal im Agn. gegeben werden); 1 *matire* und 1 *manire* mögen frz. Dialekten entstammen, vgl. Schwan-Behrens[11] § 50 und Anm. 1. Vgl. zu den *ie* in frz. Wörtern auch Heuser, Anglia 17, 81.

[3]) Dolle setzt [e] aus ae. *e-* an, McGillivray St. E. Ph. 8, 75 *cléric*, *clēroc*, *clērec*, auch *clīroc*. Vgl. die Lit. dort.

[4]) Übrigens zeigt sich in diesem Punkte, dafs Kents Einflufs auf die vorgelagerten Grenzgrafschaften des sächs. Gebietes stärker gewesen ist,



1 *hyeldeþ* (§ 100_5) belegt. Bei ae. *ēa* herrschen analog *ea, ya* (*iu*), *yea, iea*; nur wenige *e* und *ie*. Bei ae. *ío* (§ 104_2) starke Mischung von *e* und *ye, ie*; bei ae. *īo* (§ 121) ganz seltene *e* neben *ye, ie, y, i*.

Sehen wir uns nunmehr das ausgebreitete Material näher an! Zunächst die Fälle mit anltd. *cl-*: M. E. müſste derselbe Wandel wie bei *cl-* auch bei *gl-* eintreten; ich habe deshalb auch oben diese Belege mit angeführt. Die *ie*-Schreibungen sind nur ganz sporadisch: 1 *yclienzed* — mindestens 6 *clens-*; 2 *clien-* — mindestens 14 *clen-*; 4 *cliep-* — mindestens 25 *clep-*. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Fällen mit anltd. *clĕ-*, die kein *clie-* neben sich haben: 6 *clep-* (u_i), 3 *cleui-* und 10 *gled*.

In den Belegen I g (12 *clyer-* : 1 *cler-*) wird man ohne weiteres frz. Schreibung zugeben dürfen, dgl. erst recht für agn. *ę* — afrz. *ie* (I h). Der Umstand, daſs die von Dan Michel vermutlich (!!) benutzte frz. Vorlage zumeist *e* hat (Konrath, Arch. 88, 159 f.), vermag daran nichts zu ändern. Die aglfrz. Schreibung in England hat sich groſsenteils unabhängig von etwaigen direkten Vorlagen entwickelt. Ebenso ist natürlich 1 *clierkes* gegenüber mindestens 4 *cler*(*e*)*k*(*es*) zu erklären, da sich neben ae. *clĕroc* afrz. *clerc* stellt.

Ein bezeichnendes Schlaglicht auf die vereinzelten Schreibungen wirft zweimaliges sporadisches *zuyetnesse* (vgl. I d), ferner (vgl. Heuser, Anglia 17_{79}): *pryente* 81_{20}, *prientes* 158_8 = ne. *print*, das Dolle § 147 Anm. 1 auf verkürztes afrz. (*em*)*preinte* zurückführt, und 1 *tuyegges* 17_{29} (: *tuyg* 22_5, *tuygges* 41_{34}; ae. *twigȝe*, ne. *twig*), das Dolle S. 28 ohne Diskussion notiert.

Ganz besonders auffällig sind die *ie* für akt. *ē* < wg. au_i. Hier zeigt aws. *nīed* in überaus zahlreichen Belegen (über 50 mal!!) nur *ye, ie*, und in aws. *hīeran* halten sich die Schrei-

als man bisher annahm; ebenso muſs man wohl als Ausgangspunkt für die *e*-Welle das reine *e*-Gebiet Kent ansetzen. Die Hs. C (Cambridge Gg IV 27, 2) von King Horn und Floris und Blauncheflur zeigt zahlreiche *i* für *ēa* gleichmäſsig auf die Hs. verteilt. Töpperwien, King Horn, Diss. Göttg. 1921 (Maschinenschrift) S. 67 möchte die Hs. in die Grenzlande zwischen dem nördl. Hampshire und Surrey setzen. Belege für *i* = ae. *ēa* vgl. Wifsmann *QF.* 16, 31 f. und Töpperwien § 19 Anm.; in Floris z. B. *dide* 462, 530, *diþe* 1097, *bid* 1185, 1275, *strimes* 282/3. Auch die Hss. e und E des PM. zeigen diese Eigentümlichkeit stark [z. B. in e: 22 *ie* — 6 *ea* — 3 *e*], Hss., die im wesentlichen die Sprache des mittleren Südens zeigen; jedoch liegt E etwas nordöstlich vom Zentralws. (Jordan, E. St. 42, 42). Vielleicht prägt sich hierin der Einfluſs Canterburys sprachlich aus?

bungen *e* und *ie, ye* die Wage. Es stehen sich über 40 *e* und 41 *ye*, *ie* gegenüber; denn die 3 Belege mit Fehlschreibung sind natürlich auch bei *ye* zu verrechnen. Belege für sicheres ae. *éa*ᵢ (§ 15 ff.) sind z. B. *elde*, *derne*, *yerd*, *berne* u. ä., also zeigt sich hier konsequent *é* [ę̄]. Wie ganz anders bei etymologischer Länge! Zwar ist bei *nied, nyed* Einflufs von ae. *nēod* = ahd. *niot* auf *nīed* möglich, vgl. Bülbring, Bo. Beitr. 15, 127 (ae. *nēad* schaltet aus, da ae. *ēa* nur sporadisch durch *ie, ye* vertreten); aber reichliche Belege der Gruppe *hĕ̄-* zeigen folgendes Bild: Bei der Kürze findet sich überhaupt kein *hie-*, bei der Länge — aufser bei aws. *hīeran* — nur bei herrschendem *hier* < wg. *hēr* gegenüber etwa 20 *hē-*. Dieser Tatbestand legt doch wohl eine andere Auffassung nahe: *ēa*ᵢ ist einen andern Weg gegangen als *éa*ᵢ und zu [īə, ī] geworden; die daneben stehenden *e* sind dann wohl als andersdialektische Einsprengsel zu fassen. Man könnte danach erwarten, dafs Shorehams Reime diesen Wandel wiederspiegeln. Bei einer Durchsicht der Gedichte[1]) [E. E. T. S. LXXXVI (1902)] habe ich indes festgestellt, dafs beweisende Reime sich nicht finden; doch ist ja bekanntlich auch die kent. Entwicklung von ae. *ĕa* in Shorehams Reimen in keiner Weise bestätigt, vgl. Konrath, Arch. 88, 58. Eben so wenig fanden sich auch beweisende Reime für die von Luick angenommene Diphthongierung, wohl zahlreiche, die dagegen sprechen, vgl. z. B. in De septem sacramentis *hete* 'erhitzen' : *wete* v. 215, *hete* 'Hitze' : *frete* 999, *helþe* : *felþe* 1127, *helþe* : *sealþe* (*sǣlð*) 1185, *hele* : *femele* 1197, *forhedeþ* : *forbedeþ* 292. — *here* 'hier' : *Yuere* 357, : *Juere* 1258, : *i-vere* 621, : *fere* 1892; *here* 'cilice' : *arere* 1027. — *clene* : *ymene* 100, : *imene* 2053, : *strene* 2048, : *ywenne* (*āhwǣnan*) 894, *clensy* : *bensy* 'sanctify' 1374, *clerke*(*s*) : *werke*(*s*)

[1]) Aus der flüchtigen und unvollständigen, zudem heute gänzlich veralteten Arbeit von Danker (1879) war darüber natürlich nichts zu entnehmen. S. 15 wird zwar ae. *y* < *ie* < *ēa*ᵢ erwähnt, aber kein einziger Beleg aus den mkent. Quellen gegeben. Eine Monographie der Sprache der Hs. und der Reime Shorehams wäre sehr zu wünschen; denn die wertvollen Untersuchungen von M. Konrath, Arch. 88, 47—46, 157—180; 89, 153—166 behandeln nur einige Teile der Lautlehre, und die von Konrath (Ausgabe p. IV) versprochene 'full analysis' ist leider nicht erschienen. — Wenn übrigens Konrath a. a. O. sagt: „Sh. hat auch *clypie* 106, *clypeþ* 107, *ycliped*, *icliped* 44. 63, das vielleicht nicht rein kentisch ist", so ist dieser Beobachtung vorläufig nicht viel Wert zuzulegen.



1461, 1468, *by-cleptyst* : *weptyst* The Hours of the Cross v. 144, *helle* : *telle* Sacram. 33, *hedde* : *biredde* 177, : *redde* 1169, *herte* : *bygerte* (*gerva*) 1388.

Nach diesem Exkurs kehre ich zu den restlichen *ie*-Schreibungen im Ayb. zurück: Noch nicht erörtert ist ae. *hēr* 'hier', das nur mit *ye, ie* und nie mit *e* vorkommt. Dolle S. 42 meint, es sei möglich, dafs die *ye, ie* Schreibung zur Unterscheidung von *hēr* 'Haar' und *hēran* 'hören' gewählt sei. Möglich wäre das, aber auf der anderen Seite zeigt doch *hīeran* mindestens ebenso oft *ie, ye* wie *e*! Ein stichhaltige Begründung für die Schreibung weifs ich auch nicht — jedenfalls liegt in Anbetracht des gesamten Materiales keine Diphthongierung durch *h-* vor. Jedoch möchte ich beiläufig darauf hinweisen, dafs es sich um ein sehr alltägliches Wort handelt (eben so bei *hīeran*), ein Umstand, auf den ich bei anderer Gelegenheit zurückkomme.

Nunmehr wende ich mich zunächst zu den Old Kentish Sermons des Laud Ms. 471 (Morris, OE. Misc. 26 ff.). Die Hs. zeigt eine Reihe von aglfrz. Einflüssen: ae. *sc* erscheint stets als *s, ss*; ae. *č* > *ch*, auch *schald* = *cold* 30; 2 *blisce* 30; *wh-* fast stets *w*; zahlreiche *h*-Prothesen und Aphäresen; *-þ* der Verbalendung als *-t* (1 *tþ*, 1 *z*), *-dh, -d*; *king, ken* usw.; *don* = *dūn* 32; *wath* = *hwæt* 30. Mit der Möglichkeit frz. Schreibung ist also zu rechnen. — In den Fällen mit mkent. *ē* tritt nirgends *ie* ein. Für die Beurteilung der Längen ist das Nebeneinander *apierede* 26 — *aperede* 27 bedeutsam. Nur sporadisch findet sich 1 *i-hiereth* 27 neben 11 Belegen mit *e* und 1 *i-hierde* (ae. *hȳran*) 24 neben 2 *i-her(e)de* 34. Auffällig ist demgegenüber wieder 3 maliges *nīed* 32 (nie *e*).[1] Die OKS.

[1]) Bemerkenswert ist auch *bleþeliche* 32, wozu z. B. im Ayb. mindestens 6 mal belegtes *bleþeliche* und 3 mal *bleþelaker* „mit unerklärtem *e*“ zu vergleichen ist (Dolle S. 46), auch PM. Hs. D 124 *bleþeliche*, ebenso Disputisoun v. 2 u. a. m. Beeinflussung durch *blētsian* > *blessen*, die Dolle fragend vorschlägt, ist wegen der hier eingetretenen frühen Kürzung nicht recht wahrscheinlich. Der Annahme einer Einwirkung von ae. *blēaþ* (vgl. NED. s. v. *Blethely* und Mc Knight, JEGPhil. 12, 112), das sich bereits im Ae. von der Bedeutung „töricht“ zu „freundlich“ entwickelt, stehen die konsequenten *e* im Ayb. entgegen, weil ae. *ēa* > *ia, ya* usw. Formen wie *bluþeliche* im P. M. Hs. J, Passion (E. E. T. S. 49, 37 ff.) v. 107, Floris Hs. C 72, 380 u. ö. führen darauf, dafs ein ae. gerundetes **blȳþe* vorauszusetzen ist.



geben also kein genügend klares Bild für einen sicheren Schlufs; doch mag man in *i-hiereth* und *nied* die Verhältnisse des Ayb. wiedererkennen. Dann ist *i-hierde* (ne. *hire*) vielleicht als analogische Fehlschreibung anzusehen?

Auch in der Hs. D des Poema Morale wird man kein scharfumrissenes Bild erwarten können, da es sich ja nur um eine kentische Kopie eines in Hampshire entstandenen Denkmals handelt, die mit der südostsächs. Hs. T über eine Vorlage Z auf das Original zurückgeht, vgl. Zupitza, Anglia 1, 5 ff.[1]) Die Belege sind:

a) für ē: *unhelðe* 8, 96, *vnhelde* 179, *hunhelðe* 157; *hesne* (ae. *hǣs*) 44, 141, 167; *hete* 65, 96, 113, 113, 114, 114; *hele* 97; *biheten* 118; *heþene* 141; *niþerhelde* 166; *glede* 106; *iherð* 3. ps. 43, *ofherd* pp. 76, 137: *ihicre* inf. 128; *her* 'hier' 25, 73, 77, 79, 82, 118, 156, 183: *hier(e)* 46, 46, 47, 63, 77, 99, 119 159, 167, 112, 142.[2])

b) für ĕ: *helle* 14 mal, *helpe* 75, 144, *helen* 'verbergen' 77, *herien* 155, *hedde* 66, *heð* 'hat' 170, *hete* 'Hafs' 126, *hennes* 191, *herte* 138: *hierte* 35, 53, 148; *icliped* 48, *biclepien* 50.

Bemerkenswert ist *ʒetseres* statt ae. ī D 269.

Man wird unmöglich schliefsen wollen, dafs hier *h*- und *cl*- Diphthongierung bewirkt hätten. Das bisherige Bild vermehrt sich also lediglich um das auch bei Luick zitierte *hierte*.

Die Resultate der Prüfung der Hss. von Ayb., OKS. und PM. Hs. D sind: Auffallend häufiges *ie* liegt vor bei aws. *hīeran* und aws. *nīed*, das vielleicht zum Schlufs auf einen (ost)kent. Wandel $\bar{e}a_i$ > [īə, ī] berechtigt. Wg. *hēr* findet sich im Ayb. nur mit *ie*, *ye*; in PM. Hs. D halten sich *e* und *ie* annähernd die Wage. Doch kann den *ie*-Schreibungen in Anbetracht der zahlreichen sonstigen Fälle für *hē*- ohne *ie*-Schreibung keine Beweiskraft für eine Diphthongierung zugestanden werden. Dazu tritt in PM. Hs. D ein 3 mal belegtes *hierte* (: 1 *herte*), das jedoch in den zahlreichen Belegen des Ayb. kein Gegenstück hat. Die nur im Ayb. belegten Formen mit anltd. *clie*- für *clĕ*- sind so sporadisch, dafs sie allenfalls — wofern sie nicht lediglich als Fehlschreibungen

[1]) Vgl. jetzt: L. Stegen, Die Sprachformen und Schreibungen der Hss. des P. M. und ihr Wert für die Bestimmung der Sprache des Originals. Diss. (zugleich Preisschrift) Göttg. 1920 (Maschinenschrift).

[2]) Es ist also zum mindesten sehr ungenau, wenn Konrath a. a. O. sagt, *hier(e)* sei die gewöhnliche Form im P. M.



zu werten sind — im Vereim mil *hierte* im PM. auf eine überaus spärliche Tendenz, keinesfalls aber auf einen sieghaften Wandel schliefsen lassen, der als eine dialektische Diphthongierung angesprochen werden könnte.

Mit der Annahme eines Wandels $\bar{e}a_i$ > [īə, ī] ist übrigens keine neue Einzelheit für die me. Dialektologie gewonnen. Bereits Morsbach, Me. Gr. § 9 b unter A 12 stellte fest: „Der *i*-Umlaut von *ēa* (altkent. gew. *ē*, gelegentlich *ȳ*, *ī*) erscheint vor Nicht-Palatalen als *ie* [īə] neben *e* [ē] strengkentisch, sonst (aufser in Vices a. Virtues) als *e* [ē].“ Diese Feststellung scheint unbeachtet geblieben zu sein; wenigstens hat Luick keine Stellung dazu genommen.

Im Laufe der obigen Ausführungen habe ich, wie bereits betont (S. 26), absichtlich die Schreibung *ie* nach anltd. Palatal *ʒ* beiseite gelassen, die ja auch Luick als fraglich in die Anm. verwiesen hat. Derartige Schreibungen treten auf in OKS. (vgl. Luick) und PM. Hs. D (*uorʒiete* 16 : 4 *-ʒet-*; *ʒief*! 69, *ʒiefð* 34, *ʒieue* 21, 26, *iʒieue* 152, *ʒieuen* 30 : 5 *-ʒeu-*; *ʒer* 101 : *ʒier* 67, *ʒielde* 21, *ʒiet* 3 (*mēdeʒierned* 125), *ʒe* 23) An Anlehnung an das Ae. ist kaum zu denken, da sich hier die letzten *ie*-Schreibungen um 930 finden.[1]) Hier wird in der Tat eine vorübergehende Diphthongierung ähnlich der des Ae. vorliegen, die im Ayb. bereits gänzlich rückgängig gemacht ist.

---

[1]) Vgl. H. Kügler, *ie* und seine Parallelformen im Ags., Diss. Bln. 1916, S. 55 ff.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

[3. 12. 22.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. | Februar 1923. | Nr. II.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Hermann M. Flasdieck, Forschungen zur Frühzeit der neuenglischen Schriftsprache. Halle a. S., Max Niemeyer 1922. 44 u. 91 SS.
A. u. d. T.: **Studien zur englischen Philologie,** herausgegeben von **Lorenz Morsbach.** LXV, LXVI.

Der erste Teil dieser Abhandlung gibt einen kurzen kritischen Bericht über die bisherige Forschung zum Ursprung und zur Frühzeit der ne. Schriftsprache und skizziert ein Programm für weitere Arbeit auf diesem Gebiete.

Die Schriftsprache zeigt anfangs, wie zu erwarten, grofses Schwanken. Hier haben wir sowohl mit verschiedenen Dialekteinflüssen wie mit sozialen Unterschieden zu rechnen. Die grundlegende Arbeit Morsbachs und die seines Schülers Lekebusch konnten noch nicht mit diesen Problemen fertig werden. Hier bleiben der Forschung wichtige Fragen. Die Londoner Schriftsprache breitet sich schnell aus. Schon um 1450 hat sich die geschriebene Verkehrssprache in ganz England dem Londoner Typus stark angenähert. Die Frage nach der Ausbreitung der Schriftsprache ist eine weitere wichtige, die ihrer Lösung harrt.

Richtig betont der Verfasser, dafs die Einigung anfangs wesentlich nur die durch die Schrift fixierte Sprache trifft. „Die Auffassung von der Einigung unter einer gesprochenen Gemeinsprache dürfte einzig und allein zutreffen für den geographischen und sozialen Kreis, aus dessen Mitte der neue Typus hervorgeht, also für die gebildeten Kreise Londons.“ Die Zeugnisse, die für eine gesprochene Gemeinsprache schon des 15. Jahrhunderts oder noch früher herangezogen worden

sind, werden von Flasdieck als wenig beweisend abgelehnt. Sogar in der älteren ne. Zeit ist die Sprache der Gebildeten noch in grofser Ausdehnung provinziell gefärbt gewesen.[1])

Für die Lösung der angedeuteten Probleme ist eine genaue sprachliche Erforschung des 15. Jahrhunderts von der gröfsten Wichtigkeit. Zwar ist schon vieles auf diesem Gebiete geleistet worden, aber wichtiges Material ist noch nicht verwertet worden, und die zusammenfassende Behandlung fehlt.

Der zweite Teil bietet einen Beitrag zur Lösung der angedeuteten Fragen. Der Verfasser untersucht eine Reihe von Texten des 15. Jahrhunderts aus verschiedenen Grafschaften, um die Ausbreitung der Schriftsprache und die Bewahrung von mundartlichen Formen zu beleuchten. Richtig hat er sich im wesentlichen auf sicher datier- und lokalisierbare Originaltexte (Urkunden und Briefe) beschränkt. Das Material erlaubt zwar nicht in allen Punkten endgültige und bestimmte Resultate. Die Arbeit hat, wie der Verfasser sagt, mehr programmatische Tendenz.

Das Material besteht teils aus ungedruckten im Privatbesitz Prof. Morsbachs befindlichen Originalurkunden und zuverlässigen Abschriften von solchen, teils aus einer Auswahl von gedruckten Texten, und zwar aus einigen der Literae Cantuarienses und aus 18 der Fifty Earliest English Wills (E. E. T. S. 78). Die Urkunden stammen aus Cheshire, Stafford, Derby, Warwick, Lincoln, Northampton, Suffolk, Norfolk, Wilts, Surrey, Kent, Cambridge. Durch die Testamente werden noch Hants, Berks, Hereford, Devon, Shropshire, Essex, Bucks, Rutland, Sussex, Gloucester vertreten. Also sind mitgenommen Texte aus den meisten Grafschaften des Mittellandes und Südens. Bei den Testamenten ist jedoch im Auge zu behalten, dafs sie nicht die Originale sind, sondern in London angefertigte Abschriften, die in die bischöflichen Register kopiert wurden. Diese sind deshalb mit einiger Vorsicht zu benutzen.

Betreffs Anlage und Aufstellung folgt die Abhandlung nahe den Arbeiten von Morsbach und Lekebusch über die Londoner Urkunden, die durchgehends als Vergleichsmaterial herange-

---

[1]) Nach Boswells Mitteilung war Samuel Johnson nicht von Provinzialismen frei (Boswell, Samuel Johnson, zum Jahr 1772)



zogen werden. Gleich diesen berücksichtigt sie Laut- und Formenlehre.

Es ist nicht ganz leicht, die Ergebnisse kurz zusammenzufassen, besonders da der Verfasser selbst davon abgesehen hat, eine Zusammenfassung derselben zu geben. Es kommt hinzu, dafs die Darstellung äufserst knapp ist und deshalb sich etwas mühsam liest. In gewissen Fällen gibt der Verfasser zwar für die Formen auch die Grafschaft der betreffenden Urkunde an, aber meistens tut er das nicht, und der Leser mufs fortwährend das Quellenverzeichnis nachschlagen, um die Herkunft der Formen zu ermitteln. Die endgültige Beurteilung der Arbeit wird auch dadurch gewissermafsen erschwert, dafs die meisten der Texte nicht zugänglich sind.

Der allgemeine Eindruck ist, dafs die Sprache der aus allerlei verschiedenen Gegenden stammenden Texte im ganzen merkwürdig einheitlich ist, was andeutet, dafs die Urkundensprache des 15. Jahrhunderts in den untersuchten Teilen Englands stark von der Londoner Schriftsprache beeinflufst war. Wo Schwanken vorkommt, ist dies oft auch in der Londoner Schriftsprache bezeugt, wie z. B. in Wörtern wie *land, hand* (wo *land, lond, hand, hond* mit einander wechseln), oder *then, when* (neben *than, whan*) usw. Von alten mundartlichen Zügen sind viele verschwunden oder selten geworden. So kommt *o* statt *a* vor Nasal sehr selten vor auch in westmittelländischen Urkunden. Das kentische *e* für *æ* ist durch *a* ersetzt worden. In westmittelländischen und südwestlichen Urkunden ist *u* für ae. *y* selten aufser in gewissen Wörtern wie *first, bury*. Von der Brechung von *a* vor *l* + Kons. ist keine Spur zu finden.

Gewifs kommen in den Texten offenbar mundartliche Formen vor. So belegt der Verfasser kent. und ostmittelländisches *e* für ae. *y* (S. 18 ff.), *woke* 'week' (S. 32), *sille* 'sell' (S. 34), *u* für ae. *eo* (S. 34), *v-* für ae. *f-* (S. 54), *y-* im Part. Prät. (S. 77), *ligge* 'lie' (S. 82).

Das reichhaltige Material bietet eine willkommene Ergänzung zu den früheren Sammlungen und ist dankbar zu begrüfsen, auch wo es endgültige Schlüsse nicht zuläfst. Zahlreiche eigentümliche oder seltene Formen, die aus anderen Quellen bekannt sind, werden hier wiedergefunden.

Der Verfasser begnügt sich nicht damit, die gefundenen Formen zu buchen. Er ist auch bestrebt, einen Beitrag zur

Erklärung derselben zu geben. Für die Hauptfrage ist die Erklärung von Einzelheiten der Lautentwicklung oft ziemlich belanglos, und etwaige Ungenauigkeiten in dieser Hinsicht sind für die Gesamtwürdigung der Arbeit von verhältnismäfsig geringer Bedeutung. In einigen Fällen bin ich von den Erklärungen des Verfassers nicht überzeugt. Einige Einzelheiten seien hier kurz besprochen.

Es werden vier Mundartengruppen aufgestellt: westl. und östl. Mittelland, westl. und mittl. Süden, östl. Süden und Kent. Aus der Darstellung geht hervor, dafs der Verf. zum östl. Mittelland auch Derby und Essex zählt. Nur versehentlich wird wohl S. 8 auch Surrey zum östl. Mittelland gezählt. Ich bin nicht überzeugt, dafs es richtig ist, Essex zum Mittelland zu ziehen, und zweifelhaft ist, ob Derby zum östl. Mittelland gehört. — S. 6. *Mon* in der Lancashire-Urkunde A (1420) ist gewifs die echt mundartliche Form. Sowohl in me. Zeit, wie die Ortsnamen zeigen, wie heutzutage ist *o* für *a* vor Nasal im südl. Lancashire die regelrechte Form: vgl. z. B. meine Arbeit, The Place-Names of Lancashire, S. 228, und die Dialektuntersuchungen von Hargreaves und Schilling. — S. 9. Aus Versehen wird *Canterbury* auf ae. *Grantanbrycg* statt *Cantwarabyrg* zurückgeführt. — S. 11. *Setrysday, Seturday.* Die *e*-Form ist im Me. ganz gewöhnlich. Erhöhung von *a* zu *e* zwischen *s* und *t* ist mir nicht wahrscheinlich. Ich vermute mundartliches *e* statt ae. *æ* wie in *helter, hervest* (vgl. Morsbach, Me. Gr. S. 131). Ähnlich ist wohl *togeder* S. 12 zu beurteilen. — S. 12. *Cart* ist gewifs einheimisch, nicht skandinavisch. — S. 14. Der Verf. betrachtet die Formen *then, when* als nördlichen Einschlag der Schriftsprache. Aber Formen wie *þenne, whenne, hwenene* sind schon früh in südlichen Denkmälern bezeugt, wie das Material in Stratmann-Bradley zeigt. — S. 16. *Sengill* stammt aus afrz. *cengle* (nfrz. *sangle*). — S. 17. Dafs *e* in *wreten* auf Einflufs des *wr-* beruhe, ist mir unwahrscheinlich. — S. 19. Ae. *cyrice* hatte nicht festes *y*. — S. 21. *Ludgate.* Es ist mir unwahrscheinlich, dafs *Lud-* auf ae. *hlyð-* zurückgeht. Alte Formen des Namens sind mir nicht bekannt. — *Busy* ist ae. *bisig*: vgl. mndl. *bezich*, ndl. *bezig.* Höchstens gab es eine ae. Nebenform *bysig.* Das kent. *bysy* ist also ganz in der Ordnung. — S. 31. Dafs in *ers* (ae. *ears*) Dehnung vor *rs* anzunehmen sei, ist auch mir un-

wahrscheinlich. Aber auch Übergang *a* > *e* wegen der „zerebralen palatalisierenden Natur des s“ ist mir wenig wahrscheinlich. Dehnung ist ja sicher bezeugt (*eeres* Trevisa). Diese könnte Anlautdehnung sein. Solche ist in nordischen Sprachen gut bezeugt. Eher möchte ich aber an euphemistische Aussprachemodifikation eines obszönen Wortes glauben. Vgl. über die eigentümlichen Lautentwicklungen des gleichbedeutenden skand. Wortes *röv* in Hellqvists Svensk etymologisk ordbok. — S. 32. *Worsted* hat nicht ae. *eo*. Das erste Element, ae. *worþ* oder *wyrþ*, geht auf **wurða-*, **wurði-* zurück. Ae. *weorþ* ist umgekehrte Schreibung. — S. 34. Zu *yeoman* ist jetzt das N. E. D. zu vergleichen. — S. 54. *Velwet* (*vellewet*) ist nicht mit *wyllanye* u. dgl. zu vergleichen, da *velwet* eine gut bezeugte me. Form ist. — S. 56. *Hamptschire* hat nicht *t* als Gleichlaut (ae. *Hamtunscir*). — S. 74. *Cloue* gehört doch nicht zu Klasse 1. *Smette* gehört wahrscheinlich zu ae. **smǣtan*.

Es ist zu hoffen, dafs der Verfasser bald Gelegenheit findet, die Forschungen weiterzuführen, die er in der vorliegenden Abhandlung mit so gutem Erfolg begonnen hat. Die Arbeit zeichnet sich durch gesunde Auffassung und gute Methode aus und bietet dankenswerte Ergebnisse.

Lund. Eilert Ekwall.

Albert Stanburrough Cook, The Possible Begetter of the Old English Beowulf and Widsith. New Haven, Connecticut 1922.

A. u. d. T.: **Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences.** Vol. 25, pp. 281—346. April 1922.

Professor Liebermann, in a recent paper noticed in this periodical vol. 33, p. 67, suggested a connection between the poet of Beowulf and the court of King Aldfrith of Northumbria (685—705), in so far as in his opinion Beowulf may be the work of a West Saxon, who accompanied Cuthburg, of the Wessex royal house, when she went to Northumbria as the bride of King Aldfrith, and who there became familiar with Northumbrian traditions and literature. The learned American philologist, in the paper under discussion here, tries to make out a still closer connection. He suggests that Beowulf was composed in Northumbria and that the poet -- very likely a

courtier — was prompted, encouraged and aided in his undertaking by King Aldfrith himself, though probably the poem was not finished until after the King's death.

Several circumstances that tell in favour of this hypothesis are adduced. The general conditions postulated by the poem, such as the refinement of manners suggesting a relatively advanced stage of civilization, the tolerant and relatively undogmatic character of its Christianity, are better satisfied by Northumbria than by Mercia, and better by the the latter than the former half of the seventh century. Aldfrith's qualifications as a patron of literature were unique. Half Irish by birth he had spent several years in Ireland devoted to study. He was himself a poet; an Irish poem of his is extant. He was a lover of books and curious respecting foreign countries.

As regards the episode relating to Offa, which in ten Brink's opinion points to Mercia as the home of the poem, Professor Cook suggests a modification. Osthryth, the wife of Æthelred of Mercia (675—704), from whom the traits ascribed to Offa's queen are supposed to have been derived, was Aldfrith's half-sister. The poet introduces her in an unfavourable light, makes Aldfrith, under the name of Offa, the husband of the queen and credits his goodness with the power to redeem even her froward nature. Offa could be appropriated as the ancestor of the royal family of Northumbria, because the lines between the two branches of the Anglian house were not sharply drawn. Offa was the name of one of Aldfrith's uncles and of one of his sons.

Professor Cook further suggests that the character of Hrothgar is drawn from Aldfrith. To judge by what we know of the character of the latter, there does not seem to be anything improbable in this theory. The suggestions that Hrothgar's warnings to Beowulf reflect Aldfrith's relations with Bishop Wilfrith, and that Grendel may possibly symbolize the devastation wrought by the Picts and Scots, do not seem equally worthy of consideration.

Aldfrith's residence was very likely in the East Riding, near the district of Holderness. Here, in Professor Cook's opinion, we have to seek the scenery described in Beowulf. Grendel's moorland haunts may have been localised in the

large fen districts of Holderness. The high cliffs in the poem may be those of the East Riding, particularly Flamborough Head.

The classical influence to be found in Beowulf may be due to the mediation of the learned Aldhelm, Aldfrith's contemporary and friend. The question is raised whether Aldhelm was familiar not only with Virgil but also with Homer, and whether there may thus be traces of Homeric influence in the poem. The question is answered in the affirmative, and certain cases are adduced in which such influence may in Professor Cook's opinion be assumed. Thus an attempt is made to show that the description of Beowulf's funeral was elaborated under the influence of the passages in the Iliad and the Odyssey depicting the obsequies of Patroclus, Hector and Achilles.

Also Widsith, in Professor Cook's opinion, is perhaps to be assigned to Aldfrith's reign, and that monarch's keen interest in Biblical and Oriental geography would account for the inclusion of ll. 82—4. This theory is only indicated briefly and not worked out in detail.

Some of the new theories in Professor Cook's paper do not seem to me immediately convincing; some even strike me as somewhat fanciful. But however that may be, the paper is a stimulating and suggestive piece of work, and it contains very valuable contributions to the history of Aldfrith and his times.

Lund. Eilert Ekwall.

Gustav Stern, Swift, Swiftly, and Their Synonyms. *A Contribution to Semantic Analysis and Theory.* Göteborg, Wettergren & Kerber, 1921. 294 pp.

The present treatise is dedicated to a subject within the boundaries of semasiology, but the author has also paid special attention to the psychological aspect of the questions treated. Because, from a semantic point of view, words may be treated first as "the expressions of thought," as "objective thought." This is what is ordinarily meant when we speak of the meaning of a word. But words or objective thoughts are the result of an act or acts of thinking, the study of which is of

importance for the understanding of the nature of objective thought, of the psychological side of the language. Further, such a study may, as the author remarks, help to bring about a scientific classification of sense-changes on a sound psychological basis, according to their psychic genesis.

In this manner the author's task becomes twofold: he has to work as a philologist and he is expected to deal with a psychological aspect of the questions as well. First he must find out the meanings of words or, as he has put it another way, their *logical import* in different positions and at different periods. The material obtained in this way has to be sifted and systematized in order to show sense-change or differentiation into new senses or convergency towards the same sense.

The author then has to turn to psychology to obtain insight into the psychic act or acts behind the sense of a word, if we may say so; he is to try to get at an understanding of the changes in the combination of ideas and associations which condition the change in meaning of words, and so on.

After having set himself this task, the author proceeds to a statement of the methods which he thinks will serve his purpose. He distinguishes between two methods. One is to look for parallels in order to find out the probability of a certain sense-change in words which may be cognates. The second method consists in collecting a sufficient number of instances of the word in chronological succession, in order to study the sense-change in detail. This method is applicable to literary periods only, and it is consequently the one used by the author.

As to material, the author states that he has had to go beyond even that furnished by such exhaustive works as the N. E. D., because even such a work must be content with a comparatively rough classification, with collecting and sifting material that is to be brought within the limits of clear-cut definitions of sense. The author, on the other hand, has had to pay particular attention to intermediate or oscillating senses, partly because of their great frequency, partly because of their importance to semantic history. The restriction to a limited field thus has enabled the author to supplement and correct not unimportant results of the great dictionaries, e. g.

by causing the limit *a quo* in the semantic history of several words to move backwards a considerable space.

The field of investigation is narrowed in by exclusion of the Modern English period and of considerable groups of English adjs and advs denoting speed: viz. 1. French loanwords; 2. Scandinavian loanwords, with one exception, and 3. native English adjs and advs that have not evolved the sense of speed in relation to action. Here, too, the author has made one exception.

The fact is that it has proved useful for the investigation to draw a distinction between the words in question when they occur in a "durative" context, when they occur in a "perfective", and when they oscillate between the two kinds of senses. Because the author thinks he has found out that the first sense of these words, *rapidity,* may change into the second, *promptitude,* but not *vice versa,* and that the sense *promptitude* may arise in *swift*-words without having passed the stage of development where the sense is *rapidity.*

Further, the author has excluded words which imply speed in a certain context only, as does e. g. the adv. *madly,* in the sentence: *He galloped madly.*

And lastly, there are left out nearly 50 OE. and ME. words which evidently denote speed but which are so scantily recorded that reliable information as to their semantic history is not to be had.

As regards material the author has collected a rather extensive one from OE. and ME. texts, but he has also collated the dictionaries.

It is possible to distinguish between two kinds or groups among the several instances of a word. In some of these instances the sense is wholly unequivocal and unmistakable, cannot be interpreted in different directions. It is clear that such instances are particularly valuable, to prove the existence of a certain signification at a definite period in a definite district or part of the country. Even a single instance of this kind may be of use as proving the actual occurence of a certain sense.

But there may also be many other instances of the word in question which are not so easy to interpret. In the phrase:

he went quickly out of the room, we may regard *quickly* as capable of a twofold direction. It may refer principally to the progress of the action, to lay stress on the rapid movement, the result of which was that the person within a very short space of time was out of the room. Or else may *quickly* refer to a momentary quality in the action. It is instances like this one that the author calls oscillating, and as a type he thinks that they are of the very greatest importance. A single instance, on the other hand, oscillating between two senses, requires the greatest care in the interpretation.

The chief importance of instances showing oscillation in sense is, perhaps, that they allow observation of a process of sense-change and its direction. Because the sense-change in question does not advance step by step, without regression, with a definite gap between clearly distinguished stages, but it is a series of more or less perceptible modifications, so to speak swaying back and forth, with some points more clearly marked out than others, owing to different circumstances, to different contexts in which the word in question is used, to the influence of synonymous words, and so on. Some links in the chain of development may, of course, be dropped now and again and then leave a gap which has to be filled conjecturally, if the sense in question is not recorded in the texts.

On the other hand it is evident that oscillation in sense does not exist as a link in development only. Contexts will often occur that offer two different solutions of a word. If the speaker has only the one in mind, there always exists a possibility that the hearer may interpret the word the other way.

There is an important chronological question connected with this aspect of the subject. It is evident that the fully developed sense must be preceded by a period of oscillation in meaning, even if such an oscillation not at all must vanish with the appearance of the definite new sense. On the contrary, both stages may, and apparently do, flourish along together, in many cases. But, sometimes, the definite new sense appears already at the beginning of the literary period, perhaps together with the oscillating sense, which seems to have led up to the definite new one. In such cases it becomes mainly a task of comparing parallel developments or of in-

quiring into the possibilities of etymological affinity, when such a progress from oscillating to definite new sense is to be traced.

This is one of the difficulties attending on semantic research, and pointed out by the author on the last pages of the introductory chapter. Of a like nature are the obstacles offered by the lack of written records from several periods in OE. and ME. times. The same is the case with the dialects, so that difficulties often arise as to the topical collocation of a sense. The author thinks that this circumstance is of less importance, because he regards the English language as rather homegeneous and uniform. He is therefore inclined to think a development from sense A *via* sense B to sense C proved, even if the instances of the three stages are found only in different dialects.

The second chapter offers the material treated, under the heading: *Sense-development of the Individual Words.* It is subdivided into seven sections.

The first section occupies pp. 17—71 and comprises words in which the sense of speed is primary. Here we find OE. *Hræd* adj., OE. *Hrædlic* adj., OE. *Hrædlice* adv., OE. *Hraþe* adv., OE. *Swift* adj., OE. *Swiftlice* adv., OE. *Swifte* adv., OE. *Snel* adj., ME. *Snelle* adv., OE. *Leoht* adj., OE. *Leohtlic* adj., OE. *Leohtlice* adv., ME. *Lighte* adv.

The treatment of each word is preceded by a short etymological discussion, in order to try to determine the root present in the word and to ascertain the primary sense of the root.

In the cases where such an expedient was required, the author has put a scheme of senses at the beginning of the paragraph in question and, immediately below this scheme, he has collected the instances of the word found among OE. glosses. The use of these instances as *proof* was necessarily excluded, as they lack a context to explain them and because the Latin sense furnished by OE. writers was by no means reliable. As known, their Latin was of a rather doubtful kind.

The author points out a rather important circumstance in this connexion (p. 18), viz. that his arrangement of senses is by no means identical with a statement that the sense of e. g. *Hræd* developed in the order indicated by the scheme.

Moreover there are important statements of a general character to be found everywhere in the paragraphs on the individual words. The first paragraph of the subsection on the OE. adv. *Hrædlice* recurs to a lengtly repetition of what was mainly stated in the introduction about the *swift*-adverb, its relation to the mode of action of the governing verbs and its development (as the author thinks) from sense *rapidly, via* sense *quickly* to sense *immediately*. The reason why the author did not state this in the first subsection, on *hræd*, may be, that he believes such a development proved in the advs but not in the adjs, which he thinks may have been influenced by the former. He states, however, that chronological support of this development in the present adv. is lacking.

The second group occupies pp. 71—128 and comprises words originally signifying *strong*. The words treated are OE. *fæste* adv., OE. *fæst* adj., OE. *fæstlice* adv., OE. *swiþe* adv., OE. *swiþ* adj.

The task now becomes a little more complicated to the author as, in the first group, he had only to start from the *swift*-signification, but in these left he has to try to make clear the origin of the *swift*-sense in words where primarily no trace of it was to be found.

The development of the first word here treated by the author is explained in the following manner. The original sense was passive and the word referred to the subject. From e. g. such expressions as *firmly bound* the way is open to the expression *to bind firmly* where an oscillation is possible for the adv. so to speak between object and subject, between the manner of the action and its result. In this way the sense of the adv. may become active. As one more explaining factor perhaps the circumstance merits to be mentioned that with an animate subject an additional sense of volition, of subjective energy may creep in.

In this way we have arrived at a point where it is possible to pass the limit between passive and active sense.

The development of the sense *vigorously, energetically* to *swiftly* is then traced and instanced, and the records seem to point to the year 1300 as the approximate date when the *swift*-sense of *faste* was fully developed. The chronology looks somewhat like this on p. 93.

This chronology the author thinks is supported by the fact that the adj. *fast* acquired the sense *swift* in the 14th cent. according to the evidence of the quotations, and, as the adj. ought to have been influenced by the adv. as regards the development of the *swift*-sense, the adv. *was bound* to have attained the *swift*-stage earlier. Facts and theory accordingly agree very well as regards the point in question.

Another important thing is, that the sense *immediately* arose so early. The author always finds that, at least if the development includes both the sense *rapidly* and the sense *immediately*, the former is the earlier of the two. In the case of *faste*, the period of development seems to be comparatively short. The author is disinclined to assume an earlier, unrecorded beginning of the development, because *faste* in the sense *vigorously* is so extremely common that a modification of this sense would not pass unnoticed. And so he has recourse to the assumption of other influences at work as regards the sense *immediately*. He points out that the compound *on faste* is found in the sense *immediately* as early as about 1200. The simplex *faste* may have existed — in a dialect or in dialects or in the spoken language — as early as that. At least there is no evidence to the contrary. The author hence wants to suggest a parallel development in *faste* — not a successive — of sense *rapidly* and sense *immediately*, the former from sense *strongly*, via *vigorously, energetically* to *rapidly*, the latter from *strongly* via *securely, closely, near* in space to *near* in time, *immediately*. The fourth stage in the development of *faste* is the sense *close to, near*. This sense does not announce its appearance by means of oscillation but enters the records fully developed. The author thus is reduced to conjectures about its early semantic history and suggests expressions like *firmly bound* or *joined*, or phrases like *Wel faste he stant her bi me*, as starting points.

As to the adj *fast*, several pages are dedicated to it though the author has only some four or five instances of the sense *rapid* in this word. It was, however, thought advisable to include the adj. as an illustration of the mutual relations of adjs and advs in the development of the sense of speed.

The last word of this groups, *swiþe*, has one very important quality: that its use is sometimes that of an intensive.



The third group occupies pp. 128—148 and comprises words originally signifying *sharp*. Here are treated: OE. *scearp* adj., OE. *scearplice* adv., ME. *smart* adj., ME. *smartly* adv., ME. *smart* adv., OE. *hwatlice* adv., ME. *hwate* adv.

Also the words in this group possess, as just stated, an original sense other than *rapid*.

Group IV occupies pp. 148—163 and comprises words with the original sense of *living*. These words are: OE. *cwic* adj., ME. *cwickly* adv., ME. *quick* adv., OE. *liflic* adj., ME. *lively* adv.

Cwick, cwickly offers several difficulties to the author. The *swift*-sense in *cwic* is recorded from about 1300, in *cwickly* about a century earlier. The development in the adj. *may* have been internal, first in a connexion denoting movement, but, on the other hand, the chronology of the instances collected points to influence from the adv.

The fifth group occupies pp. 163—172 and there we find only OE. *georne* adv. The sixth group, pp. 172—179, is likewise rather small, comprising only four words: OE. *geap* adj., OE. *geaplice* adv., ME. *spack* adj., ME. *spackly* adv. These words all of them originally signify *clever*. The seventh group occupies pp. 179—201 and comprises OE. *gearu* adj. OE. *georwe* adv., OE. *gerœde*, ME. *redi* adj., ME. *redily* adv.

These words constitute something of a unity as against the words treated in the preceding six groups in as much as the sense *rapid, rapidly* is not instanced within the seventh group. The development we were wont to observe in the other *speed*-words from the *sense of rapidity* via the *sense of quickness* to the *sense of promptitude*, is absent here. Of *swift*-senses only the last is present in the words in question and appears always to be blended with other senses.

Chapter III surveys the material of the second chapter and tries to draw general conclusions. It contains three subsections and the first of these is an attempt to ascertain the proximate source of the sense of *speed* in the words treated. The development of the separate words showed that the sense of speed was not acquired directly from the original meaning of the word but was the result of intermediate stages.

How these stages lead up to, converge towards the sense of speed, the author wishes to make clear.

He thinks the development is identical within each group. The first group thus is excluded beforehand, because the sense of speed is there primary in literary times, the sense-changes in this case thus being pre-literary. It is pointed out that the words in question are all derived from verbal stems, all of them probably denoting some kind of *motion*.

In group II, orig. signif. *strong*, the advs lead up to the signification *rapid* in the adjs. The immediate source of the *swift*-sense is the idea of vigour and energy, in the case of *swiþe* perhaps tinged with the idea of intensification. Where the advs in the sense of *vigour* etc. are used to qualify verbs of motion, they acquire the sense of *rapidly*.

As to *faste*, the sense of *proximity* may have given rise to the sense of *immediately*.

The third group is more difficult. The author assumes that *scearp* acquired the sense of *vigorous* etc. and handed it over to the adv. The adv. in connexion with verbs of motion then developed the sense of *swiftly*. The other words may have had a similar development. And so the author thinks that in this group the immediate source of the *swift*-sense was the idea of physical and mental eminence.

The fourth group likewise offers several difficulties. *Cwicly* was assumed to have developed the sense of speed and at least to have partly influenced the adj. The original sense ought to have been: *in an energetical manner* etc. As to *lively*, the adv. may have taken over the sense of *energy* from the adj. Like the other advs, those of the present group then developed the *swift*-sense in connexion with verbs of motion.

In group V we found only one word, *georne*, assumed to be used orig. with verbs of mental import, acquiring first the sense *vigorously* etc., and then the sense *swiftly*, in connexion with verbs of motion.

The idea of *vigour* joins with the idea of *eagerness* in this word to create the *swift*-sense.

The adv. is referred to living beings.

In group VI the author thinks that the adv. got the sense of mental and physical eminence from the adj.



The *swift*-sense then arose in the ordinary way by combination with verbs of motion.

In these five groups it is evident that the author thus assumes a common proximate source of the *swift*-sense, *viz.* the idea of *efficiency.*

In the seventh group we have no sense of *rapidity,* only the sense of *promptitude,* probably arising in the adjs. from a sense *willing-eager.* The adv. got the meaning from the adj. and developed the *swift*-sense.

In the first subsection we have seen, in this manner, the sense-convergency of the *swift*-words.

The second subsection treats of the reversed process, in a certain sense. It is headed: *Modifications and Developments of the Sense of Speed.* Thus, here we ought to find the cases where the author has been able in his material to follow up a development of the sense of *speed* into a *modified* sense of *speed* or into a sense not immediately containing the idea of speed.

In the third subsection the author sums up the results of his analysis. His conclusions are:

1. that the sense of rapidity always arises in the adverbs;

2. that the proximate source of the sense of speed in most of the groups treated is identical;

3. that a logical connexion between orig. sense and *swift*-sense is not sufficient to develop *swift*-sense. This sense is approached in a succession of stages, the last of which is identical *for five of the groups*;

4. in some adjs. (e. g. those of the *ready* group) the sense of *speed in relation to time* seems to arise through internal development;

5. the genesis of the *swift*-sense is conditioned by regularly recurring factors;

6. the proximate source of the sense of speed, the idea of efficiency, may arise not only, like the sense of rapidity, in advs, but also in adjs;

this idea of efficiency has *several* sources;

it ought to arise only when the words are referred to living beings or their actions;

7. the development *immediately* > *rapidly* is not instanced; (the author does not even think it is possible)

8. on the other hand, *some* instances of reversed *sense*-change really occur;

9. the author has no instances of the development *rapid* > *prompt*.

Chapter IV is dedicated to *General Principles of Sense-Change*. The author first tries to ascertain what *meaning* really is.

Then follows a discussion of different definitions of *meaning*. The author points out that in Paul's definition reference to a definite obj. is lacking and he adopts that of Gomperz with a slight modification.

The second paragraph of this chapter is dedicated to the psychic constituents of meaning. These are at least *feelings* and *images* or conceptions in a restricted sense. As to words expressing abstract ideas like *philosophy*, or words like *although, or*, and the like, the case is more complicated.

It is chiefly to *images* and *feelings* that the author refers in his analysis.

The next two paragraphs treat of the relation between speech and thought, for the speaker and for the hearer. The origin of the sentence in the speaker's mind is assumed to be a *total conception* and the sentence is the result of the process of resolving this total conception into partial conceptions. This fact brings home to our mind that the words of the sentence are organic limbs of a whole, interlinked by a network of relations. These circumstances have a direct bearing on the subject treated by the author inasmuch as it is necessary to refer to the whole sentence in order to make out the meaning of the individual word.

For the hearer, too, a total conception is necessary as the starting point for the act of comprehension.

Next comes the question of the relations between *speaker and reader, writer and reader*, and the like.

Strictly speaking, the identity of the senses attached to words by the speaker and his hearer is never complete.



Disturbances may be caused by a multitude of facts, the prevalence in the hearer's mind of other ideas than those in the speaker's, and so on. A means to insure the closest possible identity of sense is the intimate interdependence of the partial conceptions of the sentence.

The remaining part of the chapter treats 1. of fluctuation of meaning, 2. of oscillation of meaning, and 3. of change of meaning.

Fluctuation of meaning is, acc. to the author, occasional modifications of the subsidiary elements of a word leaving the predominant elements intact.

Oscillation of sense, on the other hand, is present when the word in question may be applied in one of two directions, so to speak; as in the sentence *he went quickly out of the room,* where *quickly* may refer to the progress of the action or to some momentary part of it.

The author treats of two distinct types of sense-change.

The first occurs when a situation, usually denoted by a certain expression, strikes the speaker more from another aspect than the one or those originally implied in the expression. For instance, in the situation of running energetically, ordinarily perhaps expressed by the phrase *faste runnan,* the idea of *swiftness* may at any time crop up and try to expel the idea of *energy.*

The second type of sense-change occurs when certain partial conceptions are brought into contact with each other so that something of the one may, so to speak, creep into the other. For instance the adj. *light,* being, perhaps, originally used of arms and clothes, may then refer to persons wearing light arms or clothes etc.

Among irregular factors of sense-change, the author mentions, for instance, material and cultural ones at work in the change of e. g. the meaning of *city* such as it was to the Romans and such as it is to us; the arbitrary invention of words; and *sense-loans.* The last kind is the only one of importance to the author's subject. He has suggested Latin or French influence in several phrases.

The vagueness of images is a factor also to be remembered in this connexion.

Further it ought to be taken into account that if two words are not originally associated with each other but are both associated with a third, they are likely to become associated. This is of interest in so far as a phrase: *he runs fast* having assumed the sense: *he runs swiftly*, will associate *fast* with other senses of *swiftly*.

The importance of *set phrases* may perhaps aptly be expressed thus that, if the one word of the phrase is modified in a certain direction, the total conception will not remain the same.

Among conservative forces preventing or delaying sense-change may be counted the association of a word with its cognates. More important still the author holds to be *the intimate association of a word with its own habitual meaning or meanings.*

The fifth, and last, chapter attempts a psychological classification of sense-changes. The author distinguishes between changes due to independent, internal development, and changes due to external influences.

The gradual progress of the first kind, of *cumulative* sense-change, is then illustrated by the putting of *faste* into connexions of which each signifies a slight strengthening of a subsidiary idea or conception in *faste*, until the distance between the sense *strongly, firmly, immovably* and *securely, closely, tightly, well* is covered. There are several other instances of this kind of sense-change treated by the author. By *sense-transfers* the author signifies the change in sense originating from the substitution of a new substantival or verbal element in a total conception consisting of an habitual union of an adjectival (or adverbial) and a substantival (or verbal) element. The author distinguishes between five kinds of sense-transfer. 1. Transfer from one material object or action to another; 2. Transfer of a quality from a material object to a living being, its *faculties, mood, character*, etc.; 3. Synæsthesia; 4. Transfer of a quality from material to immaterial objects or actions; 5. Figurative senses.

Of sense-loans, finally, the author calls attention to two kinds: sense-loans from foreign sources and sense-loans from cognate English words.

I have tried thus far to give as complete an idea of this book as possible because it is evidently ambitious in a way which leaves the ordinary inaugural treatise far behind. A close study of the work, at all events, produces a very favorable opinion in the reader, favorable to the author's diligence and learning as well as to his power of penetration, his methods, and his judgment. As far as I know, the author breaks new ground in several respects; even where he does not, he seems to me to have brought valuable contributions to the discussion of several difficult problems. Among such points where I believe the author's work to be particularly fruitful, I should like to mention the theory about the importance of the adv. for the development of a new sense in the corresponding adjs.

One thing, however, seems inevitable. The very fact, that the book raises new or attacks eagerly controverted questions — this very fact will probably make it necessary to discuss a little some of the points, to which the author has drawn attention.

As the author has had to recur to several conjectures, conclusive evidence was not always to be had. It may be that this circumstance in one or two cases will make the author incur the objection that his theories are too complete too much adapted to each other, that his theses fit each other too beautifully to be quite probable.

In the first subsection of Chapter III. the author discusses the proximate source of the *sense of speed.*

In the following exposition and in the third subsection of this chapter, the author finally establishes the theory that in groups II—VI the sense of speed arose out of an identical idea, *the idea of efficiency.*

It is true that, in order to arrive at this conclusion, the author has had to bridge over several gaps in the evidence with assumptions. This is particularly the case in groups III and IV.

I must say that I do not wholly agree with the author's conclusions here, especially as regards group IV. Several of his earlier statements seem to me to point to the fact that a word containing the idea of motion *and of motion capable of*

intensification is particularly liable to assume *swift*-sense. The original *swift*-words, the author says p. 203, derive from stems denoting some kind of *motion*.

Now — *motion* is one of the foremost ideas — or in some respects perhaps even the foremost idea in words denoting *life* — as *absence of motion* is preponderant in words denoting *death*. Numerous similes and sayings in daily live prove this fact: *Still as death, motion is life,* and so on.

It seems to me probable that, to primitive consciousness, this contrast of *life* — *motion* on the one hand and *death* — *absence of motion* on the other, plays by far the most important part and that the idea of efficiency is less prominent — even if we do not object, as some probably would, that this idea is too abstract to play a part in the working at sense-change of primitive consciousness.

As to group III, I should like to suggest that other ideas may have been at work here. As regards e. g. *smart, -ly* the author likewise seems to confess to a weak position in drawing his conclusions.

Now, the *smart*-words particularly seem to refer to *sharp, pointed, biting* objects, to objects causing a *sharp sudden pain* etc. The scheme of senses tells us as much (p. 40).

If the *smart*-words originally chiefly referred to *sharp, pointed, biting, stinging* objects, a very important stage of development would be attained when they began to denote also the effect of such instruments on living beings, *inflicting a pain like that caused by a sharp instrument.* The sudden pain caused by *spears, swords,* and *axes* on the human body, by *whips and sticks* on animals or slaves ought to have played a very prominent part in Anglo-Saxon England, a country, as others at the time, of continual wars and brutality. The Anglo-Saxon mind, then, could hardly escape connecting with such situations the *sharp, sudden movements* caused by this acute *sudden* pain in the limbs and bodies of living beings. I should like to put the question whether the development of the *swift*-sense in *smart*-words might not move along this line too. It ought to be added that the notion of *sudden motion* seems to me to be particularly perceptible in the *smart*-words. One more element in *smart* which ought to be

taken into consideration as a possible source of the *swift*-sense is that alluded to by Borst when he calls *smart* an adj. with a superlative sense.[1])

In the words signifying *eagerly* we ought perhaps also to recollect that their original sense is often connected with the idea of motion. *Desire* is in some way intimately imbued with the idea of an ordinary consequence of *desire*: motion of some kind or other, in order to obtain the object desired. In German we have *Sucht, Sehnsucht, suchen; verlangen* (engl. *long*), *anlangen, erlangen, zulangen*, all of them testifying to the affinity of these ideas.

As regards *fast*, I should like to put forth the following considerations. It is not always the case that words in a language are used in a sense the germ of which is to be traced back to the original sense in some way or other. Let us consider the adverb *very* in English. It can hardly be contended that this word is *now* never used but in contexts where an original or acquired related sense is present. The most common use of this word implies *quantity*; but the original sense was *quality*. When I say: *It is very beautiful*, I mean *It is beautiful in a high degree.*

It is a fact that very great frequency in the use of a word makes it liable to a rapid development, which more or less obscures the original meaning. It is perhaps not wholly impossible that such a factor is present in the case of some of the words here investigated. It is possible, for instance, that the words *faste, fastly* in their incredibly fertile development of new senses may have been conditioned by a rather great frequency in use. Sometimes we find *faste* as a pure adverb of degree (see, for instance, p. 89). Borst, in his *Gradadverbien*, regards *faste* as an adv. of degree or intensification. On p. 88 the author says very convincingly that the intensifying sense of *faste* served to extend its use. We may perhaps add that the rapid decline in use which the

---

[1]) The author nowhere refers to Borst, whose work on the advs, however, is of importance for several of the points discussed by the author. The same is true as regards, e. g. Sperber's *Affekt als Ursache d. Sprachveränderung*, Bréal's *Semantics*, u. a.



author points out as setting in in early mod. English, may be due to the fact that *faste* had covered ground to which its real meaning did not entitle it and so had either to become an adverb of degree pure and simple or to give up great stretches of ground which it had previously covered, though lacking sense elements in those directions.

Sperber, in his book on sense-change, tries to prove that emotionally attractive words are particularly liable to sense-change and abstraction. It seems to be a fact that the adjs and advs denoting speed were emotionally attractive to the Anglo-Saxons to whom the idea of corporeal speed was of so extraordinary an importance, was so dominating in actual life. A study of the outlook upon life which we find in *Beowulf* and other OE. epics, manifest in their ideals, in the epithets recurred to, and so on, will probably show this. Now, this point of view may be of some importance for the interpretation of some of the sense-changes here investigated. The development of *swīþe* to the sense of *very, much,* of *raþe* to *perhaps* or *probably* may perhaps be accounted for in this way (Pp. 33, 118). This is the key, I believe, to the explanation of the phenomenon just pointed out in the development of French *verai* to English *very.* There can be small doubt that, to the outlook upon life which was peculiar to feudal Europe, the idea of *verity* played an exorbitant part, the essence of chivalry was the antithesis of falsehood. Every oath of allegiance, — and there were plenty of them in those times — every protestation and promise of fidelity, honour, and honourable conduct contained the word *verey* as the chief ingredience, in short, it was evidently *emotionally attractive* in an extraordinarily high degree to the mind of feudal society, and we have, no doubt, to look to this circumstance in order to understand the extraordinary extension in use of the word in question. In the same way it seems to me at least not impossible that some developments of *speed*-words in the author's collection may be due to such an emotional attractiveness of the words he has treated.

Another point worth attention is that the idea of speed is a conception whose content, so to speak, passes the middle line, the normal state as regards motion, in the same way as the idea of slowness in the contrary sense. Borst, I think, has

coined the expression: adjs with superlative sense. As against the unqualified idea of motion, *swift motion* means not only a qualification but an *intensification*. Here, I think, we may have to look for a factor of more or less importance to the sense-development into *swift, swiftly* of adjs and advs that originally signified motion as well as quite other qualities or circumstances. I think a great many adjs or advs denoting intensification or having superlative sense might develop a sense *swift, swiftly,* occasionally, or in certain positions only, or for good. The author himself has drawn attention to the adv. *madly* (p. 8). In this adv. pure and simple we are nevertheless able to detach a germ from which the idea of speed might develop. But we have other words where I think the idea of motion is quite subsidiary or imperceptible in a conception that may, nevertheless, be used as an intensification of the idea of movement. The word *devil* does not imply any prominent conception of motion but has ended by sometimes signifying swiftness because commonly used as an intensifying word. Further, children sometimes use e. g. a quality of great length to express a high quality of sweet taste. In America there is I am told, a fast train between New York and Chicago that is called *Black Diamond.* The thought underlying this denomination is no idea of swiftness or even efficiency evident or latent in the conception *Black Diamond.* The reason is said to be that, just as a black diamond is conceived to be rarest of diamonds, so is this train rarer than every other train in the world as regards its foremost quality, swiftness. Excellency, rareness of a quality may, in this way, predispose the words expressing this quality to be extended to another excellent or rare quality. Perhaps words like *clever, sharp, smart* may sometimes be explained in this light.

As to the author's methods to get at the sense of the *speed*-words in their contexts, I should like to point out some things that have occurred to me. In a few cases I am not quite sure whether the author has not neglected some more or less handy evidence, that might have helped to make clear or at least clearer the sense in question. On p. 140 the author has a single instance to illustrate the sense *penetrating, shrill,* in the word *smart.* This sense is here by no means self-evident. The N. E. D. offers a different explanation. Thus it

may be of some importance to know what the writer really meant. As the quotation is from *King Alisaunder* and this epic, as we know, has a French source: *Le Roman de toute chevalrie* by Eustace of Kent, it seems that we may look into the French original for information as to the sense intended.

In another place there seems to be a similar difference in opinion between the author and the N. E. D. P. 45 the author quotes an instance from Ælfric: "Zacheus ða swyftlice of ðam treowe alihte ..."

We have here an instance of the sense called oscillating by the author. I think it might be of very great interest if we could make out whether the adv. in such a case approaches the durative or the momentary sense more decidedly. Now, the human mind when having to face such a situation ought to be *essentially* the same, even if deviations occur which are inherent in the people or language in question. As, in this case, the quotation is from a book which is the possession of all languages — the Gospel of Luke 19 — it is very easy to ascertain which way modifications and shades of sense go. I only wish here to quote some versions accessible to me.

First the Greek text. It runs: *ἀναβλέψας ὁ Ἰησοῦς εἶπεν πρὸς αὐτόν· Ζακχαῖε, σπεύσας κατάβηθι· ... καὶ σπεύσας κατέβη.* The French text says: *Zachée, dépêche-toi de descendre ... et il se dépêchait de descendre.* The Italian says: *Zaccheo, scendi giù prestamente ... Ed egli scese prestamente.* The Spanish text runs: *Zaqueo, date priesa, desciende ..., Entonces el descendió apriesa.* The Portuguese says: *Zaqueo, desce depressa ... E, apressando-se, desceu.*

The Gothic Bible has: "Zakkaiu, sniumjands dalaþ atsteig: .. jah sniumjands atstaig."

Something that is particularly striking here, is the French rendering where the durative idea of the manner of action is rather surprisingly put stress on. It is also remarkable that three of the versions, the Greek, the Portuguese, and the Gothic ones, recur to participial constructions, which likewise tend to impart a durative sense to the *manner* of action at least.

A rather important point is the author's terminology. It seems as if the author used the term *verbs of motion* to denote all kinds of verbs of motion, not only those comprised within the narrower limits of *verbs of locomotion*. When the author assumes that the sense of swiftness in particular words was developed in connexion with verbs of motion, I am inclined to think that there was some difference between the verbs of motion in general and the verbs of locomotion. It seems to be particularly the latter that are able to develop the sense of rapidity. In the sentence *he galloped madly*, the adv. signifies rapidity but not in a phrase like *he kicks madly*.

I am not quite sure whether the author's terminology *durative-perfective* will appeal to scholars. At all events, il does not take into account the fact that, recently, a re-arrangement of these and related terms has been found necessary. The opposite of *perfective* is *imperfective*, according to this new scheme, and these two terms are used about the *aspects* of the verb, that is, they are used to denote whether the pure action is meant or the end of the action is kept in view. The term *durative*, on the other hand, is one of those that denote the particular kind of the action. The difference is of a certain importance because a verb where the action is more or less durative *may* nevertheless be a perfective verb. If we take a verb like *to grow* intrans., it is, properly speaking, an *augmentative* verb. This term necessarily includes also the idea of *duration*. The latter idea does not vanish when we say *to grow up*. The latter, in this way, may be a durative perfective verb. The same is the case with e. g. *to build*, and *to build up*.

For the author's purpose it seems to me to be of vital importance wheter the verb connected with a particular adv. or adj. is *durative* or *momentary*, *resultative*, *augmentative*, *consecutive*, *frequentative*, *iterative*, *inchoative*, *distributive*, and the like, not so much whether it is *imperfective* or *perfective*, i. e. I think the thing for the author to find out is the kind of action of the verb, not the *aspect* of the verb. Because it is the two limits *duration* — *momentariness* that determine the author's opinion on the development of the *swift*-senses. It is true that the terms *imperfective* and *durative*, *perfective* and

momentary often may seem identical but it is a fact that they are not.[1])

As regards the matter of material I should like to draw attention to one more fact. If we want to make *very* nice distinctions, we ought, perhaps, to make it a condition that the instances adduced to illustrate the theories propounded should be natural, that a forced context should not influence the quality of the words selected by the writer. If we turn to pp. 162, 163, we see that, among some 27 instances, 22 are taken from a single source, an alliterative poem, *The Destruction of Troy.*

It seems to me that the use of *lively* here is individual and conditioned by the alliteration. The trick of alliteration often seems to have caused very rare words to be repeatedly used and even forced these words into contexts that gave them a sense they could not reasonably, and did not, preserve.

Lund. S. B. Liljegren.

Zur Etymologie von ne. *doe.*

Das ne. *doe* (ae. *dā*, n-Stamm, wahrscheinlich femininum) wird gewöhnlich nach Aelfrics Glosse damma uel dammula : *da* mit vulg. lat. *dāmus,* Damhirsch, etymologisch in Verbindung gebracht (vgl. Pogatscher, Griechische, Lateinische und Romanische Lehnworte im A. E. § 302). Die von Pogatscher geäufserten Bedenken hat R. Jordan, Altengl Säugetiernamen (Anglistische Forschungen 12, 1903), 191 in scharfsinniger Weise beseitigt, indem er für ae. *dā* Rückbildung aus **dān* und für das letztere ae. Substitution für das gallo-romanische *dain* annahm und demgegenüber das aus dem Lateinischen direkt entlehnte ahd. *tām, tāmo* als eine Gruppe für sich betrachtete.

Nun hat Eduard Schwyzer, der Indogermanist der Zürcher Universität, im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung vom 31. August (1. Morgenblatt) den schon im Schwei-

[1]) On this question, cf. Deutschbein, *Sprachpsychol. Untersuch.*; *Syst. neuengl. Synt.*; *Einteil. d. Aktionsarten* (*E. St.* 1920); S. Agrell, *Aspektänderung und Aktionsartbildung beim polnischen Zeitworte*; *Przedrostki postaciowe czasowników Polskich*



zerischen Idiotikon V 664 zögernd angenommenen Zusammenhang zwischen ne. *doe* und dem allemannischen *Dē* des Familiennamens *Debrunner* einer interessanten Betrachtung unterzogen, die eine neue etymologische Erklärung für ne. *doe*, ae. *dā* ermöglicht. Schwyzer führt ungefähr folgendes aus: Der Familienname Debrunner ist Ableitung aus Debrunnen, einer Häuserbezeichnung zwischen Herdern und Pfyn im Kanton Thurgau. (Man beachte die allemannische Aussprache *'tēbrunər* mit dem Hauptakzent auf der ersten Silbe und langem geschlossenem *e*! Das „de" ist nicht etwa Adelsprädikat wie in de Haller.) Debrunner stellt sich neben Hirsbrunner aus „Hirsbrunnen"[1]) und würde also von der Tränkstätte für Rehgeifs oder Damwild seine Benennung genommen haben. Das *dē* bezw. *tē* findet weiteren Zuzug in dem Nidwaldner Familiennamen Déschwander (aus Schwand, Schwändi, „durch Schwänden gewonnenes Kulturland") und in dem Ausdruck *Teefang* oder *Deefang*, d. h. „Gnaden-, Todesstofs, Garaus" („einem *de Deefang gää*"), das noch im 18. Jahrhundert die Bedeutung „Genickfang, welchen man dem Wilde versetzt", besafs. Wir haben es also in dem all. *tee* (*dee*) mit uraltem Sprachgut zu tun.

So weit Schwyzers Artikel, auf den ich die Anglisten angelegentlichst hinweisen möchte. Darnach würde ich als Etymon für ne. *doe* ein urg. **daiχōn* ansetzen, das sich analog einem urg. **taiχōn* > urengl. **tāhæ* > ae. *tā* zu *dā* entwickelt hätte.[2])

Zürich. Bernhard Fehr.

---

[1]) Vgl. dazu den ae. Flufsnamen *heorot burne* (bei Jordan 185 erwähnt).

[2]) Ob nun dieses fem. ae. *dā* Damkuh, Damwild oder Rehkuh bedeutet hat, scheint mir nicht feststellbar. Vielleicht ist die ganze Gleichung Damwild = ae. *dā* Fiktion, ein Stück Aelfricscher Etymologisierung, die durch die Lautähnlichkeit von *damma* und *dā* beeinflufst wurde. (Man vgl. alle Belege bei Jordan!) Wenn man sieht, dafs Aelfric in seinem Colloquium (W. W. 92, 16) das *rann* von *ic ʒefeo ... rann* [das ihm doch sicher „Rehe" bedeutet hat] mit lat. *dammas* wiedergibt (bei Jordan 188), wenn man ferner sieht, dafs ein anderes Glossar das fem. ae. *rǣʒe* (Rehkuh) mit *damula, uel caprea, uel dorcas* (bei Jordan 189) übersetzt und dafs wieder ein anderes Glossar neben *hynd* ein *dammula* (bei Jordan 186) setzt, so möchte man fast annehmen, dafs *damma* und *dammula* den ae. Glossenschreibern nicht Damgeifs, sondern Rehkuh oder überhaupt Wildkuh be-

II. UNTERRICHTSWESEN.

Sommer, F., Vergleichende Syntax der Schulsprachen. Leipzig, B. G. Teubner, 1921. 8°.

Auf dem gesamten Gebiete der Geisteswissenschaften vollzieht sich heute vor unseren Augen eine Neueinstellung. Die rein kausale, die rein historische Betrachtungsweise tritt zurück gegenüber der morphologischen. Dem wird auch der Sprachunterricht Rechnung tragen müssen. Nun ist gerade die Satzlehre, d. h. die Lehre von der Gestaltung der Vorstellung durch die Sprache, geeignet, in eine solche Betrachtungsweise einzuführen. Eine Erscheinung morphologisch begreifen kann man aber nur durch den Vergleich, und insofern entspricht eine vergleichende Syntax einem Zeitbedürfnis und einer Forderung der Schule. Sie zu schreiben war Sommer berufen wie kein anderer. Seine lateinische Schulgrammatik, die wissenschaftlichste und beste, die wir augenblicklich haben, war ja gerade in ihrem syntaktischen Teile eine Musterleistung. Wenn der Verfasser im Vorwort des neuen Werkes sich bescheiden das Ziel steckt, „ein Hilfsmittel zu schaffen, das dem Lehrer ohne grofses Bücherwälzen Vergleiche ermöglicht", so ist dieses Ziel nicht nur vollkommen erreicht, sondern weit mehr geboten: eine Fülle von Anregung zur eigenen Mitarbeit, keine trockene Zusammenstellung des Tatbestandes der fünf Schulsprachen „Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch und Englisch", sondern überall ein geistvolles Durchdringen des Stoffes. Dabei wird im wesentlichen das Einteilungsprinzip der Schulgrammatik befolgt und dafür gesorgt, dafs auch der Nichtkenner des Griechischen völlig auf seine Rechnung kommt.

Da der Verfasser selbst dazu auffordert, sollen im folgenden einige Ergänzungen gegeben werden, dem Charakter unserer Zeitschrift entsprechend aus dem Gebiete des Lateinischen und der neueren Sprachen. In dem Literaturverzeichnis

---

deutet haben. *Dā* = *damma* mag deshalb noch am ehesten auf Rehgeifs schliefsen lassen. Dieses fem. *dā* hat dann vielleicht das fem. *ræ̨ȝe* (zum mask. *rā*) verdrängt. Die generelle Bedeutung, die *dā* hatte (damulus *don* [für *dān*, ob Plural?] und *dobuck* [15. Jahrh.]), dürfte früh sekundär sein und auch wieder auf Rehwild hinweisen. Zur Entwicklung des Generellen aus dem Femininum vgl. unser schweizerisches *Geiss* (allgemeine Bezeichnung neben der femininen) und *Geissbock* (genau wie *doebuck*).



möchte man für das Französische noch die reiche Stoffsammlung von Plattners Ausführlicher Grammatik der franz. Sprache und A. Darmesteters Cours de grammaire historique de la langue française, in seinem letzten Teil eine wahre Fundgrube für die Erscheinungen der französischen Sprachgeschichte, sehen. Der Bequemlichkeit halber und um Raum zu sparen, führe ich die betreffende Seite des Buches an.

S. 19. „König der Könige“ würde ich nicht nach dem nord. *karl karla* erklären, sondern hier liegt wohl wirklich eine Übersetzung des orientalischen Titels vor. Denn der Ausdruck gehört zunächst nur der Kirchensprache an und stammt aus der Vulgata. Deren rex regum übersetzt das hebr. *melech malâchîm.* Dies aber hat sein Vorbild wieder in dem Titel der babylonischen und persischen Könige (vgl. die Dariusinschrift Bh. I, 1). — S. 24. In *capitis arcessere, damnare* sieht S. einen Genitiv der Richtung und verweist u. a. auf Pl. Asinaria 132 *capitis te perdam, ego et filiam,* das erklärt wird als „in der Richtung nach dem Kopf hin ruinieren“. Aber das vereinzelte *capitis perdere* kann eben gerade nach *capitis arcessere* gebildet sein, und für römisches Sprachempfinden war die Ellipse von *crimine* oder *indicio* nicht so unerhört, sonst hätte Cicero Off. II, 21 nicht geschrieben: *hoc praeceptum officii diligenter tenendum est, ne quem innocentem indicio capitis arcessas.* — S. 36. Der Instr. *mensurae* kommt doch schon im vedischen Sanskrit vor, nämlich Aitareyabrahmana 6, 14, 4. — S. 60. Das Praesens pro futuro ist auch im Franz. nicht ganz ausgestorben. *Il vous suit à l'instant; nous partons la semaine prochaine; dictez et j'écris* sind Beispiele dafür. — S. 62 schreibt S. *je viens pour vous dire.* Dies ist gerade im Präsens kaum gebräuchlich. *venir pour faire qchs.* gilt wohl nur dann als erlaubt, wenn die Absicht unausgeführt bleibt und dies ausdrücklich betont wird, sonst verbindet man *venir* mit dem Infinitiv. — S. 101. Nach dem Wortlaut sieht es so aus, als ob der Verfasser meinte, die Bildung des Femininums zum Part. d. Praes. trete im Franz. erst um 1600 auf. Aber schon die Sprache des ausgehenden XII. Jh. hat sie: Quatre livr. des rois 70 *Les femmes vindrent encontre le rei .. carolantes e juantes e chantantes que Saul out ocis mil, e David dis milie.* Vgl. Comput de Philippe de Thaun v. 401 u. 669. —

Zu ergänzen wäre etwa: S. 4 Substantivierte Adjektive

sind im Franz. mit dem unbestimmten Artikel ganz gebräuchlich. Ein klassisches Beispiel steht bei Molière, Avare III, 5 *vous êtes un sot, un maraud, un coquin et un impudent.* — S. 6. Neben Bildungen wie *femme auteur, femme peintre* wagen die Zeitungen sogar *„une femme faux monnayeur“*, freilich nur, wenn Adjektiv und Substantiv einen Begriff bilden. — S. 21. Der Gen. poss. erfährt schon im Lat. eine weitere Ausdehnung. Horaz schreibt ep. I, 9, 13 *scribe tui gregis hunc* und Pl. Capt. 92 *postquam meus rex est potitus hostium.* Aus dem Franz. wäre anzuführen *il est de mes amis* oder *il est des nôtres.* — S. 26. Der Gen. exclamationis kommt auch im Lat. vor. Properz sagt V, 7, 21 *foederis heu taciti.* Das könnte ein Graecismus sein. Aber es gibt auch Beispiele bei Catull und Lucan und die Prosa Tertullians verbindet ihn, abweichend vom Griechischen mit einem Adjektiv. — S. 100. Der Infin. im Sinne der Befehlsform ist im Franz. auch nicht verneint gebräuchlich. *S'adresser au bureau de ce journal* bietet fast jede Zeitungsnummer und mathematische Aufgaben fangen ganz gewöhnlich so an: *chercher la moyenne proportionnelle entre deux longueurs*.. Endlich steht er in Rezepten: *ajouter de l'eau* etc. — S. 102. Auch für das Franz. läſst sich der Gebrauch des Part. Praes. in passivischer oder intransitiver Bedeutung belegen. *Couleur voyante, séance tenante, thé dansant* und *rue passante* sind Beispiele dafür.

Diese Ausstellungen und Ergänzungen sind aber keineswegs der Sucht kleinlicher Kritik entsprungen, sondern sie sollen nur zeigen, wie das Buch überall zum Nachdenken anregt. Das Werk selbst möge aber im besten Sinne des Wortes ein Schulbuch werden.

Berlin-Schöneberg. C. Kappus.

England before and after the War. *Chapters on Economical Life* by **Marie Spude**, Diplomhandelslehrerin a. d. Staatl. Handels- u. Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam. 124 S., karton. 14 M. Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig, 1921.

Eine recht empfehlenswerte und zeitgemäſse Arbeit, die manchen Neusprachler sehr willkommen sein wird, weil die neugeschichtlichen Stoffquellen nicht mehr reichlich und billig flieſsen. Sie liefert den begleitenden Text zu 231 Lichtbildern,



die zu sieben Vorträgen geschickt zusammengestellt werden. Die Lichtbilder selbst sind bei Max Steinhardt in Potsdam leihweise erhältlich. Alles, was für die Schule über die britischen Inseln wissenswert ist, wird in flottem Englisch vorgetragen; einen breiten Raum nimmt begreiflicherweise Groſslondon ein. Wie die Fülle der Bilder schon vermuten läſst, werden alle Seiten des englischen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart eingehend beleuchtet. Bei der wachsenden Bedeutung der engl. Sprache in Deutschland wird das Buch um so willkommener sein, als der persönliche Besuch England durch die Ungunst der Zeit vorläufig fast unmöglich gemacht wird.

Münsterberg in Schl. J. Mellin.

Collection of English Recitations by **A. J. Sachse**, Direktorin des Sachseschen Lyzeums zu Posen W. IV + 48 S. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig und Berlin, 1914.

Die Sammlung enthält 30 allbekannte Gedichte, die als Lernstoff auf die vier Klassen der Oberstufe des Lyzeums verteilt sind, dazu einen Anhang von sieben Gedichten, die nur zum Teil empfehlenswert sind; wer wird wohl auf dem Lyzeum eine Ballade in schottischer Mundart auswendig lernen lassen? Auch sonst ist die Auswahl nicht ganz einwandfrei, so gleich Nr. 1: *School is over*, das dem Ernste des Sprachunterrichts Hohn spricht. Ein zweiter Teil von 10 Seiten gibt in alphabetischer Reihenfolge kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser, die sich ganz nett lesen lassen, die aber doch nicht, wie das Vorwort phrasenhaft ausklingelt, ein Führer durch die engl. Litt. sein können. Die Durchsicht hätte für ein Schulbuch sorgfältiger sein müssen.

Münsterberg in Schl. J. Mellin.

[3. 12. 22.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. | März 1923. | Nr. III.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Kurath, Hans, The semantic sources of the words for the emotions in Sanskrit, Greek, Latin, and the Germanic languages. (Dissertation, Chicago.) George Banta Publishing Company, Menasha, Wisconsin. 68 S. gr. 8°.

Während die romanische und germanische Philologie schon lange dem „Leben der Wörter", der Entwicklung der Begriffe und dem Bedeutungswandel ihre Aufmerksamheit geschenkt haben, hat die vergleichende Sprachwissenschaft dies Gebiet verhältnismäfsig wenig gepflegt. Sie konnte es auch nicht, denn dazu fehlen eben die nötigen Vorarbeiten. Aufserdem lassen die trümmerhafte Überlieferung der älteren Sprachen und die uns so fremde Gedankenwelt der Völker, die sie redeten, ja oft nicht einmal eine sichere Begriffsbestimmung der einzelnen Worte zu. Trotzdem mufs wenigstens der Versuch 'gewagt werden, die grofsen Linien der Entwicklung zu finden und zu zeichnen. Daher ist es zu begrüfsen, dafs nun einmal die Benennungen der Gemütsbewegungen in einigen indogermanischen Sprachen im Zusammenhange behandelt worden sind. Dies ist geschehen in der Chicagoer Dissertation von H. Kurath: „The semantic sources of the words for the emotions in Sanskrit, Greek, Latin, and the Germanic languages." Der Verfasser beginnt mit einer Untersuchung über die physiologischen und psychologischen Vorgänge und Begleiterscheinungen bei Gemütsbewegungen. Er schliefst sich eng an Wundts Auffassung an, namentlich an die in den Vorlesungen über die Menschen- und die Tierseele vorgetragene. Ergänzend sind u. a. Titchener, Feeling and Attention und Ribot, Essai sur les passions benutzt. Die Ausführungen sind klar, logisch

gut gegliedert und erfüllen ihren Zweck, den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen.

Für die sprachliche Untersuchung bestimmt Kurath zunächst die Begriffskreise, aus denen die indogermanischen Ausdrücke für Gemütsbewegungen stammen. Er unterscheidet sechs Gruppen, von denen freilich die letzte besser weggeblieben wäre; sie erinnert in unliebsamer Weise an das Konto „Verschiedenes". Folgende Gebiete haben also zur Bildung der Affektbezeichnungen beigetragen: a) Namen für Teile des Körpers, wie Herz, Brust, Zwerchfell, Galle, Leber usw. vgl. sk. *hṛd* Herz, dann Gemüt, engl. *have a heart*; b) Worte für Körperbewegungen und körperliche Zustände, wie zittern, erröten usw.; c) Worte für Sinneseindrücke, wie scharf, bitter, brennen; d) Worte, denen ein bestimmter Gefühlston anhaftet, wie ae. *ēad* Besitz, Reichtum aber auch Freude, *ēadiȝ* reich und glücklich; e) Worte, die Geist allgemein bezeichnen, dann Gemüt und endlich Verlangen, Lust, man vergleiche got. *hugs*, an. *hugr*; f) Worte, die einen Denkvorgang ausdrücken, vgl. engl. *think* in seinem Verhältnis zu *thank*; g) Worte für Gemütsbewegungen, deren Ursprung dunkel ist. Die sprachlichen Tatsachen entnimmt der Verfasser den bekannten etymologischen Wörterbüchern von Boisacq (Griechisch), Walde (Lateinisch), Uhlenbeck (Sanskrit erschienen 1899), Feist (Gotisch), Falk-Torp (Germanisch). Trotz der ergänzenden Nacharbeit aus den Fachzeitschriften ist dadurch manches Veraltete geboten, zumal da wichtige Zeitschriften, wie die Glotta, ganz fehlen. Doch von Einzelheiten möchte ich absehen, um die Besprechung nicht über Gebühr auszudehnen. Erwähnen mufs ich aber eine Vermutung des Verfassers. Er glaubt aus der Gleichung gr. *φρήν*, got. *brunjo*, ahd. *brunia* schliefsen zu dürfen, dafs auch das griechische Wort „Brust" bedeutet habe, ja bei Homer sei diese Bedeutung noch anzunehmen. Aber Il. XVI 504 widerlegt ihn und die Gleichung ist heute wohl allgemein aufgegeben, weil die germ. Worte wahrscheinlich aus dem Keltischen entlehnt sind. Anerkennenswert ist aber — das mufs gesagt werden — die zielbewufste Verarbeitung des Stoffes und die klare Problemstellung. Weiterkommen werden wir freilich erst, wenn die einzelnen Sprachen genauer durchforscht sind.

Berlin-Schöneberg. C. Kappus.



Erik Holmqvist, On the history of the English present inflections particularly *-th* and *-s*. Heidelberg, Carl Winter, 1922. XVI, 194 SS.

Wie der Titel erwarten läſst, legt der Verfasser den Schwerpunkt seiner Untersuchungen auf das Problem der Herausbildung der *s*-Form der 3. Pers. Sgl. Ganz beiseite gelassen sind die 1. und 2. Pers. Sgl. u. Pl. Von der 3. Pers. Pl. werden die *-n*-Formen nur berührt, soweit sie neben *-th* und *-s* vorkommen. So konzentriert sich die Untersuchung auf die Formen der 3. Pers. Sgl. und Pl. auf *-th* und *-s* vom Beginn der me. Periode bis zum 17. Jh. Bei der Behandlung des me. Zeitraums konnte füglich der Norden ausgeschaltet werden, da die dortigen Verhältnisse bereits von Rodeffer, The inflection of the E. pres. pl. indic. Baltimore 1903 (Diss.) genügend klargelegt sind; für die Übergangszeit zum Ne. lagen bisher die ziemlich schwache Diss. von v. Staden (Rostock 1903) und die tüchtige Untersuchung von J. Knecht (Angl. Forschg. 33) vor.

Den Ausgangspunkt der Untersuchungen bilden naturgemäſs die andh. Verhältnisse. Die ältesten Überreste des andh. Dialektes haben noch die vom Germ. ererbte Edg. *-ð* in Sgl. und Pl.; um 850 findet sich das erste Beispiel für *-s* in einer Runeninschrift.[1]) Um die Mitte des 10. Jh. weisen Li., Ri., Ru.[2] bereits *-s* neben *-ð* in Sgl. und Pl. auf.[2]) Eine genauere statistische Untersuchung der spätndh. Formen, die Kolbe, Bonn. Stud. 5_{116} ff. versäumt hatte, ergibt, daſs sich in der Verwendung der neuen Form bemerkenswerte Unterschiede zeigen: In der 2. Pers. Pl. findet sich *-s* viel häufiger als in der 3. Pers. Pl., und in der 3. Pers. Pl. wiederum häufiger als in der 3. Sgl. Demnach dürfte die Entwicklung so vor sich gegangen sein, daſs die 2. Sgl. — solange noch nicht *-st* eingetreten war, das selbst seinerseits durch die neue Edg. gehemmt werden konnte — zunächst die 2. Pers. Pl. an sich zog,[3])

---

[1]) Hingewiesen sei auf die S. 2 u. Anm. 1 angeführten andh. Runeninschriften, deren Kenntnis der Verf. Ekwall verdankt.

[2]) Vgl. auch Horn, Sprachkörper u. Sprachfunktion § 23.

[3]) Eine Parallele zu diesem Vorgang glaubt H. im Lateinischen zu finden, wo die 2. Pers. Pl. Ind. **agite* infolge Differenzierungsbedürfnis nach dem Verhältnis *e* : *is* im Imp. und Ind. Sgl. zu *agitis* umgebildet sei. Doch

und diese dann die 1. und 3. Pers. Pl. beeinflufste; alle diese Formen wirken dann auf die 3. Pers. Sgl. ein.[1])

Das 2. Kapitel (Some ME. dialect criteria) S. 21—48 bespricht eine Reihe von Kriterien wesentlich lautlicher Art, die zur Scheidung des östl. und westl. Mittellandes dienen können. Gröfsere durchgreifende Unterschiede gibt es zwar kaum; doch mag die von H. gegebene Zusammenstellung zur Ergänzung des von Morsbach (Me. Gr. S. 15) Ausgeführten recht nützlich sein. Das Neue erscheint nicht immer hinreichend gesichert, und für die im Laufe der Untersuchung herangezogenen Texte fällt nicht eben viel ab. Bemerkenswert scheint mir der Hinweis S. 37 auf die Form *mukel* in Cotton MS. Nero A X (vgl. Knigge S. 23), bei der entrundender Einflufs des *č* nicht in Frage kommt. Vgl. meine Bemerkung St. E. Ph. 66_{24}.

Die me. Verhältnisse behandeln die Kap. III bis VIII. Für die Untersuchung kommen naturgemäfs nur die Texte des Mittellandes in Frage; denn im Norden sind die Verhältnisse bereits durch Rodeffer genügend klargelegt, und im Süden finden sich die ganze me. Zeit hindurch mit wenigen scheinbaren Ausnahmen keine Belege für die nördl. Edg. Für die Beurteilung des Vordringens der (*e*)*s*-Edg. der 3. Pers. Sgl., die eigentlich im Norden zu Hause ist, genügt es nicht, diese allein zu verfolgen; denn im Standard dringt ja *-s* schliefslich nur dort durch, wo es an die Stelle von mittelländ. *-th* tritt. Zeigt also ein mittelländ. Denkmal gleichzeitig starke *-s*-Formen im Plur. oder gar in der 1. Pers. (z. B. Havelock, Robert of Brunne, Ms. Nero A X, Ireland MS.), so mufs hier ausgesprochen nördl. Einflufs zur Erklärung herangezogen werden, nicht Wandel der *'inner form'* — wie Jespersen es genannt hat — konstatiert werden. Bei den Einzeluntersuchungen ist streng zwischen Vorkommen im V. J. und im Reim geschieden; nur aus der letzteren Stellung lassen sich in den meisten Fällen genügend sichere Schlüsse ziehen. Andrerseits findet sich gerade

---

ist diese von Osthoff, Zs. f. d. österr. Gymn. 31_{70} vorgetragene Deutung nicht unbedingt sicher.

[1]) Die einzelnen Evangelien in Li. verhalten sich mit Bezug auf die neue Edg. ganz verschieden. Die Frage der sprachlichen Einheitlichkeit von Li. verdiente also doch wohl erneute Prüfung; vgl. vorläufig z. B. Carpenter, Bonn. Stud. 2 § 2 ff.



im Reim *-s* aus Gründen der Reimtechnik: es ergeben sich so bequeme Reime auf die Pluralform der Substantiva; dagegen sind Wörter mit dem Ausgang *-eth* verhältnismäſsig selten. Derartige reimtechnische Gründe liegen bei Chaucer, abgesehen von der sprachlichen Charakterisierung der nördlichen clerks in der Reeve's Tale, vor Blaunche 73, 257, H. of F. 426; ähnlich zeigt sich bei Lydgate der Zwang der Reimtechnik bes. in Fällen, die selbst dem speziell nördl. Gebrauch widersprechen, z. B. *they lookis* Pilgr. 21011. Gelegentlich ist auch mit Ungunst der Überlieferung zu rechnen, indem einzelne Denkmäler, wie die Londoner Kirchenukk. (E. E. T. S. 125, 128), überhaupt nur selten Belege für die 3. Sgl. aufweisen.

Die sorgsame und eingehende Untersuchung der me. Denkmäler ergibt, daſs im östl. Mttld. in Norfolk aller Wahrscheinlichkeit nach die alte Edg. noch während des gröſseren Teiles des 15. Jh. bewahrt blieb; erst in der zweiten Hälfte dringt *-s* auch auſserhalb des Reimes vor. Auch in den Paston Letters ist *-th* noch die regelmäſsige Edg., selbst noch meist in den Briefen der jüngeren Generation; daneben findet sich *-s* um 1470. Im Pl. gilt *-e(n)* als gewöhnliche Edg. Im südöstl. Mttld. herrschen bis um 1300 *-þ* bezw. *-(e)n/-þ*; denselben Zustand zeigen Wycliffe und Chaucer. Im westl. Mttld. läſst sich wegen des Zustandes der Überlieferung kein so klares Bild zeichnen wie im Osten. Im allgemeinen zeigt sich seit der Mitte bezw. dem Ende des 14. Jh. die Neigung, *-s* einzuführen; die Denkmäler des 15. Jh. weisen eine starke Mischung auf; im südl. Teile des westl. Mttld. behaupten sich im 15. Jh. die alten Formen, und selbst in Shropshire (Audelay, Myrc) scheint der Einschluſs des Südens recht stark gewesen zu sein. Im Standard bleibt in den poetischen Denkmälern des 15. Jh. *-th* und *-e, -n*; *-s*-Formen, sowohl Sgl. wie Pl., sind fast ausschlieſslich auf den Reim beschränkt. In Prosadokumenten ist die neue Edg. ab und zu um die Mitte des 15. Jh. bezeugt (vgl. auch St. E. Ph. 66_{80}). Caxton hat einige Fälle im Morte Darthur.[1]) Interessante Belege bieten die Cely-Papers (1475—88), in denen zahlreiche Fälle von *-s* in der

[1]) Nach Römstedt kennt C. ausschlieſslich *-th*. Auch hieraus folgt wiederum, daſs eine neue Darstellung von Caxtons Sprache eine dringende Notwendigkeit ist. Vgl. meine Bemerkung St. E. Ph. 65, S. 18[1].



3. Pers. Sgl. vorliegen, die **Süfsbier** S. 84, 93 zu Unrecht als „nördl." Züge angesprochen hat. Vielmehr zeigen diese Dokumente der Sprache des Alltags und des Lebens im Verein mit den Paston Letters sehr schön, wie in der Umgangssprache hart am Ende des 15. Jh. die neue Form Raum gewinnt: die ältere Generation schreibt nie *-s*, die jüngere fast ausschliefslich oder doch meist *-s*. Im Standard Colloquial English wird also die neue Edg. erst ganz gegen Ende der me. Periode eingeführt. Der Weg, auf dem diese ursprünglich (ihrer äufseren Form nach) nördl. Edg. in die Wiege der ne. Gemeinsprache vordingt, ergibt sich durch die gesamten Einzeluntersuchungen als der über das östl. Mittld.,[1]) das ja überhaupt in der engl. Sprachgeschichte die Rolle des Vermittlers von nördl. Eigenheiten zum Standard hin spielt, wie sich u. a. in der Vermittlung von *their* dartut.[2])

Noch zu Beginn des 16. **Jahrhunderts** ist die neue Edg. in der Literatursprache selten und fast lediglich auf den Reim beschränkt. In der weiteren Fortentwicklung sind die verschiedenen Arten der Literatur deutlich zu scheiden: 1. In der **Dichtung mit gleichförmigem Rhythmus** gilt *-eth* bei Vollmessung, *-(e)s* bei Synkope; auch in der Prosa und im ungleichförmigen Rhythmus wird *-eth* ja kaum

[1]) Vgl. bereits **Wyld-Mutschmann** S. 180.

[2]) Ebenso dürften die im Standard eingesprengten Formen mit Dehnung von i-, u- diesen Weg gegangen sein, da das Gebiet dieser partiellen Dehnung im Osten bis nach Lincolnshire hinunterreicht (**Boerner** 91), und sich späterhin auch namentlich in Norfolk solche Formen finden (vgl. **Luick**, H. Gr. § 394). — Durch den Nachweis an Hand des me. Materiales ist der zum mindesten gekünstelten Erklärung v. **Stadens** S. 87 f., der für das Aufkommen der *s*-Formen in der Poesie den Hof des Schotten Jakobs I. verantwortlich machen wollte, jede Grundlage entzogen. Andrerseits wird dadurch der von H. C. **Wyld**, Colloquial English p. 336 aufgestellten Hypothese, wonach die *s*-Formen unabhängig von den Formen des Nordens durch Analogiebildung nach *is* entstanden sein sollen, sofort jeder Boden entzogen; vgl. auch die ablehnende Kritik **Jordans**, E. St. 56_{87}. Die historischen Bindeglieder im Gebiet des östl. Mittellandes, die Wyld vermifst, scheint mir H. erfolgreich aufgezeigt zu haben. Dadurch ergibt sich an einem wichtigen Einzelfall zur Evidenz, wie unsicher vielfach Wylds Aufstellungen sind, da sie nicht auf genügender Auswertung der Quellen fufsen. Übrigens ist die Hypothese Wylds durchaus nicht neu; bereits **Scherer**, Zur Geschichte d. deutschen Sprache[2] 1878, S. 331, hatte eine ähnliche Erklärung für das Andh. herangezogen.

synkopiert.[1]) Gewisse Ausnahmen finden sich, aber nach festen Regeln: Synkope von *-eth* tritt ein bei Verben mit vokalischem oder diphthongischem Stammauslaut; *-es* ist nicht synkopiert, wenn der Verbalstamm auf Zischlaut ausgeht. 2. In der in doggerel-Versen abgefafsten Dichtung des 16. Jh. ist *-th* die gewöhnliche Edg. der 3. Sgl. im Versinnern, während im Reim *-s* ziemlich allgemein gilt. 3. In der Prosa ist vor 1590 *-s* nirgends die herrschende Edg., das Tagebuch des Henry Machyn (1550—63) ausgenommen; nach 1610 scheint indes *-s* überall zu überwiegen.[2]) *-th* wird mehr und mehr auf den rhethorischen und biblischen Stil eingeschränkt, ohne dafs sich bestimmte Regeln aufstellen lassen; das Bild entspricht stets der jeweiligen Literaturgattung und Sprachneigung des Autors.[3]) Lautliche Momente spielen insofern bei der Wahl der Form mit hinein, als im 16. Jh. in Prosa und Poesie sich *-es* so gut wie nie nach Zischlaut findet, und auch im 17. Jh. wird die neue Endung in dieser Stellung noch fast regelmäfsig gemieden. Eine Stelle für sich nehmen die Formen *hath, doth* und gelegentlich auch *sayth* (und *goth*) ein. Sie bestanden infolge der Häufigkeit ihres Gebrauches noch lange fort, nachdem die anderen Bildungen auf *-th* schon längst geschwunden waren; so standen sie etwa zwei Jahrhunderte den neuen Formen gleichberechtigt gegenüber.[4])

Über den Prozefs der Ausbreitung der neuen Edg. hat H. beachtenswertes Material beigebracht. Es ist öfters die Ansicht vertreten worden, dafs *-s* eher in die Poesie als

---

[1]) Bezügl. der Aussprache der neuen Edg. wird H. (S. 160) Recht haben, wenn er gegen v. Staden S. 89 und Franz, AB 15_{228}, Sh. Gr. §§ 154, 188 auf Grund der Metrik Surreys und Wyatts annimmt, dafs *e* bereits in der ersten Hälfte des 16. Jh. verstummte; vgl. Luick, H. Gr. § 475 f.

[2]) Zu Shakespeare vgl. Franz § 153. In den Blankversdramen findet sich *-eth* selten, und zwar vorwiegend in den Historien.

[3]) Vgl. die Bemerkungen Kneiles (Diss. Tübg. 1914) S. 15 über Lily.

[4]) Ob hier unter dem Schwachton ein tönender *th*-Laut eingetreten ist, wie Franz, AB 15_{226} u. Sh. Gr. 153 will, erscheint mir fraglich. Die Isoliertheit der als archaisch geltenden *th*-Form, die sich auch deutlich in der Nichtsynkope ihres Vokals zeigt, läfst Parallelschlüsse von der Edg. *-es* der Nominalflexion und der 3. Sgl. auf *-s* aus bedenklich erscheinen. Vielleicht trat bereits in der Aussprache allgemein *s* für geschriebenes *th* ein? Vgl. die von Jespersen, Growth[3] 198 angeführte Angabe von Richard Hodges.

in die Literärsprache eindrang. Daraus zog bereits Hoelper (Diss. Strafsb. 1894) S. 54 ff. den Schlufs, dafs die neue Edg. durch die Poesie erst Verbreitung fand; ähnlich äufserte sich v. Staden S. 87 f. Von vornherein aber erscheint es undenkbar, dafs nicht nur bei den kulturellen Verhältnissen des 16. Jh., sondern ganz allgemein die Poesie die Alltagssprache des Volkes beeinflussen sollte; vgl. bereits Franz AB 15_{226}, Sh. Gr. 153, auch Jespersen Growth[3] 197. Prosa und Poesie beziehen die neue Edg. gleicherweise aus der Umgangssprache, wie die Verhältnisse in den Paston Letters und Cely Papers sehr schön dartun (vgl. auch Machyn). Dieser Ursprung erklärt zugleich aufs beste den Unterschied in der metrischen Behandlung von *-eth* und *-es*. Als die Synkope eintrat, kam *-eth* in der Umgangssprache aufser Gebrauch; es rettete sich in seiner Vollform in die konservative Literatursprache, indes die neue volkssprachliche Edg. dem Lautprozefs unterworfen wurde. Dafs dabei nicht etwa die lautliche Schwere der *th*-Edg. von Einflufs war (vgl. Franz Sh. Gr. 153), scheint mir die z. B. bei Surrey und Grimald konsequent durchgeführte Synkope der 2. Prs. Sgl. zu beweisen. Die eingehende Darlegung des Tatsachenmaterials durch H. bietet also gleichzeitig einen bemerkenswerten Beitrag zu der Erkenntnis der sozialen Sprachschichtung in einer Periode sprachlichen Werdens.[1])

Ein bes. Kapitel (IX) ist dem Problem derjenigen *th*-Formen beim Verbum gewidmet, wo anscheinend das Subjekt im Plural mit einem Prädikat im Sgl. verbunden ist. Diese Formen tauchen bekanntlich in Vollverben gegen Ende des 15. Jh. auf, sind im 16. Jh. relativ häufig und kommen selbst im 17. Jh. noch vereinzelt vor. Hat man nun in diesen fraglichen Formen einen Sgl. oder Pl. zu sehen?[2]) Dieser Frage ist letztens

[1]) Vgl. Ekwalls Bemerkung über den *s*-losen Genitiv in Minneskrift tillägnad prof. Erdmann (1913), S. 67.

[2]) Als Vertreter der Kongruenzhypothese (d. h. der dialektischen Formentlehnung) vgl. z. B. Mätzner[3] I, S. 362. Die Inkongruenzhypothese ist zuerst wohl von Delius in seinem Shakespearelexikon (1852) vertreten worden; vgl. ferner Zupitza, Anm. zu Guy V. 253, 3194, Brandl, QF 80, LXXXII, v. Staden S. 100, 108 f., Franz AB 15_{226}. Einen sozusagen vermittelnden Standpunkt nimmt Franz[2] § 679 ein. Eigentlich besteht ja auch ein so prinzipieller Unterschied zwischen beiden Auffassungen hin-

J. Knecht (Angl. Forsch. 33) näher nachgegangen, ohne indes seine Ansichten ganz präzis zu formulieren. S. 150 nimmt K. für die wesentlich in der Zeit 1580—1620 blühenden *s*-Plurale, die durchaus schriftsprachlichen Charakter haben, analog. Übertragung von der 3. Pers. Sgl. als wahrscheinlich an; er schliefst sich also an die Inkongruenzhypothese an (vgl. jetzt auch H. C. Wyld Coll. Engl. p. 340). Die 3. Pers. Sgl. tritt ja als die häufigste Verbalform des Präsenssystems ganz bes. leicht ins Bewufstsein, zudem kann sie aus syntaktischen Gründen ohne Schwierigkeit mit der Pluralfunktion assoziiert werden. Dieselbe Ansicht nahm dann die Arbeit von H. Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Sbj. und Präd. im Engl. (Angl. Forsch. 49)[1] als Arbeitshypothese auf und suchte sie durch historisch-vergleichende Methode aus dem Material bis ca. 1580 zu begründen, also zu zeigen, dafs die (me. und) ne. Form auf *-s* und *-th* im Pl. ihrem Ursprung nach ein Sgl. sei. Diese Arbeit ist von Holmqvist leider gänzlich übersehen worden. H. gelangt zu demselben Resultat (S. 155): 'In my opinion, the plural *-th* forms in the latter part of the 15th and in the 16th cent. are to be regarded in the same way as the plural *-s*-forms, i. e. the verb is singular in form and origin, though plural in function.' So bringt dieses Kapitel zwar einiges neue Material bei, fördert aber keine neue Erkenntnis.[2])

Belegsammlungen für die unflektierte Form der 3. Pers. Sgl. bringt H. S. 106 ff., 115 ff., 134 ff. bei, hauptsächlich aus den Paston Letters und Cely Papers. — Zu dem S. 137[1] angezogenen ne. don't st. doesn't vgl. auch Horn, Untersuchungen zur ne. Lautgeschichte 1905 (QF XCVIII), S. 92 ff. — Ferner sind einige Fälle (nördl.) unflektierter 2. Pers. Sgl. Prt. der schwachen Verben erwähnt, z. B. im E. E. Prose Psalter (S. 87), Audelay (S. 90), Rolandslied (S. 98), Wisdom

sichtlich der *s*-Formen nicht; denn bei Annahme der Entlehnung („Kongruenz") wird ja schliefslich die Inkongruenz nur um eine Stufe zurückverschoben, eben in das Andh.

[1]) Vgl. Behaghel, Lbl. 40 (1919) 32 ff.

[2]) Da Knecht die *s*-Formen in der skizzierten Weise erklärt hatte, ist doch wohl ohne weiteres anzunehmen, dafs er die auf *-th* ebenso ansah. Er spricht sich zwar darüber S. 148 nicht ausdrücklich aus; doch sehe ich nicht recht ein, weshalb H. meint, Knecht habe sie als Archaismen (also als dial. oder vulg. Formen) angesprochen.



(S. 107 [1]). Auch auf die Zusammenstellung des Vorkommens von *þo* (*tho*) als bestimmter Artikel sei hingewiesen (S. 146).

In einem Appendix wird über die Heimat der Romanzen Arthur und Merlin, Richard Cœur de Lion und King Alisaunder gehandelt, die Heuser Altlondon S. 62 für London in Anspruch genommen hat, ebenso wie grofse Teile des um 1330 entstandenen Auchinleck MS. Auch H.'s Untersuchungen führen zu keiner sicheren Entscheidung, ob tatsächlich London selbst als Heimat in Frage kommt.[1]) Überdies scheint mir der Versuch Heusers, ostsächs. ā < $æ^1$, $æ^2$ als einen Zug des Altlondoner Dialekts zu erweisen, nicht gelungen. Über das Quellenmaterial hat bereits Jordan E. St. 54_{162} Bedenken geäufsert, Bedenken, die ich doch als schwerwiegender ansehen möchte, als Jordan es tut. Gewifs ist dieses ā auch in englischen Texten bezeugt, aber nicht in erwiesenermafsen Londoner Texten. Die englischen Urkunden des alten Londoner Dialektes kennen diese dialekt. Eigentümlichkeit nicht, vgl. Dölle St. E. Ph. 32 § 10_2, S. 94 und Schlemilch St. E. Ph. 34 Nachtrag. Die ā-Schreibungen sind sicher lediglich lateinische (bezw. französische) Schreibungen. Es wäre doch sonderbar, wenn die spätere Londoner Überlieferung auch rein gar nichts von dieser Eigentümlichkeit bewahrt haben sollte, wie Heuser S. 28 annimmt, während sonstige Altlondoner Eigentümlichkeiten meist noch widergespiegelt werden. Ein Rest in einer sehr späten Chaucerhs. (vgl. E. P. Hammond Anglia 28_1 ff.), auf den Jordan aufmerksam macht, ist doch recht unsicher; vgl. F. Wild S. 71. Für a < æ < $ǫ_i$ kennen dagegen die engl. Urk. zahlreiche Belege, s. Dölle § 4, 1 c. Übrigens brauchen die Verbreitungsgebiete von a < $ǫ_i$ und ā < $æ^1$, $æ^2$ keineswegs zusammenzufallen, wie Jordan a. a. O. S. 164 und Luick H. Gr. § 363 A 2 anzunehmen geneigt sind.

In den umfangreichen Einzeluntersuchungen Holmqvists zeigt sich stets ein klarer Blick und eine gute Beobachtungsgabe. Die ganze Arbeit zeugt davon, dafs der Verf. sich mit lebhaftem Interesse und grofsem Fleifs in seine Aufgabe eingearbeitet hat; sie bildet einen sehr dankenswerten Beitrag zur Klärung eines verwickelten und interessanten Problems.

---

[1]) Vgl. auch Brunner Arch. 140_{203} ff.

Ihre Bedeutung liegt insbes. darin, daſs sie gegenüber Wylds neuer Hypothese mit Erfolg die Zwischenglieder zwischen der nördl. Heimat der *s*-Form und dem sich herausbildenden Standard aufzeigt.

Leider sind bei der Korrektur eine Reihe von Versehen und Druckfehlern stehen geblieben. S. XV, ebs. 181 l. Th. S*h*elton; S. 1 Z. 9 l. eigh*th*; S. 6 u. more conservative [than] that; S. 7 [2] l. three st. four; S. 8 [1] l. w*h*ether; S. 9 [1] l. occur*r*ence; S. 22 Z. 8 l. independ*e*nt. Öfters stehen Buchstaben auf dem Kopf. Ist die Wiederholung auf S. 168 nicht auch nur ein Versehen?

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

Edward Burgert, O. S. B., **The Dependence of Part I of Cynewulf's Christ upon the Antiphonary.** Washington, D. C. 1921. Gedruckt bei J. D. Milans & Sons, Washington, D. C. 102 S. 8°.

Ausgehend von den Entdeckungen A. S. Cooks (Ausgabe: *The Christ of Cynewulf,* Boston 1900; Neudruck 1909) und S. Moores (*The Source of Christ* 416 f. in Mod. Lge. Notes 29 (1914), 226 f.), daſs *Christ I* im wesentlichen eine Paraphrase von mehreren Antiphonen der Adventzeit ist, wird in vorliegender Schrift, wohl das Werk eines Mitglieds der Catholic University, Washington D. C., der Versuch gemacht, das Verhältnis der einzelnen Abschnitte des Gedichtes zu ihren verschiedenen Vorbildern näher festzulegen und die Rolle zu bestimmen, die den fraglichen Antiphonen im Rahmen der mittelalterlichen Gottesdienstordnung zukam. Die Ergebnisse des Verfassers liefern wichtige Ergänzungen unserer Erkenntnis sowohl der Quellen wie des Aufbaus von *Crist I,* und zeigen wieder einmal, wie nötig eine bis ins einzelne gehende Beschäftigung mit kirchlichen Verhältnissen für das richtige Verständnis religiöser Werke des Mittelalters sein kann.

In Hinblick auf die Quellenfrage gelingt es Burgert, in Abschnitt VIII des Gedichtes (V. 239—40) den von Cook angenommenen Einfluſs der Antiphon *O Sapientia* auszuschalten, den Abschnitt X (V. 348—377) an Stelle des von Cook vermutungsweise herangezogen *O Radix Jesse* als eine Paraphrase



der Präfation der Weihnachtsmesse zu erweisen und die von Moore für Abschnitt XII, V. 416—21 nachgewiesene Quelle, die Antiphon der Weihnachtsoktave *O admirabile commercium*, auch auf V. 426—428 auszudehnen. Die von Cook und anderen vergeblich gesuchte Quelle des *Passus* (Abschnitt VII, V. 164—213), des Zwiegesprächs zwischen Maria und Joseph, konnte auch Verf. nicht aufspüren und er begnügt sich mit dem Hinweis auf das Evangelium der Weihnachtsvigilie (24. Dez.), Math. 1, 18—21. Als Vorwurf der verloren gegangenen Eingangsteile wird mit grofser Wahrscheinlichkeit eine Paraphrase der übrigen drei der sieben grofsen Antiphonen, nämlich *O Sapientia*, *O Adonai* und *O Radix Jesse*, angenommen. — Was den Aufbau des ganzen Hymnenzyklus anlangt, so gelingt es Verf. in einwandfreier Weise zu zeigen, dafs keine Rede davon sein kann, dafs die einzelnen Abschnitte vom Dichter nach Willkür und Zufall poetischer Eingebung aneinander gefügt seien, oder auch, dafs die Einheit, die das Gedicht beherrscht, lediglich die der Adventstimmung im allgemeinen sei, wie noch Cook annahm. Aus einem Vergleich der einzelnen Abschnitte mit den noch erhaltenen älteren Antiphonarien ergibt sich vielmehr, dafs der Dichter sich ganz augenscheinlich an den in seinem Kloster herrschenden Brauch anschlofs, und dafs die von ihm verwerteten Hymnen und Gebete sich genau von der Woche vor Weihnachten bis zur Woche nach Weihnachten erstrecken. Den Höhepunkt bildet Abschnitt XI, die Doxologie (V. 378—415), mit den Dreifaltigkeitsantiphonen, die in älterer Zeit an jedem gewöhnlichen Sonntag intoniert wurden, und dem jubelndem *Sanctus, Sanctus, Sanctus* als Grundlage. Der letzte Abschnitt XII (V. 416—38) mit seiner Betrachtung des Geheimnisses der Menschwerdung und seiner frommen Mahnung zur Anbetung Gottes ist m. E. ein sehr fesselnder Schlufs für das Ganze; ich halte es für unnötig, ihn als „ein späteres Anhängsel an das Gedicht" (vgl. S. 84) zu betrachten. — Die Abhängigkeit des Dichters läfst sich oft in unwiderleglichen Kleinigkeiten nachweisen, so besonders in V. 130 f., wo das Wort „Emmanuhel" einem Engel in den Mund gelegt wird, während es doch aus Isaiah 7, 14 stammt. In der Messe der Weihnachtsvigil aber hiefs es ebenfalls: '*Nascitur mundo oriens gabrihel quem angelus vocavit emmanuhel nobiscum deus*' (vgl. S. 53 des *Antiphonale Officii Monastici*, écrit par

le B. Hartker. Codex 390—91 de la Bibl. de Saint-Gall, in *Paléographie Musicale*, ser. II, vol. I. Solesmes 1900).

In einem Schlufswort verbreitet sich Verf. darüber, ob diese Erkenntnisse von der Arbeitsweise des Dichters irgendwie unsere Stellungnahme zu *Crist II* und *III* beeinflussen könnten. Verf. glaubt dies im allgemeinen verneinen zu sollen. Bei den in den späteren Teilen in Betracht kommenden Quellen (Predigten, Homilien) müsse naturgemäfs die Art der Verwendung eine andere sein, so dafs sich aus einem solchen Vergleiche nicht einmal für die Frage der gemeinsamen Verfasserschaft der drei Teile etwas Bestimmtes ergeben würde. Nur eine Folgerung glaubt er ziehen zu dürfen, und das ist eine Warnung, sich die Gelehrsamkeit Cynewulfs trotz seines *ic wundrum læs* (Elene 1238) allzugrofs vorzustellen, wie etwa Cook in seiner Ausgabe es tue. Für *Crist I* genüge eine rein mündliche, gedächtnismäfsige Kenntnis des Gottesdienstes; für *Crist II* und *III* sei vielleicht auch öfters als man annehme, an indirekte Quellen, wie Predigt oder Vorlesung, zu denken. Andererseits verweist Verf. selbst darauf, dafs der Dichter, wenn er Mönch war, sich der Regel gemäfs auch eigener Lesung hinzugeben hatte, so dafs immerhin mit einem Buchwissen zu rechnen wäre, das so ausgedehnt gewesen sein kann, wie die Bücherei seines Klosters.

Dresden. Walther Fischer.

Essays and Studies by **Members of the English Association.** Vol. VI. Collected by **A. C. Bradley.** Oxford, Clarendon Press. 1920. 145 S. 8°. Preis: 6/6 sh. net. gebunden.

1. Im ersten Aufsatz dieses inhaltreichen Bandes, *The 'Caedmonian' Genesis* (S. 7—29), gibt H. Bradley einen kurzen geschichtlichen Überblick der mit den beiden altenglischen Genesisgedichten verbundenen literarischen Probleme und verweilt mit Liebe bei einer ästhetischen Würdigung der schlichten Schönheit der jüngeren Genesis, von der er aus rein subjektiven Gründen — denn äufsere Beweise sind ja nicht vorhanden — annehmen möchte, dafs Milton sie gekannt habe. — Ein paar neue Einzelheiten seien hervorgehoben. Dafs die Namen *Olla* und *Olliva* (Gen. A. 1547 der Ausgabe von Holthausen, Zählung Greins) aus Ezechiel 23, 4 stammen, ist be-

kannt (vgl. Holthausens Anmerkung zur Stelle). Den sonst nicht weiter nachgewiesenen, jenen beiden unmittelbar vorangehenden Namen *Percoba* (ebenda V. 1546; Grein-Holthausen setzen wegen des Stabreims *Phercoba* an) will Bradley wie folgt erklären: *"It would appear that some learned Irishman had met with a reference to the twenty-third chapter of Ezekiel under the title of 'Pericope Oollae et Oolibae', and that, being desirous of inventing names for the four matrons of the Ark, he found in this sequence a welcome suggestion"* (S. 13). Nehmen wir diese Erklärung an, so müſste das Wort περικοπή mit 'Verstümmelung' übersetzt werden, nach Ezech. 23, 25. Den Namen *Olliuani* (Vers 1547) will Holthausen mit *Oolibama*, Esaus Weib nach Genesis 36, 2 zusammenbringen; Bradley meint einfach, der Verfasser '*obtained the fourth* [*name*] *by adding a syllable to the third* (= *Olliva*)'. — In der Namenfolge der beiden Genealogien von Kain und Seth (Gen. A. 1055 f.), die nach der herrschenden Anschauung auf bloſser Verwechslung beruhen (so Holthausens Anmerkung zu 438 f.), will Bradley den Niederschlag einer wohlbedachten bibelkritischen Absicht sehen. Es sei nämlich schon damals den Theologen aufgefallen, daſs die Namen der beiden Genealogien in der Vulgata sich merkwürdig ähneln; daraus habe man auf die ursprüngliche Identität der beiden Reihen geschlossen, und eine solche Gleichheit, mit den durch den Text der Vulgata bedingten Auslassungen in der Kain-Reihe, läge in den Listen der Genesis A vor. Sache der „Schriftgelehrten" muſs es sein, die Möglichkeit dieser Hypothese näher zu prüfen.

2. In einer kurzen Plauderei, *The Humanist Ideal* (S. 30—40), ursprünglich eine Ansprache vor der English Association, Oxford, 17. Okt. 1919, zeigt W. P. Ker, wie vielgestaltig das Humanistenideal in Theorie und Praxis der Jahrhunderte und der Völker gewesen, so daſs es einer kurzen, allumfassenden Definition wohl immer entraten muſs.

3. In längeren Ausführungen, *Trollope Revisited* (S. 41—66), läſst der greise G. Saintsbury die stattliche Reihe der Romane Trollopes vorüberziehen und, indem er sie vorzüglich vom Gesichtspunkt der Lebenswahrheit aus betrachtet, teilt er ihnen den gebührenden Rang im Lebenswerke dieses fruchtbaren, aber höchst ungleichen Schriftstellers zu. Trollope gilt ihm als einer der besten neueren Vertreter des viel-

schreibenden Berufsschriftstellertums, der gleichwohl nie, auch nicht in den schwächeren Werken, unter ein gewisses Mindestmafs von Kunst herabsinkt. Besonders eingehend charakterisiert Saintsbury Trollopes Meisterwerke: *Barchester Towers*, dem er die Palme zuerkennt, *Framley Parsonage* und *The Last Chronicle of Barset.*

4. Eine feine Erörterung stilistischer Prinzipienfragen liefert G. Sampson unter dem Titel '*On Playing the Sedulous Ape*' (S. 67—87). Ausgehend von einer Stelle in Stevensons *A College Magazine*, an der der Verfasser von *Treasure Island* bekennt '*to have played the sedulous ape to Hazlitt, to Lamb to Wordsworth, to Defoe, to Hawthorne, to Montaigne, to Baudelaire, and to Obermann*', verbreitet sich der Verfasser über das Wesen stilistischer Nachahmung. Er hebt den zweifachen Sinn des Wortes 'Stil' hervor, das sowohl die literarische Eigenart oder Manier eines Schriftstellers, wie auch einen hohen Grad der Vollendung des sprachlichen Ausdrucks, ganz abgesehen von der persönlichen Note, ausdrückt. Je nachdem das Wort im einen oder andern Sinne gefafst wird, ist diese Nachahmung tadelnswert oder ein löbliches, wenn auch im innersten Wesen unausführbares Beginnen. Der Verfasser schliefst mit der ernsten Mahnung, schlichtes, gutes Englisch zu schreiben, getreu den grofsen Vorbildern der Vergangenheit, die man freilich erst gelesen haben mufs, um sie „nachahmen" zu können.

5. Das literarische Porträt Joseph Conrads, des englisch schreibenden Polen, stellt uns F. Melian Stawell in seinem Beitrag '*Conrad*' (S. 88—111) vor Augen. Conrad ist einer der bedeutendsten Vertreter des Exotismus in der modernen englischen Literatur, der von der Welt der Tropen, dem Zauber der See, der starke Leidenschaft ferner, primitiver Menschen sich angezogen fühlt. Die wilden, romantischen Begebenheiten seiner Erzählungen sind in eine fast unheimliche Glut menschlicher Leidenschaft getaucht, die an die grofsen Russen, Turgeniew und Dostojewsti, erinnert; dafs dabei auch eine Saite tiefen, innerlichen Humors mitklingt, der die kleinen Schwächen guter Menschen belächelt, zeigt, wie weit seine literarische Begabung sich spannt. Der mit Conrads Werken noch nicht Vertraute wird mit Interesse die aufschlufsreichen Inhaltsangaben lesen, die der Verfasser von

Conrads bedeutendsten Romanen gibt, besonders *Almayer's Folly*, das in der Südsee spielende, etwas überromantische Erstlingswerk (auch bei Tauchnitz), *Lord Jim*, seine beliebteste, gleichfalls ins Land der Malaien führende Erzählung, die kurze, fantastische Geschichte *The Secret Sharer* (bei Tauchnitz in der Sammlung *''Twixt Land and Sea Tales*), *Under Western Eyes*, eine russische Anarchistengeschichte (Tauchnitz), und endlich *Nostromo*, das anspruchsvollste Werk Conrads, dessen überreiche Handlung sich um den Besitz einer südamerikanischen Goldmine dreht.

6. Eine nach Methoden wie Ergebnissen gleich wichtige Studie bietet der Anglist der Universität Liverpool, H. C. Wyld, unter dem Titel *South-Eastern and South-East Midland Dialects in Middle English* (S. 112—145). Nur in ein paar Strichen sei der Gang der Untersuchung skizziert. Auf das ganze fragliche Gebiet, als dessen nördliche Grenze das südliche Lincolnshire und Norfolk erscheint und das sich südlich über das Londoner Sprachgebiet nach Surrey und Kent erstreckt, werden im ganzen folgende 21 Dialektkriterien angewandt: A. Vokale: 1. ae. *ǣ̆*; 2. ae. *eald-* (oder *āld*); 3. ae. *ear* + cons.; 4. ae. *ǣ*[1] (urengl. *ǣ*, wgerm. *ā*); 5. ae. *ǣ*[2] (*i*-Umlaut von *ā*, wgerm. *ai*); 6. ae. *ēo*; 7. ae. *ĕo*; 8. ae. *io — i*; 9. ae. *ȳ* (*ū-i*); 10. ae. *y̆* (*u-i*); 11. ae. *ea* (aus wg. *au*); 12. *ēa-i*; 13. ae. *ĕa-i*. B. Formenlehre: 14. 3. Pers. Praes. Sing; 15. Praes. Pl.; 16. Part. Praet. der starken Zeitwörter (Endung und Auftreten oder Nichtauftreten der Vorsilbe *i-*); 17. Infinitiv; 18. Part. Praes.; 19. Vorkommen oder Nichtvorkommen des Akk. Plur. Pron. *her*, *is*, etc.; 20. Formen des N. G. D. Pl. des pers. Fürworts der 3. Person; 21. Pl. Praes. von *to be*.

Die Art der Verbreitung dieser Kriterien auf die einzelnen hier in Frage kommenden Landstriche wird auf Grund lokalisierbarer Urkunden (einschliefslich der Ortsnamen) und literarischer Denkmäler durchgeführt und in Tafeln veranschaulicht. Folgende Texte werden zugrunde gelegt: A. Östliche Gruppe: Chronik von Peterborough (von 1127 bis Schlufs), Robert von Brunne, Bestiarius (um 1300), Genesis and Exodus (um 1300), Urkunden (*guilds*) aus Norfolk (1389), Margaret Paston, zwei Urkunden aus Suffolk (nach 991 und 1038; vgl. Sweet's *Second Anglo-Saxon Reader*, S. 209—14), Bokenams Heiligenleben (1443). Palladius-Übersetzung (um 1420). B. Kentische

Texte: Homilien (Vespasian A 22), Predigten (Laud 471), Wilhelm von Shoreham (1307), Ayenbite (um 1340). C. Londoner Sprachgebiet: Freibrief von 1066, Proklamation Heinrichs III (1258), Davys Träume, Chaucer, Petition von 1386.

Aus der Vergleichung dieser Gruppen sicher lokalisierter Texte, deren Chronologie stets im Auge behalten wird, mit anderen, weniger sicher lokalisierten wird nun versucht — und das Ergebnis ist bemerkenswert — eine neue Sicherheit für letztere zu gewinnen. Morrisons Ansicht, daſs *Genesis and Exodus* nach Südsuffolk zu verlegen sei, wird zurückgewiesen und das Gedicht, nebst dem dialektisch ihm gleichzuachtenden *Bestiarius*, nach Norfolk, genauer dem nördlichen Teil der Grafschaft, verlegt. Die Sprache von *Vices and Virtues*, die man früher als eine unorganische, durch Schreiberhände entstandene Mischung ansah, wird als selbständige Mundart dem nordöstlichen Essex, dem Gebiete von Saffron Walden, zugewiesen. Wyld berührt sich somit mit Luick (*Hist. Gram.* I 43), der dieses Denkmal bereits als „sächsisch-kentisch" bezeichnet und einem an Kent grenzenden Gebiete nördlich der Themse, etwa Essex, zuschreibt. Die gemeinhin als „nördlich" bezeichneten Lambeth- und Trinity-Homilien (um 1200) werden genauer ins Londoner Sprachgebiet verlegt (*'within a radius of fifteen miles or so of London'*), und endlich wird das meist für Dorsetshire beanspruchte Gedicht, *Die Eule und die Nachtigall,* der Grafschaft Surrey zugeschrieben.

Als wichtigen, allgemeinen Grundsatz, der ja in der Theorie von niemand geleugnet wird, ergibt sich also, daſs der Übergang von einem stark charakteristischen Dialekttyp zum anderen sich ganz allmählich durch verschiedene Mischdialekte vollzieht, deren man auch fürs Mittelenglische eine gröſsere Menge zuzugeben hat, als es bis jetzt geschah. Diese Mischdialekte sind durch Isoglossenbündel, nicht durch einzelne herausgegriffene Isoglossen zu bestimmen, da nur die Vereinigung mehrerer Dialektkriterien die Kontinuität des sprachgeographischen Bildes wahren kann. Insbesondere erscheint es auf Grund der Wyld'schen Untersuchung zweckdienlich, *"to assume the existence of a dialect unity — differentiated doubtless in different parts of the area — which we may regard as S. E. Midl. In this area we must include, at any rate, Essex, probably a small part of Cambr., Suff., Beds.,*

Herts., and Middlx". Wir sahen oben, dafs Wyld mit Luick in einem bemerkenswerten Punkte übereinstimmt. Das Vertrauen in die Verläfslichkeit seiner Methode wird noch gesteigert, wenn wir sehen, dafs er sich in einer wichtigen Einzelheit auch mit A. Brandl berührt. In seiner meisterhaften Studie, *Zur Geographie altenglischer Dialekte* (*Abh. der kgl. Preuss. Akad. d. W.*, Jahrg. 1915, Phil.-Hist. Kl. No. 4. Berlin 1915), die zum Teil an Wylds früheren Aufsatz in *Engl. Stud.* 47 anknüpfend, dessen Ergebnisse in wesentlichen Punkten erweitert und abändert, bemerkt Brandl, indem er aus der Vergleichung von Ortsnamen und Reimkriterien bestimmte Folgerungen zieht, über die *e*-Reime bei Chaucer (S. 73): „.... bei Chaucer im Sachsenlande an der unteren Themse fallen sie durch ihre Häufigkeit auf — man sollte sie nicht schlechtweg kentisch nennen, denn sie sind auch in seinem Middlesex, wie die Ortsnamenschreibung zeigt, und schon Heuser (Alt-London 1914) betont, in beträchtlichem Mafse bodenständig." Und in gleichem Sinne, auf die Belege seiner eigenen Untersuchung gestützt, schreibt Wyld (S. 145): *'The London dialect is seen to be a variety of S. E. Midl.; it appears to contain no feature necessarily derived from south of the Thames. The so-called 'Southern' features are probably indigenous to Middlx. and Ess.; the so-called Kentish e, for O. E. y, more probably came from Essex.'*

Nimmt man diese Theorie der Mischdialekte in gröfserem Umfange an, so ist es möglich, dafs man für einzelne Denkmäler dahin gelangen wird, den oft als ausschlaggebend betrachteten Einflufs der Abschreiber einigermafsen geringer anzusetzen. Mit Bezug auf die Lambeth- und Trinity-Homilien in ihrem Verhältnis zu den Londoner Urkunden sagt Wyld: *"If certain combinations found in documents which were, as we believe, written in London, are accepted without question as typical of the actual speech of that area, how is it possible to dispute the claim of identical or similar combinations and alternatives, to represent a real dialect when these are found in other texts?"* Es ergibt sich also, dafs die historische Dialektforschung auch nach dieser Richtung hin eine Verfeinerung der Methode erfahren kann; aber es wird mehr denn je der erfahrenen Hand des Meisters bedürfen, die drei das Laut- und Schriftbild beeinflussenden Faktoren, Kern-

dialekt, Mischdialekt und dialektfremde Schreiberhand, im einzelnen zu sondern und zu sichten.

Dresden. Walther Fischer.

Walther Preusler, Syntax im Poema Morale. Diss. Breslau 1914. 94 S. Druckort Breslau 1914.

Diese der Schriftleitung des „Beiblatts" erst nach Kriegsende zugegangene Dissertation ist eine fleifsige, auf gründlichem Studium des Textes und der einschlägigen Literatur beruhende Arbeit, die viele der besprochenen Erscheinungen nicht nur klassifiziert, sondern auch logisch zu deuten sucht. Verf. kann zeigen, dafs die Annahme romanischen Einflusses auf die Sprache des Denkmals kaum angängig ist, und dafs die in Rede stehenden Erscheinungen der Übergangszeit sich durchaus als Fortsetzungen des altenglischen Gebrauches auffassen lassen. Mit der Möglichkeit von Neuschöpfungen (z. B. *for to* + Inf.) ist jedoch m. E. gleichfalls zu rechnen. Die Abschnitte über Zeitwort und Fürwort sind besonders ausführlich gestaltet.

Dresden. Walther Fischer.

Paul Weinmann[1]**, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum.** Ein Beitrag zur historischen Syntax des Englischen. Diss. Kiel 1920. Druckort Cöpenick-Berlin 1920. VIII + 58 S.

Die Arbeit bietet eine Fülle von Material, das in übersichtlicher Form, aber manchmal von recht äufserlichen Gesichtspunkten aus zusammengestellt ist. Die Anwendung des Artikels im Ormulum ist grofsen Schwankungen unterworfen; diese erklären sich teils aus dem unsicheren Sprachgebrauch der Übergangszeit, teils aus der Unkunst des Dichters, der seine Verse durch willkürliches Setzen oder Nichtsetzen des Artikels zu glätten sich bemüht, teils — m. E. — auch durch lateinische Einflüsse, auf welch letztere der Verf. allerdings nicht hinweist. Französische Beeinflussung will Verf. wohl mit Recht fast ganz ausschalten. Bei § 25 scheinen im Drucke einige Absätze der vollständigen Diss. fortgefallen zu sein,

[1]) Mit der Veröffentlichung dieser zweiten Besprechung wird ein bedauerliches Versehen wieder gutgemacht, das sich ABbl. XXXIII, 139 findet: der Verfasser heifst Weinmann, nicht Weimann, wie dort steht. — Mann.

ohne dafs dies irgendwo erwähnt wird (vgl. S. 28, Z. 7 von unten und § 49, Ende).

Dresden. Walther Fischer.

John S. Smart, M. A., D. Litt., **The Sonnets of Milton.** With Introduction and Notes. Glasgow, Maclehose, Jackson and Co., 1921. X + 195 S. geb. 7/6 net.

In der Einleitung dieser sorgfältigen Ausgabe der Miltonschen Sonette, die durch einige neue Beiträge zur Biographie des Dichters besondere Bedeutung besitzt, gibt der Herausgeber einen Überblick über die Geschichte des Sonetts in der englischen Lieratur, wobei Miltons Verdienst um die „Reform" des englischen Sonetts auf das richtige Mafs zurückgeführt wird. Professor Smart kann u. a. zeigen, dafs das von manchen Kritikern an Miltons Sonetten als unpetrarkisch getadelte Vers- und Strophen-*enjambement* sein getreues Vorbild in Giovanni della Casas Sonetten († 1556) hat, der sich mit voller Absicht gegen die Regelmäfsigkeit Petrarkas und seiner Nachfolger wandte. Diese schon früher erkannte Ähnlichkeit erhält aber erhöhte Bedeutung durch den Umstand, dafs Milton im Jahre 1629, als er noch in Cambridge weilte, della Casas Sonette tatsächlich käuflich erwarb und eifrig studierte. Man kann also nicht sagen, dafs Milton als geborner Revolutionär auch die Form des Petrarkischen Sonettes umgestofsen hat, sondern sein Ausgangspunkt ist das spätere italienische Sonett, das selbst eine Entwicklung des älteren Vorbildes darstellt.

Von dem reichen hiographischen Material, dessen urkundliche Belege in einem Anhang übersichtlich zusammengestellt sind, seien nur die wichtigsten neuen Funde erwähnt. Zu Sonett XIV (*When Faith and Love, which parted from thee never*). Alle Herausgeber, einschliefslich Masson (Globe-ed., S. 441) lesen hier die Überschrift (nach dem Cambridge-Ms.): *On the religious memory of Mrs. Catherine Thomson* ... Der Eigenname ist aber nach Smart als *Thomason* zu lesen. Und diese Frau, deren Mädchenname Catherine Hutton war, ist keine andere als die Gattin jenes bekannten Buchhändlers und Sammlers aus der Zeit der Republik, der nicht weniger als 22000 Druckschriften zur Zeitgeschichte aufhäufte. Es scheint, dafs Frau Katharinas wirklicher Charakter durchaus dem edlen Bilde entspricht, das Milton hier im Gedichte ent-

wirft. Ob Sonett IX (*Lady, that in the prime of earliest youth*) wirklich einer Tochter von Catherine Thomason gewidmet ist, mufs dagegen bis auf weiteres blofse Vermutung bleiben.

Sonett XX (*Lawrence, of virtuous father virtuous son*) ist nicht, wie man bisher dachte (vgl. Masson, Globe-ed., S. 445), Henry Lawrence, dem jüngeren Sohne des republikanischen Staatsmannes, gewidmet, sondern vielmehr dem älteren, Edward Lawrence († 1647), den auch Davenant in einem Gedichte gepriesen hat. Ein gemeinsamer Freund von Milton und Edward Lawrence war der sprachengewandte Deutsch-Engländer Heinrich Oldenburg, der erste Sekretär der Royal Society. Smart teilt vier bisher unbekannte Briefe Oldenburgs an Edward Lawrence mit, die er im Archiv der Royal Society entdeckte.

Zu Sonett XXIII (*Methought I saw my late espoused saint*). Über die Lebensumstände von Catherine Woodcock, Miltons zweiter Frau, vermochte Smart folgendes urkundlich zu ermitteln. Sie wurde im Jahre 1628 zu London geboren, war bei ihrer Verheiratung mit Milton (12. Nov. 1656) 28 Jahre alt und starb im Wochenbett mit 30 Jahren (10. Febr. 1658). Ihr Grofsvater väterlicherseits, Richard Woodcock, hatte bei Clavering in Essex einigen Landbesitz; er verarmte jedoch und starb in hohem Alter im Schuldgefängnis. Ihr Vater, William Woodcock, scheint ein Verschwender gewesen zu sein, der den Verwandten seiner Frau, einer geborenen Eisabeth Sudberry, Tochter einer wohlhabenden Londoner Kaufmannsfamilie, öfters zu Last fiel. Nach dem Tode William Woodcocks zog sich seine Witwe nach der Londoner Vorstadt Hackney zurück, um dort der Erziehung ihrer vier Töchter zu leben, deren älteste Catherine war. Ihre Verwandten mütterlicherseits scheinen ihr dabei stets freundlich zur Seite gestanden zu sein. Es ist zu vermuten, dafs Milton den Weg zum Hause Woodcock durch einen dieser Verwandten fand, den einflufsreichen Juwelier und Bankier Sir Thomas Vyner, der einer der Schatzmeister jener Sammlungen war, die in England zu Gunsten der vertriebener Waldenser mit ausdrücklicher Billigung Cromwells stattfanden (1655 f.).

Ganz neu, aber ungemein einleuchtend ist die Erklärung, die Smart für Miltons italienische Sonette gibt. Die

meisten Biographen Miltons betrachten seine italienische Reise als den Anlaſs ihrer Entstehung und reihen sie daher chronologisch nach dem Sonett auf die Vollendung des 23. Lebensjahres ein (vgl. Globe-ed. S. 437), obwohl Milton selbst sie vor dieses Sonett stellte. Smart zeigt nun, daſs sie alle noch in England entstanden sein müssen und wahrscheinlich die Verherrlichung einer wirklichen Jugendliebe zum Gegenstand haben, einer Neigung zu einer in England lebenden Italienerin. Ihr Name war Emilia, wie aus den beiden Versen des ersten Sonettes in Smarts scharfsinniger Deutung klar hervorgeht:

Donna leggiadra, il cui bel nome onora
L'erbosa val di Reno e il nobil varco —

D. h. „Holde Frau, deren schöner Name das blumige Tal des Reno und die berühmte Furt schmückt.“ Das Tal des Reno und die Furt des Rubicon sind aber zwei bekannte Landmarken der italienischen Provinz Emilia. Und ebenso deutlich sind die Anspielungen in der Canzone (*Ridonsi donne e giovani amorosi*), wo die Gespielen den Dichter necken, daſs er „in einer fremden, unbekannten Zunge“ dichte, und im zweiten Sonett (*Qual in colle aspro, al imbrunir di sera*), wo der Dichter gesteht, daſs er um seiner Liebe willen „die neue Blume einer fremden Sprache“ pflege, die seine Landsleute nicht verstünden, und die schöne Themse für den schönen Arno eintausche.

Schlieſslich sei noch zur Kenntnis genommen, daſs Smart (S. 92) die bekannte Stelle der *Considerations touching the likeliest means to remove hirelings out of the Church* (1659) von der '*short but scandalous night of interruption*' trotz Masson und anderen als gegen Cromwell gerichtet auffaſst und auch das Motto von *The Ready and Easy Way to establish a free Commonwealth* (1660):

"Et nos
Consilium dedimus Syllae, demus populo nunc"

auf Cromwell und nicht auf den General Monk gemünzt glaubt. Obwohl ich mich selbst an anderen Orten zu Massons Anschauung bekannt habe, muſs ich gestehen, daſs Smarts Gegengründe, besonders der Hinweis auf Miltons Freundschaft mit dem dem Protektor entfremdeten Overton ernster Beachtung wert erscheinen.

Dresden. Walther Fischer.



Dorothy Chadwick, Social Life in the Days of Piers Plowman. Cambridge at the University Press 1922. — XIII u. 125 S. — 10/6.

Der Versuch wird hier gemacht, das ganze Kulturbild Englands im 14. Jahrhundert aus dem umfangreichen *Piers Plowman*, der neben Chaucer wohl der gröſste Lichtspender in der damaligen Literatur ist, herauszuschauen in Form eines *catalogue raisonné* bei angenehm fortlaufendem Text [1]) mit genauem Hinweis auf Belegstellen für jede gemachte Behauptung. Das dem Leser so gebotene Bild verschärft sich in dem Maſse, wie er sich die Mühe nimmt, die Hinweise durch eingehendes Nachlesen im Original auszunützen. Dieser Versuch ist gelungen und ich glaube nicht, daſs mehr aus dem Text selber herauszuholen war, als hier auf knappem Raum gegeben wird. Die Verfasserin hat bei eifriger Vertiefung in den Stoff unendlich viel gelernt. Dennoch hat mich das Buch nicht recht befriedigt, weil hier ein altes Gelände aufs neue wieder in der alten Weise zum so und so vielten Male beackert wird. Wir erfahren nichts neues. Das Bild der kirchlichen Verhältnisse, dem mehr als ein Drittel des Buches gilt, ist ebenso vollständig, wenn nicht vollständiger dargestellt worden in der verdienstvollen Straſsburger Dissertation von Heinrich Gebhard, Langlands und Gowers Kritik der kirchlichen Verhältnisse ihrer Zeit, 1911. Für Kap. VI: *The Layman's Religion* lag die beachtenswerte Giessener Dissertation von O. Mensendieck zur Verfügung: Charakterentwicklung und ethisch-theologische Anschauungen des Verfassers von Piers the Plowman, 1900. Für Kap. IV: *Town Life* hat bis jetzt die Zürcher Dissertation

[1]) Ein Beispiel! ... travellers were entertained according to their rank. Their host gave a hearty welcome to his friends and equals, and they "wisshen and wypeden and wenten to the dyner [3]", which was served to them on the daïs in the hall. Other guests were received and "yput to be mettes [4]" at the side-tablds by the steward of the hall [5]. The pilgrim, palmer, or "pore heremyte [6]" lingered outside and cried ... until the host called him in with courtesy ... Beggars sat on the ground ... Others cried at the gate until the meal was ended and the tables were removed [10]. Within, during the feast, musicians played and implored "a largesse [11]" and, when they were silent, voices were raised in dispute [12] or the guests contributed a "fitte" as the harp was passed along [13] (S. 54).



von J. J. Dickenmann, Das Nahrungswesen in England vom 12. bis 15. Jahrhundert, 1904, recht gute Dienste geleistet. Für Kap. V: *Wealth and Poverty* und Kap. VII: *Medieval Women* schlägt man in der Zürcher Dissertation der Maria Koellreutter nach: Das Privatleben in England nach den Dichtungen von Chaucer, Gower and Langland, 1908.[1]) Es bleiben noch Kapitel II: *Secular Government* (Kings, Lords and Commons, Magistrates and Court Law, Knights, Methods of Warfare) und Kapitel III: *Country Life* (The Landowner and his Household, Methods of Agriculture). Wie gerne hätte ich hier Erleuchtung gefunden! Hier und in allen anderen Kapiteln hätte es sich verlohnt, über den starren Rahmen der ursprünglichen Aufgabe hinauszugehen, um das oft verschwommene Bild, das Langlands Anspielungen uns geben, durch Heranziehung von Material aus möglichst vielen anderen zeitgenössischen Denkmalen zu ergänzen und zu verdeutlichen. Dies ist nur in ganz dürftigem Maſse geschehen. So vermisse ich zu Kapitel IV (Stadtleben) die Angabe und Benützung zweier Quellenwerke, die eine wahre Fundgrube des Wissens sind: *Borough Customs* (Selden Society), Bd. I 1904 (auch Bd. II ist erschienen, etwa 1911), herausgegeben von der hochgelehrten, leider zu früh verstorbenen Mary Bateson und *Select Cases concerning the Law Merchant* 1270—1638 (Selden Society), Bd. I 1908, herausgegeben von dem verstorbenen amerikanischen Historiker Charles Groſs. Auch die Erwähnung der quellengeschichtlich so sorgfältig gearbeiteten englischen Wirtschaftsgeschichte von W. J. Ashley fehlt.[2])

Das Buch erscheint in der Serie *Cambridge Studies in Medieval Life and Thought,* ed. by G. G. Coulton, dessen *Social Life in Britain from the Conquest to the Reformation*, 1918 ich s. Z. im Beiblatt 30 (261—3) angezeigt habe.[2]) Bis jetzt ist auſser dem obigen erschienen: *The Pastons and their England* von H. S. Bennett. Im Druck befindet sich: *Medieval English Nunneries* von Eileen Power. (Ein interessantes Thema!) Vielleicht werden noch andere Denkmale für rein darstellende Arbeiten ausgebeutet. In diesem Falle würde die Beschränkung auf eine bloſse Beschreibung verständlich. Es

[1]) Keine dieser Arbeiten wird erwähnt.

[2]) Eine Neuausgabe mit 45 Abbildungen ist angekündigt.

wäre dann Aufgabe eines anderen, die vorliegenden Einzeldarstellungen zum Gesamtbild zusammenzufassen.

Zürich. Bernhard Fehr.

Augustins Lehrsatz über die Willensfreiheit bei Aelfric.

In meiner Ausgabe von Aelfrics Hirtenbriefen (Bibl. der ags. Prosa IX) habe ich in Brief 2, 82 den in beiden Handschriften auf verschiedene Weise verstümmelten Satz zu der Form ergänzt: *Nam in tantum peccatum voluntarium malum est ut nullo modo sit peccatum, si non sit voluntarium.* Die entsprechende ae. Stelle in II 97 lautet: *swa mycel bið sëo synn, þe man sylf-willes deð, swa mycel yfel hit bið.* Hier berührt Aelfric das Problem der Willensfreiheit. Unter dem Strich habe ich dazu Parallelen aus Isidor und Aelfrics Hom. Cath. gegeben, die sich aber sprachlich mit dem obigen lat. Satz nicht restlos decken. Wie ich nun sehe, ist der obige Lehrsatz mittel- oder unmittelbar herübergenommen aus dem Kapitel über die Sünde aus freiem Willen (*A libero abritrio peccatum*) von Augustins Abhandlung *De vera religione* (cap. XIV, § 27, S. 755 in Band I der Maurinerausgabe, Paris 1689).[1] Der Satz lautet dort: *Nunc vero usque adeo peccatum voluntarium est malum, ut nullo modo sit peccatum, si non sit voluntarium.* Die Richtigkeit meiner Emendierung finde ich also hier bestätigt, ebenso meine mehrfach erörterte Annahme, dafs Aelfric gerne aus dem Gedächtnis und infolge dessen ungenau zitiert.

Zürich. Bernhard Fehr.

Zu altenglischen Dichtungen.

1. Zum Beowulf.

Im 45. Bande der Anglia, S. 105f. bespricht E. A. Kock das bekannte *mĕodu-* und *ĕalu-scerwen* des Andreas und des Beowulf; es soll 'Bierverschnitt', bezw. 'Metverschnitt', d. h. eine schlechtere Sorte des Getränkes bedeuten. Zur Vergleichung

---

[1]) Derselbe Satz wird von Augustin nochmals erörtert in *Retractionum Liber I, cap. 13, 5.*



wird ahd. *scarbōn* sowie schwed. *skarva* herangezogen, denen ein ae. **scerwan* entsprechen soll, die Grundformen sollen **skarwōna, -ịana* sein! Nun ist natürlich für schwed. *skarva* nicht auszumachen, ob sein *-v-* einem german. *ƀ* oder *w* entspricht, dagegen ist es unmöglich, das ahd. *skarbōn* auf german. **skarwōn* zurückzuführen. Die beiden Verba müssen also auseinandergehalten und könnten allerhöchstens als verschiedene Erweiterungen der idg. Wurzel **sker-* angesehen werden. Ich sehe übrigens gar keinen zwingenden Grund, von der Buggeschen Erklärung[1]) abzuweichen, denn der Ausdruck kann ironisch gefafst werden: 'das wurde eine (schöne) Bescherung!' In der me. Romanze von Richard Löwenherz heist es V. 7024: *þey drank off kyng Richardis cuppe*, auch ohne jeden Zusatz, desgl. Matth. XXVI, 39: *transeat a me calix iste!* Dafs die Angelsachsen Bier- oder Metpanscher gewesen wären, müfste doch erst durch sichere Zeugnisse nachgewiesen werden!

2. Zur Botschaft des Gemahls.

A. a. O. S. 122 f. behandelt Kock den Schlufs dieses Gedichtes von neuem. Ohne auch nur zu erwähnen, dafs die Hs. deutlich in V. 48 *genyre* liegt, das sehr wohl aus *gehyre* durch Verblassen der oberen Hälfte des *h*-Schaftes entstanden sein kann, übersetzt er frischweg: 'I place together' usw. Wie *gecyre* zu der Bedeutung 'place' kommt, wird verschwiegen, das Verb wird überhaupt gar nicht weiter behandelt. Nach bekannten Regeln könnte das angebliche *gecyre* nur langen Vokal haben und als spätwestsächs. Form dem aisl. *keyra* 'jage, drive, sætte i bevægelse; ride' entsprechen. Wo ist aber sonst ein ae. Verbum ws. **cíeran*, angl. **cēran* belegt? Auch die Konstruktion wäre seltsam, wenn *āþe benemnan* in V. 49 'confirming by an oath' bedeuten könnte! Es wird also wohl bei der bisherigen Auffassung bleiben müssen, wonach *genyre* = *gehȳre* 'ich höre' ist und *S. R. EA. W. ond M. benemnan* der davon abhängige Acc. cum Inf. — Welche liebenswürdigen Epitheta ornantia würden wohl die Bemühungen andrer Forscher erhalten haben, wenn Kock diese Kritik an ihnen hätte üben können!

[1]) Vgl. dazu Klaeber, Beibl. 22, 372 f.

3. Zum Waldere.

S. 130 bespricht Kock die schwierige Stelle Wald. II, 23 und bessert *þonne* [*mē*] *unmǣgas eft ongynnað*, wobei er meinen Vorschlag: *ongun mæ*[*c*]*gas* als einen 'random guess' bezeichnet. Das ist nicht der Fall, denn die Hs. bietet deutlich *oƿ un*, wie auch Bugge gelesen hat! Allerdings ist das Zeichen *ƿ* für *ng* sonst nur in aisl. Hss. üblich und sein Erscheinen in einem ae. Texte ist gewiſs sehr auffallend. Da mir aber Kocks Besserung wegen der beigebrachten Parallelen überzeugend erscheint, wäre es richtiger gewesen zu sagen: ich lese *me*, trotzdem die Hs. *oƿ* bietet.

Kiel, Juni 1921. F. Holthausen.

Zum alliterierenden Morte Arthure.

1. Zu den Ortsnamen.

In Björkmans Ausgabe (Heidelberg 1915) sind einige Ortsnamen unerklärt geblieben, die ich jetzt deuten zu können glaube.

1. *Crasyn*, V. 3445, ist wohl eins der 5 *Crécys* in Frankreich, vgl. Ritters geogr. stat. Lex.[9] I, 506.

3. *Garyere*, das V. 592 mit *Galete* zusammen genannt wird, dürfte *Gerara*, eine Stadt der Philister, sein.

4. *Geron*, in der Verbindung *fro Geen* (= Genua) *unto Geron* V. 863 erscheinend, ist die spanische Stadt *Gérona* in Katalanien, das römische *Gerunda*.

5. *Gowere*, V. 3861, ist die Halbinsel *Gowre* an der Südküste von Wales.

6. *Irritaync*, V. 575 unter den Ländern des Ostens genannt, heiſst bei Malorq *Ertayne*. Wenn *t* für *c* steht, ist *Ercayne* = *Hyrcania* in Asien das ursprüngliche.

7. *Mauncez*, V. 1918, wird Mainz, frz. *Mayence* sein.

8. *Mentoche*, V. 1919 genannt, ist die französische Stadt *M.* an der Saône, unweit Arc und Gray.

9. *Reynes*, V. 953, kann nur frz. *Rennes* (lat. *Rédones*) sein.

10. *Towell*, V. 1916, ist *Toul*.

11. *Turry*, V. 234, ist vielleicht *Tournay*.

12. *Mowne*, V. 1397, könnte für *Mownce* = *Mons* in Belgien stehen.

Unklar bleiben mir noch *Ambyganye* (*Ambognc*[1]) bei Malory), *Clyme*, *Lebe*, *Orcaye* (Malory: *Arrage*), *Surgenale*, *Swaldye* und *Vertennon*, aber auch diese Namen dürften noch einmal ihre Erklärung finden.

2. Zur Textkritik.

V. 759 lautet die zweite Halbzeile:

in swefenynge he fell.

Um den klingenden Schlufs zu erzielen, braucht man blofs für *fell* die Nebenform *felde* einzusetzen.

V. 1668. *He sall gife resoun full rathe*

durfte nicht geändert werden, da der Vers durch Weglassung von *full rathe* zu kurz wird.

V. 2198. *Rýdes into* [*the*] *rówte, his déde to revénge.*

Die fehlende Alliteration kann durch *ðryues* statt *rydes* hergestellt werden.

V. 2234. *Thanc the Rómaryns reléuide, þat áre ware rebúykkyde.*

Steht *are* vielleicht für *lithra* „schlimm"?

V. 3078. *in ichc léuere on lówde the kýngc did crýe.*

Durch *lord* statt *kynge* wird der Vers geteilt,

V. 3203. *Tas theire léfe at the kýnge and tórnede agáyne.*

Die fehlende Alliteration wird durch *kairede* für *tornede* hergestellt.

V. 3206. *Than this roy royall rehérsys theis wordes.*

Man setze *hendely* st. *royall.*

V. 3341. *Of all the vályant mén, that éuer was in érthe.*

B. hat mit Mennicken *werlde* für *erthe* gesetzt; ich möchte Ersetzung von *valyant* durch *anterous* vorziehen.

V. 3409. *The þoter Ector of Troye, the cheualrous gume.*

Auch hier würde *anterous* für *cheualrous* die fehlende Alliteration herstellen.

V. 3437. *Ne siche mýschefe dréghe, when tréwthe sall be trýede.*

Für *myschefe* wäre wohl besser *torfere* zu schreiben.

---

[1]) An *El Ambage* im östlichen Oberägypten unweit Koeér am Roten Meere ist doch wohl kaum zu denken.

V. 3527. *He deuísedè þe rewme and dílte as hym líkes.*
Man lese *land* st. *rewme.*

V. 3548. *For to fýghte with þý frappe, when þow them assáiles*
Durch Einschiebung von *fersly* nach *them* wird die Alliteration hergestellt.

V. 3559. *'By the rode', sais the roye, 'I sáll it revénge'.*
Vielleicht stand im Original *vernacle* statt *rode.*

V. 4142. *He is my fádire in fáithe, forsáhe sáll I neuer.*
Statt *in faithe* dürfte *for sothe* oder *sothely* zu setzen sein.

V. 4194. *Whilhe es kénere of kérfe, or hardare of éghge.*
l. *whatter* (= *hwatter*) st. *kenere.*

V. 4244. *Swáppes of þe swérdhande, als he bý gléntes.*
Durch *betes* statt *swappes* wird die Alliteration hergestellt.

Kiel. F. Holthausen.

II. UNTERRICHTSWESEN.

T. Brucauff, Repetitional English Grammar. Julius Klinkhardt, Leipzig 1922.

Das obengenannte Buch ist eine merkwürdige Sammlung von Gutem und Schlechtem. Einerseits enthält es viele gute Regeln, Wortlisten und idiomatische Ausdrücke, andererseits aber zeigt es, dafs Verf. mit den elementarsten grammatischen Tatsachen nicht vertraut ist. Ich führe hier einige solche Kuriositäten an: In § 2, 89 heifst es: „Some *adverbs* and *prepositions* are used as adjectives". Als Beispiel wird u. a. angeführt: the *then* existing laws. Ebenso § 3, 66: „*All* is used as adverb in perfect and imperfect compounds, either nouns or adjectives", und als Beispiele stehen: *All-Saints' Day, All-Hallows, All-Fools' Day.* Weiter § 4, 167: „The participle present and past used as adjectives admit of comparison: a *most charming* fillette —". Verf. glaubt also wahrscheinlich, dafs dies der Superlativ ist. — § 4, 178: „Some participles thus have become conjunctions: he asked me *concerning* my health" (so auch *respecting, pending, including, except, provided*). *Conjunctions* ist hier kaum Druck- oder Schreibfehler

für *prepositions*; denn in § 7, 3 beweist Verf., dafs er eine sehr unklare Idee darüber hat, was unter conjunction zu verstehen ist. Zu den *coordinate conjunctions* werden gerechnet *also, besides, likewise, moreover, too.* Auch der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb fällt ihm bisweilen schwer: als Adverb auf *-ly* wird aufgeführt *his lowly cottage*, und als Adverb ohne *-ly*: *to look plain, to feel sure*, und sogar *he is sure to* — (§ 5, 10). Ebenso der Unterschied zwischen Adverb und Präposition, wie in § 6. 15 Note: „*After* is adjective in ...... an *after-dinner* speech"; § 6, 55: „*Under* is adjective in ..... the Tube is an *underground* railway; 6, 17: *Along* als Präp.: I will bring the child *along* with me; 6, 40: *Off*: The frightful floods carried *off* houses, stores, and numbers of sheep; there is a great falling *off* in the number of recruits; *off* with you! — Dafs hier wirklich Präpositionen gemeint sind, geht aus der folgenden Note hervor, wo es heifst: „*Off* ist Adverb in: I must be *off* etc." So auch *round* in 6, 46: he has come *round* to my view, aber in einer Note: „*round* is adverb in: he turned *round*". § 6, 56: *Up*: She is very high *up* in the social scale; it is all *up* with him (aber Adverb in: he is hard *up*, und Adjektiv in: my room is *upstairs*); 6, 61: *Without* Präp. richtig in: he left *without* saying goodbye; aber Conjunction in: *without* your promising to help me. — Als Beispiel der Conjunction *till* wird 7, 69 gegeben: You may wait *till* Doomsday for your wages being raised. Es ist mithin nicht zu dreist zu behaupten, dafs Verf. noch nicht gelernt hat, die verschiedenen Wortklassen zu unterscheiden.

Dafs Verf. *three genders* und *four cases* im Englischen findet, darf ja nicht wundern; das ist nichts Neues. Neu aber ist der Name *the distinguishing adjective* für den bestimmten Artikel. Von diesem heifst es (§ 2, 2): „the distinguishing adjective distinguishes one thing from its class". Das pafst ja sehr gut in solchen Fällen wie *the dog* is a useful animal. — Es ist schier unmöglich, alles Merkwürdige in diesem Buche zu erwähnen. Einige Proben mögen genügen. In § 2, 31 heifst es: (der bestimmte Artikel steht nicht): „14. before *most* if used with an unlimited meaning: *most* accidents happen through carelessness; but: *most of* these tales were free inventions". Was dies mit der Setzung oder Weglassung des bestimmten

Artikels zu tun hat, ist schwer zu begreifen. Ebenso unbegreiflich ist § 2, 44: „The indefinite adjective *a* precedes *rather*, the noun adjunct: *a rather delicate question,* and follows *rather*, the sentence adjunct: to invent *rather* a good story". In § 3, 45 Note dekretiert Verf.: „Modern English style forbids the preposition being put at the end of a sentence (what are you thinking of)." Hiermit ist zu vergleichen § 6, 6: „Prepositions governing an interrogative or demonstrative pronoun or an interrogative adverb, often follow it: what are you thinking *of*? That is the place he came *from*." Verf. glaubt augenscheinlich, dafs *from* hier das demonstrative Pronomen *that* regiert. — Folgendes ist mir auch unverständlich: § 3, 56: *Than whom, than which* are used instead of whom and which in elevated style: Joseph Chamberlain *than whom* no greater Imperialist was found —; und § 3, 77: „He never says a word *too much* = if refering to the verb; he never says too many words = if referring to the object." Wie nur zu erwarten war, konjugiert Verf. *I have, thou hast* etc. und bemerkt, soweit ich ersehen kann, nicht einmal, dafs diese zweite Person gänzlich veraltet ist.

Das Buch ist voll Wunder, aber das gröfste Wunder ist meines Erachtens, dafs ein solches Buch einen Verleger hat finden können.

Fredrikstad (Norwegen). Aug. Western.

Englisches Übungsbuch für Fortgeschrittene zum Gebrauch in den obersten Klassen der Vollanstalten und in Universitätskursen von **Dr. R. Dinkler,** Studiendirektor in Remscheid, **A. Mittelbach,** Studienrat in Remscheid, und **Dr. Th. Zeiger**, Oberstudiendirektor in Frankfurt a. M. IV + 124 S. karton. 18 M. Verlag von G. B. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1822.

Dieses Übungsbuch der Verfasser des rühmlichst bekannten englischen Unterrichtswerkes zeichnet sich vor den schier zahllosen andern dadurch aus, dafs es nicht nur reichlichen Übungsstoff an Einzelsätzen und Stücken zur Einübung der Hauptschwierigkeiten der Sprachlehre bietet, sondern auch Sachunterricht mit dem Sprachunterricht verbindet, dafs es

in das britische Kultur- und Wirtschaftsleben der Vergangenheit und Gegenwart einführt, dafs es den Studierenden Englands Weltmachtstellung und seine vielfachen Beziehungen zu Deutschland erkennen läfst. Wenn dies schon in den zu 15 Kapiteln zusammengefafsten Übungsstücken des ersten Teiles recht ausgiebig erstrebt wird (S. 1—88), so ist es im zweiten Teile (S. 88—100), der der freiern Verwendung des Sprachgutes ohne engen Anschlufs an Einzelkapitel der Grammatik dient, fafst ausschliefslich der Fall (Stücke 4—20). Ein anderer Vorzug des Buches liegt darin, dafs es die Hauptregeln der Sprachlehre an 238 englischen Originaleinzelsätzen (mit Quellenangabe) veranschaulicht und somit zugleich eine Grammatik in Beispielen ist. Ein dritter Teil wiederholt 60 wichtige Synonyme mit knappen, treffenden Belegen (S. 100—114). Der vierte Teil endlich (S. 114—124) führt in das Studium des Alt- und Mittelenglischen ein.

Wegen seiner Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Zweckmäfsigkeit wird das Übungsbuch den „Fortgeschrittenen" sehr willkommen sein.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

[18. 1. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. April 1923. Nr. IV.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Geschichte der Deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters von Gustav Ehrismann. I. Teil: Die althochdeutsche Literatur.

A. u. d. T.: **Handbuch des Deutschen Unterrichts an höheren Schulen.** München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1918. X u. 471 Seiten.

Die älteren Germanisten-Generationen pflegten nach dem Vorgang der Romantiker die altgermanischen Literaturen des Frühmittelalters als eine Einheit zu behandeln. Erst seit kaum einem Menschenalter hat die wachsende Spezialisierung der Wissenschaft immermehr das gemeinsame Band gelockert und sehr zum Schaden der Sache zu isolierter Betrachtung geführt. Und dennoch läfst sich von der Frühzeit keiner der altgermanischen Literaturen ein einigermafsen richtiges und volles Bild gewinnen, ohne dafs die vielen und starken Lücken unserer Überlieferung aus den Schwesterliteraturen ergänzt werden. Altenglische Literatur z. B. läfst sich nur studieren in enger Verbindung sowohl mit der altnordischen wie mit der altdeutschen. Wer letzteres unternimmt, findet jetzt einen sicheren Führer in dem vorliegenden Buche Ehrismanns, welches das zur Zeit ausführlichste Handbuch der althochdeutschen sowohl wie der altniederdeutschen Literatur — trotz seines enger gefafsten Titels — darstellt.

Ehrismann stammt, wie all wir Älteren, aus der positivistischen Schule; und so ist der Hauptnachdruck seiner Arbeit auf eine möglichst vollständige und möglichst zuverlässige Vorführung des Tatsachenmaterials bis herab zu den Signaturen und Blätterzahlen der Handschriften gelegt. Und diese

Aufgabe ist in vorzüglicher Weise gelöst. Alle deutschen Sprachdenkmäler vom 8.—11. Jahrhundert, poetische wie prosaische, sind allseitig und ausführlich besprochen. Ein Schlufsteil behandelt in ebensolcher Weise die lateinische Dichtung des 10. und 11. Jhs., soweit sie ein Niederschlag deutschen Geistes zu sein scheint. Und ein Einleitungsabschnitt versucht ein Bild von der deutschen Dichtung der vorliterarischen Zeit zu skizzieren, wobei die Hinweise auf angelsächsisches Illustrationsmaterial besonders zahlreich sind. Da es sich hierbei der Natur der Sache nach im Wesentlichen um Konstruktionen aus dürftigem Nachrichtenmaterial handelt, wird hier die Verschiedenheit der Meinungen am stärksten sich geltend machen. Manche werden mit mir bei der Zeichnung des germanischen Urzustandes eine stärkere Emanzipation von der Tendenzschrift des Tacitus und eine weitgehendere Berücksichtigung der Ergebnisse der Anthropologie und Völkerpsychologie herbeiwünschen. Namentlich das Eigentümliche des kollektivistischen Denkens aller Primitiven könnte wohl stärker betont werden. Vieles wird der Einzelne anders sehen. Der altenglische *Erce*-Spruch z. B. scheint mir nicht „die Verehrung der Erke" (S. 8) zu bezeugen, sondern ein bei allen Primitiven üblicher Fruchtbarkeitszauber zu sein, wie namentlich die Hineinlegung des Brotlaibes in die Erdfurche beweist. Ob auf Grund der ahd. und ae. Glossierungen zu lat.-griech. *celeuma* eine besondere Liedgattung von „Rudergesängen", d. h. doch zur Festhaltung des Rudertaktes chorisch gesungenen Arbeitsliedern, für die Germanen anzusetzen ist, scheint mir recht zweifelhaft. Wir dürfen nicht vergessen, dafs alle Glossen in erster Linie den Zweck haben, das lat. Lemma seiner Bedeutung nach irgendwie zu erklären, und nie an sich beweisen können, dafs das Interpretamentum der Sache oder der Wortform nach wirklich den alten Deutschen oder Angelsachsen geläufig war. Viel mehr als üblich müssen wir wohl auch in den ahd. und ae. Glossen Übersetzungen lateinisch-lateinischer Glossen sehen, wie z. B. ein ae. *sǣlēoð* oder ahd. *scipleod*, *scefsanc* die Übersetzung einer lateinischen Glosse *celeuma 'canticum nautarum'* (Goetz CGL IV 33, 47) sein könnte. — Zum *gēomorgyd* von Beowulfs Witwe wird (S. 38 Anm.) auf den westfälischen Bienenspruch *Immē, imme, din heer is dood, Nu bliw bi mi in mine nood* verwiesen. Aber

hier handelt es sich nicht um eine Totenklage, sondern um den weitverbreiteten Brauch der Ansage des Todes des Hausherrn an die Bienen,[1]) der auch nach Amerika mit hinübergenommen ist und dort in dem stimmungsvollen Gedichte *Telling the Bees* (1860) von Whittier einen Niederschlag gefunden hat, zu dem der Dichter selbst folgende Erklärung bietet: *A remarkable custom, brought from the Old Country, formerly prevailed in the rural districts of New England. On the death of a member of the family, the bees were at once informed of the event, and their hives dressed in mourning. This ceremonial was supposed to be necessary to prevent the swarms from leaving their hives and seeking a new home.* Und so könnten in manchen Einzeldingen abweichende Meinungen zur Geltung kommen.

Die Beigabe reichlicher Literaturangaben wird überall begrüſst werden. Natürlich wird der eine das, der andere jenes vermissen. Mir schiene z. B. eine stärkere Berücksichtigung skandinavischer und englischer Arbeiten erwünscht, wie etwa M. Moe's Episke Grundlove (in Edda II, 1904, S. 1—16; 233—249) oder Ker's Dark Ages (1904) u. a. m. Zu den Rätsel- oder Vexierfragen (S. 374) erwartet man auf das stoffreiche Buch von W. Suchier, L'enfant sage (Dresden 1910) hingewiesen zu werden, u. dgl. m.

Manche werden eine stärkere kulturhistorische Einbettung der Einzeltatsachen für die Schule erwünscht halten, namentlich angesichts der Tendenzen, die die s. g. Deutschkunde verfolgt. Dem Verfasser sollte das nicht schwer gefallen sein angesichts des Weitblicks, den er in dem sehr beachtenswerten „Vorwort" zeigt. Hier wird mit Recht stark unterstrichen, daſs die erhaltene altdeutsche Literatur zum allergröſsten Teil nicht Ausdruck einer bestimmten germanischen Volks-

---

[1]) Für Deutschland s. die Literatur bei P. Sartori, Sitte und Brauch (1910) I 144 A. 30; dazu Grimm-Meyer, Deutsche Mythologie (1878) III 202; Gummere, Germanic Origins (1892) S. 45. Für England vgl. The Gentleman's Magazine 1856 I 38—40; The Denham Tracts ed. Hardy (1895) II 213; W. Henderson, Folk-Lore of the Northern Counties of England (1879) 309 f.; W. C. Hazlitt, Faiths and Folklore (1904) S. 38 f.; G. L. Gomme, Folklore as an Historical Science (1908) S. 162; E. M. Wright, Rustic Speech and Folk-Lore (1913) 281 f. (Hierin eine Paralle zum obigen: *Bees, bees, bees, your master is dead, and you must work for* [*John Brown*].)

individualität ist, sondern ein Schöfsling der internationalen christlichen Theologie. Dementsprechend verdankt die altdeutsche geistliche Dichtung ihr Aufkommen bestimmten äufseren, kulturhistorisch festzulegenden Anlässen und war in ihrer Fortentwicklung an bestimmte, wechselnde Bildungsstätten gebunden. Sie spielt gleichwohl eine wichtige Rolle in dem grofsen weltgeschichtlichen Prozefs der Rezeption des orientalisch-griechischen Christentums durch das „heidnische“ Germanentum: die Rolle der Erzieherin zum Christentum. Aus diesem Milieu erwächst das geistiche Epos der Germanen, welches starken Einflufs auf die Ausbildung einer nationalen Epik gewinnt.

Zum Schlufs sei es mir gestattet, etwas ausführlicher noch auf einen Punkt einzugehen, der mir längst der Klärung bedürftig erschien. Im Anschlufs an Schades Altdeutsches Wörterbuch (^{2}1872—82, S. 1296) will auch Ehrismann das ae. *téafor* von nhd. *Zauber* trennen. S. 49 A. 1 sagt er: „Ags. *teafor* minium, Menich, hat nicht den Diphthong *éa,* wie das Verbum *átæfran,* abmalen, zeigt (Grein 2, 526), hat also mit an. *taufr,* ahd. *zoubar* nichts zu tun.“ Diese Ansicht ist aber nicht haltbar. Denn das nur einmal, am Ende der Cura Pastoralis (ed. Sweet 467^{19}) vorkommende *atæfrian* ist klärlich eine Fehlschreibung für *ātēfrian,* entsprechend dem *ātēfred* und *tēfrung* der Soliloquien (ed. Endtner 21^{3}, 21^{21}; 21^{4}). Die übliche Form der Cura Pastoralis ist aws. *ātīefran* im Hatton-MS. (ed. Sweet 153^{23}, $157^{7.\,10.\,12.\,13}$, 161^{21}; auch 156^{11}) und jws. *ātīfran* im Cottonianus (152^{23}; $156^{4.\,12.\,13}$; 160^{21}; auch 157^{4}). Da es sich nun bei *teafor* nicht um ein Brechungs-*ĕa* handeln kann, verbindet sich das *ea* mit den *i*-Umlauts-Produkten *ie, i, e* nur unter der Voraussetzung, dafs hier langer Vokal vorliegt. Also müssen wir ae. *tēafor* mit langem *ēa* ansetzen. So entfällt jeder Grund, es von ahd. *zoubar* 'Zauber', andfrk. *toufere* 'veneficus', mnd. mnl. *tōver,* nnl. *tooveren,* afries. *tāverie* 'Zauberei', nwfries. *thauwerije,* an. *taufr* 'Zauber', *taufra* 'zaubern', nisl. *töfra,* nnorw. *taufra* u. a. zu trennen. Über die Bedeutungszusammenhänge s. Schade, Ad. Wtb. 1296; Sievers in Pauls Grundrifs^{2} 251 u. a. m. — Ein Zweites ist noch an obiger Formulierung zu beanstanden, in dem allerdings Ehrismann sich völlig im Einklang mit der bisherigen Meinung (Leo, Sievers, Kluge, Wijk, Torp, Jente) befindet.

Die übliche, auch von Ehrismann gebotene Bedeutungsangabe 'Mennig' ist unhaltbar angesichts der Tatsache, dafs das, was man technisch unter 'Mennig' versteht, nämlich ein rotes Bleioxyd (Pb_3O_4 oder Pb_3O_5), ein künstlich aus Bleiweifs hergestelltes Produkt ist, das im Altertum und im Mittelalter überhaupt noch nicht bekannt war (A. Rössing, Geschichte der Metalle, Berlin 1901, S. 51). Man ist zu diesem falschen Bedeutungsansatz gekommen durch die zweimalige Glossierung von ae. *tēafor* mit lat. *minium*, welches irrtümlicher Weise in den Wörterbüchern oft mit 'Mennig' wiedergegeben wird. Lat. *minium* bedeutet in Wahrheit[1]) aber 'Zinnober', d. i. rotes Schwefelquecksilber (HgS), welches im Naturzustande vorkommt und schon Plinius u. a. bekannt war. Danach würde die Frage entstehen, was sich denn die Angelsachsen unter *tēafor* vorgestellt haben. Die Glossierung mit lat. *minium* beweifst natürlich nicht, dafs *tēafor* denselben Stoff bedeutete. Und sofern es richtig ist, dafs Zinnober im Naturzustande in England nicht vorkommt — wenigstens sagt Zirkels Lehrbuch der Mineralogie nichts davon —, würde auch die Bedeutung 'Zinnober' für *tēafor* nicht möglich sein. Welchen Stoff meinten also die Angelsachsen mit *tēafor*? Einen Fingerzeig bietet das Vorkommen des Wortes in der Umgebung von Malereiausdrücken sowohl in Ælfrics Glossar (304[10]) wie in den Plantinus-Glossen (WW 164[10]). Nach derselben Richtung weist Ælfreds Verwendung der Ableitung *ātīefran* als Übersetzung von lat. *depingere* (Cura past.) oder in der Bedeutung 'zeichnen' (Sol.) und des Substantivs *tīefrung* als 'Zeichnung' (Sol.). Ziehen wir nun wieder die Glossierung mit lat. *minium* herbei, so ergibt sich, dafs man bei *tēafor* an einen Farbstoff dachte, — zwar nicht an das aus Zinnober durch Zermahlen gewonnene Vermillion, aber an andere, doch wohl rötliche Farbstoffe; zumindestens k o n n t e *tēafor* rot sein, wie der Plantinus-Glossator mit seinem *rēad tēafor* ausdrücklich bezeugt. Was für rötliche Farbstoffe standen nun den Angelsachsen zur Verfügung? Ich glaube, man wird in erster Linie an die überall natürlich vorkommenden und in England in besonders guter Qualität erscheinenden 'Ocker'-Arten denken

[1]) Möglich, ja sehr wahrscheinlich ist, dafs lat. *minium* u r s p r ü n g l i c h 'Ocker, Rötel' bedeutete (Schrader, Reallex. s. v. Farbstoffe).



müssen, erdig-weichen, stark abfärbenden und oft mit Ton oder Kreide vermischten Mineralien, welche chemisch betrachtet entweder Eisenoxyde oder Eisenoxydhydrate sind. Im ersteren Falle haben sie eine rote Farbe und werden speziell auch 'roter Eisenocker', 'Roteisenstein' und bei Vermischung mit Ton oder Kreide 'Rötel' genannt; in letzterem Falle sind sie gelb bis braun und heifsen 'gelber' oder 'brauner Ocker' (auch 'Gelbeisenstein', 'Gelberde', bezw. 'Brauneisenstein'). Ich zweifele nicht, dafs solch roter, brauner oder gelblicher Ocker als ältester[1]) und am bequemsten zugänglicher Farbstoff mit *tēafor* von den Angelsachsen gemeint ist. Und dazu stimmt trefflich, dafs die heutige Fortsetzung des ae. Wortes, das in den südöstlichen Dialekten vorkommende *tiver*[2]) oder *teever* [d. i. *ti·və, tī·və*], nur in der Bedeutung 'roter Ocker' vorkommt. Dies schliefst natürlich nicht aus, dafs im Laufe der Zeit *tēafor* nicht auch auf andere Farbstoffe übertragen sei. Aber beweisen oder irgendwie wahrscheinlich machen, läfst sich dies nicht. — Nun haben wir ein paar Belege für *tēafor*, wo schwerlich mit dem Begriff Farbstoff auszukommen ist. Es handelt sich um Rezepte, so dafs hier Begriffe der Heilkunde in Frage kommen müssen. Welche das sind, läfst sich aber nicht genau ausmachen. Vielleicht wird man von der Tatsache auszugehen haben, dafs mineralische Farbstoffe, aufser zu Schminke, vielfach auch zu Salben, Pflastern, Mixturen u. dgl. verwendet werden und dafs daher leicht der Name des Farbstoffes für das daraus verfertigte pharmazeutische Präparat eintreten kann. Heifst doch auch lat. *pīgmentum* nicht nur 'Farbstoff' und 'Schminke', sondern auch "Balsam, Spezerei, Kräutersaft u. dgl." (Georges).

---

[1]) Schon in den paläolithischen Steinstationen kommen oft Funde von Ocker und Rötel vor; vgl. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst (1898) S. 21; Schuchhardt, Alteuropa (1919) S. 20f., 34 (Rötel ist „die ständige reichliche Beigabe von paläolithischen Bestattungen"). Schurtz, Urgeschicqte der Kultur (1900) S. 329 sagt von den Naturvölkern: „Das beliebteste Malmittel, roter Ocker, oder andere Erdfarben (Kreide, Vivianit, gelber Ocker) oder endlich Holzkohle ..." S. auch Grosse, Anfänge der Kunst (1894) S. 53—65.

[2]) Der ne. Ortsname *Tiverton* hat mit unserem Worte nichts zu tun, da er schon me. *Tyuerton* (14. Jh.), *Tuuerton* (1086, D. B.) und *Tevretone* (1086) lautet.

Solche dreifache Verwendung als Farbstoff, kosmetisches Mittel und Medikament genoſs und genieſst z. B. das als "Bleiweiſs" allgemein bekannte weiſse Bleioxyd, welches schon die Römer durch Behandlung des Bleis mit Essig herzustellen vermochten und mit lat. *cērussa* bezeichneten. Und so erklärt sich uns wohl die spät-ae. Glosse *whīt lēad tēauer* in der um 1150 geschriebenen Dresdner Medizin-Handschrift Dc 187 fol. 30[a] (H. Varnhagen, De glossis nonnullis anglicis, Erlanger Progr. 1902, S. 6), welche ein lat. *cerussa mixtum* 'mit Bleiweiſs vermischt', d. h. eine Art 'Bleiweiſssalbe', wie wir sagen würden, übersetzt und mithin wohl ein ae. **hwītlēad-tēafor*, etwa 'Bleiweiſssalbe', repräsentiert.[1]) In diesem Nominalkompositum würde also *tēafor* eine generelle Bedeutung angenommen haben und einen Allgemeinbegriff wie etwa 'Gemengsel, Mixtur, Salbe' vertreten müssen, wobei man an eine allerdings nicht ganz klare Stelle des ae. Læcebōc (ed. Leonhardi 18[9]) erinnern darf, wo bei Herstellung einer "Salbe" (*sealf*) aus gestoſsenem Mastixharz und Eiweiſs die Weisung erfolgt: *meng, swā þū dēst tēafor* 'vermenge [sie], wie du es bei einer Mixtur oder Salbe [?] machst'. Schwieriger zu erklären ist eine zweite, ebenfalls spät-ae. Stelle: das *nim ladsar þæt teafur and galpani ... gewiht* [Hs. *whit*] des Peri didaxeon genannten Rezeptbuches (ed. Löweneck 9[2]), wo, offenbar in Anlehnung an ein antikes Rezept, eine Ohrensalbe — *þā sealfe* heiſst es im Folgenden — hergestellt werden soll aus mit Essig zusammengekneteten Galban-Harz (lat. *galbanum*) und "*ladsar*". Hier vertritt *tēafor* nicht den Allgemeinbegriff 'Salbe', sondern ist nur Artbezeichnung für einen Bestandteil der Salbe, das "ladzar". Letzteres, für kl.-lat. *lasser* stehend, wird vielleicht richtig mit dem harzigen Saft einer Wolfsmilchart (Euphorbia) identifiziert. Aber es ist nicht klar, ob an unserer Stelle der flüssige Zustand des Kräutersaftes gemeint ist, oder sein zu kleinen Harzkügelchen eingetrockneter, wie er gern bei der nordafrikanischen Euphorbia officinarum *L.* verwendet wurde. Jedenfalls scheint mir der Zusatz *þæt tēafor* zu *ladzar* sagen zu sollen, daſs nicht die ganze Pflanze *laser* oder *laserpīcium* gemeint ist, sondern nur der harzige Saft,

[1]) *whītlēad* ist übrigens der älteste Beleg für me. *whītlēd* (Promt. Parv.), ne. *white-lead* 'Bleiweiſs'.

sei es in flüssigem oder in eingetrocknetem Zustande. Je nachdem man das eine oder das andere annimmt, würde *tēafor* hier mit 'Kräutersaft' oder mit 'Harz' zu übersetzen sein. Vielleicht löst sich die Schwierigkeit aber noch einfacher, wenn man als Vorlage des Angelsachsen ein lat. *laser pigmentum* 'Laser-Saft' vermutet und bei der Übersetzung eine Verwechslung der verschiedenen Bedeutungen von *pigmentum*, 1. 'Farbstoff', 2. 'Kräutersaft', annimmt. Ein Bedeutungsansatz 'Salbenmaterial', zu dem sich R. Jente, Die mytholog. Ausdrücke im ae. Wortschatz (Heidelberg 1921) S. 280 entschliefst, scheint mir für unsere Stelle doch zu allgemein und darum nichtssagend. — Das ae. *tēafor-geapu* (Ruine 31) dünkt mir trotz Sieper, Elegie S. 232, im Zusammenhange der ganzen Stelle zu dunkel, als dafs ich es zu unserem Worte zu stellen wagte. — Nach dem Vorstehenden wird man für ae. *tēafor* drei Bedeutungsgruppen ins Wörterbuch setzen dürfen: 1. als Farbstoff: 'Ocker; Rötel', 2. als Salbenmaterial: ['Kräutersaft?'], 'Harz?', 3. als pharmazeutisches Präparat: 'Mixtur, Salbe u. dgl.' Zu streichen wären aber die Bedeutungen 'Mennig', 'vermillion' (Sweet), 'purple' (Hall) und 'red lead' (Hall) d. i. 'Zinnober'. Ich möchte von dem Worte nicht scheiden ohne den Hinweis, dafs mir unser gesamter technologischer Wortschatz des Altenglischen dringend der Klärung bedürftig scheint.

Leipzig. Max Förster.

Hans Hecht, Daniel Webb. Ein Beitrag zur englischen Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts. Mit einem Abdruck der *Remarks on the Beauties of Poetry* [1762] und einem Titelkupfer. Hamburg, Henri Grand, 1920. IV + 117 Seiten.

Für den auf dem Gebiete der englischen Literaturgeschichte des 18. Jhs. Forschenden gibt es wenige Quellen, die so deutlich in die geistige Struktur der Zeit, auf das jugendliche Vorwärtsdrängen auf vielen Linien blicken lassen wie der von Hans Hecht herausgegebene Briefwechsel zwischen Percy und Shenstone. Durch seine Arbeit an diesen Dokumenten ist Hecht auf einen Namen gestofsen, der uns heute wenig bedeutet, seiner Zeit aber wesentlich mehr gewesen ist, Daniel Webb.

In den ersten Auflagen des Brockhausschen Konversations-Lexikons, die bald nach Webbs Todesjahre (1798) erschienen, steht im Artikel Mengs: „Um diese Zeit (vor 1760) kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem unser Mengs seine Ideen über die Kunst mittheilte. Webb hat diese Ideen in seinen Untersuchungen über die Schönheit für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht.“ Nach Hecht S. 48 f. stellt sich die Sache so gar viel anders nicht dar, und der Ausdruck „literarischer Imperialismus“ kennzeichnet diese von Engländern reichlich oft geübte Aneignung festländischen Gedankengutes noch sehr milde. Das Wesentliche, was Webb zu dem bei Mengs Vorgefundenen beigetragen hat, ist das philologisch-historische Element, die Ausbeutung der Schriftstellerzeugnisse für das Studium der griechischen Malerei. — Jeder Gang durch eine um 1750 entstandene Galerie (wie etwa Dresden) zeigt, dafs der Malerei-Geschmack, der sich bei Mengs wie in Webbs Inquiry into the Beauties of Painting offenbart, der für das mittlere 18. Jh. charakteristische ist: Im Mittelpunkte des Interesses stehen Raphael, Tizian, Correggio.

Gehört Webb zu den Tausenden der literarischen Vergangenheit, die uns unmittelbar nicht viel zu sagen haben, so gewähren doch seine selbständigen Schriften viel tiefere Einblicke in das geistige Getriebe der Zeit und orientieren uns besser über den Richtungswinkel der literarischen Bewegung als die Werke manches Genies.

Nahezu die Hälfte des Hechtschen Buches füllen Ausführungen über Daniel Webbs Persönlichkeit, über die Beziehungen zu Mengs und Winckelmann und Analysen der Inquiry into the Beauties of Painting (1760), der Remarks on the Beauties of Poetry (1762) und der Observations on the Correspondence between Poetry and Music (1769). Dann folgt S. 53 bis 112 ein Neudruck der Remarks on the Beauties of Poetry. In zwei Dialogen erörtern die Remarks die Frage, ob Reimcouplet, ob Blankvers, sowie allgemeine Begriffe der künstlerischen Psyche, besonders der des Dichters.

Zweierlei ist an der Gestalt Webbs und an den Remarks on the Beauties of Poetry interessant: Webbs Schriften lassen in das literarische Getriebe an einem der nicht nur für England interessantesten Zeitpunkte des 18. Jhs., im siebenten

Jahrzehnt, blicken und erörtern Fragen, die für die Literarkritik der Zeit im Vordergrunde stehen (Pope: Milton, Pope: Shakespeare u. v. a. m.). Und zweitens: Webb nimmt deutlich Stellung für das Vorwärtsdrängende.

Verwunderlich ist diese Stellungnahme nicht. Die persönliche Bekanntschaft mit Joseph Warton, die Verbindung mit dem Young-Spence-Lowth-Wartonschen Kreise erklärt viel. Es ist eines von Hechts grofsen literarhistorischen Verdiensten, nachdrücklich und wiederholt gewisse Autoren- und Kritikergruppen, die bisher in unseren Darstellungen noch keine grofse Rolle spielten, in Beziehung gesetzt zu haben zu gewissen frühromantischen Bestrebungen. Hechts Literaturgeschichte des 18. Jhs. darf man mit Spannung entgegensehen.

Leipzig. Herbert Schöffler.

Roger Ingpen, Shelley in England. *New Facts and Letters from the Shelley-Whitton Papers.* With Illustrations and Facsimiles. London, Kegan Paul, 1917. XIV und 711 S.

Den Anstofs zu dieser neuen Darstellung der englischen Periode von Shelleys Leben erhielt der verdienstvolle Herausgeber der "Letters of Shelley" durch eine bedeutsame Entdeckung von Mr. Charles Withall, von der Firma Messrs. Withall & Withall, den Nachfolgern jenes William Whitton, welcher einst der juristische Beirat von Shelleys Vater und Grofsvater gewesen war. Mr. Charles Withall fand unter den Papieren in seinen Amtsstuben 29 bisher unveröffentlichte Briefe des Dichters aus der Zeit vom Februar 1810 bis Januar 1818, ferner Briefe von Sir Timothy Shelley, William Whitton, Mary Shelley, Thom. L. Peacock, Lord Byron, sowie zahlreiche gesetzliche Urkunden, Stammbäume, Exemplare von Flugschriften, W. Whittons "letter-book", seine Tagebücher u. a. Da seit dem Erscheinen von E. Dowdens klassischer Biographie in Einzelpublikationen verstreut weitere Tatsachen über Shelleys Leben bekannt geworden sind, schien es R. Ingpen am ratsamsten, die Geschichte der Jugendjahre Shelleys neu zu erzählen. Wenn dabei keine Biographie im höheren Sinne, kein Werk von ausgeprägt persönlichem Stil zustande gekommen ist, so darf deshalb dem Verfasser kein Vorwurf

gemacht werden, denn ein solches hatte bereits Dowden mit Hinblick auf Shelley in kaum übertreffbarer Weise geschaffen und der Hauptakzent mufste somit bei diesem stattlichen Ergänzungsband auf der Mitteilung des Materials ruhen, um so mehr, als man nicht behaupten kann, dafs durch die Neuentdeckungen wesentlich neue Züge im Charakter des Dichters hervorgetreten sind.

Das einleitende Kapitel über die Familie enthält die rassentheoretisch wichtige Mitteilung, dafs Shelley von einem seiner Ahnen — Edward Michell of Stamerham, der 1640 heiratete — in drei Linien abstammt: infolge der Ehe des Grofsvaters mit Catherine Michell durch den Vater in zweifacher Linie, dazu noch von mütterlicher Seite.

Zum ersten Male wird mancher bei Ingpen einen sehr interessanten Brief Sir Walter Scotts an Shelley lesen, der undatiert blieb und nach Ingpen vor den Oxforder Aufenthalt anzusetzen ist. Es ist ein Antwortschreiben auf eine Bitte Shelleys um Begutachtung einiger — leider verlorener — Jugendgedichte und ist erstmalig im letzten Bande des "Diary of Frances Lady Shelley", hsg. von Edgcumbe, veröffentlicht worden. Scott schreibt in sehr freundlichem Tone und gibt Shelley den Rat, Dichtung und Literatur nicht zum Lebensberuf zu erwählen, sondern mit „ernsteren und solideren" Studien zu verbinden. Die „Idyllen", von denen er ihm Abschriften zugesandt, schienen ihm alle Vorzüge und die meisten Fehler jugendlicher Werke zu besitzen. Sie seien „phantasievoll, zart und anmutig", aber zu geschraubt, zu reich an Beiwörtern, sie liefsen zu sehr das Bemühen durchblicken, von allem alles zu sagen. Gessners "Arcadia", die Shelley zu seinem Vorbild erwählt, kann Scott keine Bewunderung abgewinnen, sie ist ihm zu „ideal", auch mifsfällt ihm Gefsners rhythmische Prosa. Scott rät Shelley zu einem strengeren, klassischeren Muster und sucht ihm ein zu frühes, übereiltes Veröffentlichen eigener Dichtungen auszureden. Ingpen bemerkt hierzu, dafs kein Werk Salomon Gefsners mit dem Titel "Arcadia" bekannt ist und dafs Scott das Wort nur als Allgemeinbezeichnung für arkadische Phantasie zu brauchen scheint.

Für die Literaturgeschichte ist der Verlust der Jugendidyllen Shelleys überaus schmerzlich, weil wir an ihnen wahrscheinlich sehen könnten, wie sich gewisse Stilelemente bei

ihm vom Rokoko her ableiten lassen. Gewifs ist Shelley in "The Revolt of Islam", in "Prometheus Unbound", "The Cenci", in "Hellas" und in seinen Naturoden und Freiheitshymnen in erster Linie revolutionärer Romantiker von leidenschaftlichem Ernst und kühnem, heroischem Schwung, aber in den intimeren, zumeist in resigniert-melancholischer Stimmung entstandenen Gedichten wie "To Jane: An Invitation", "A Recollection" und "With a Guitar", in "The Magnetic Lady to Her Patient" greift er zu der antik-pseudoklassizistischen Form der Versepistel und in ihr nimmt sein Stil eine ganz besondere Süfse, Grazie und Weichheit an. Zuweilen, wie in "A Letter to Maria Gisborne" glänzt er durch zarten, schalkhaften Humor und in den "Fragments connected with Epipsychidion" fehlt es sogar nicht an rokokohafter Frivolität, die weit entfernt ist von der schneidenden Ironie Byrons. Auch Shelleys Vorliebe für Lukrez und seine Neigung zum Idyllisch-Beschaulichen in "The Witch of Atlas" und Teilen von "Epipsychidion" sind Züge, die vor allem dem 18. Jhd. eigen waren, nur dafs uns der Romantiker durchweg hinter aller Leichtigkeit eine ganz andere und kristallklare Tiefe ahnen läfst und bei ihm alles von einem wärmeren rhythmischen Pulsschlag belebt erscheint.

Der neuveröffentlichte Briefwechsel zwischen Shelley und seinem Vater läfst klar erkennen, dafs Shelley in seinen ersten Briefen aus Oxford, in denen er über seine religiösen Zweifel spricht, ein durchaus höfliches, ehrerbietiges Verhalten einnimmt. Man fühlt die Freude heraus, sich dem Vater gegenüber über geistig Erlebtes offen aussprechen zu können. Die erste Trübung erfährt das vertrauensvolle Verhältnis durch den Buchhändler Stockdale, der Timothy auf die Gefahren von Bysshes freigeistigen Anschauungen aufmerksam macht, was dann einen entrüsteten Brief des Vaters an den Sohn zur Folge hat. Man wird Ingpen unbedingt rechtgeben müssen, wenn er in Timothys juristischer Methode, in seiner Neigung, von nun an jedes freundliche Entgegenkommen von der Erfüllung fester Gegenbedingungen abhängig zu machen, den Hauptanlafs zur inneren Entfremdung sieht. Der erste in einem spöttisch-überlegenen Ton gehaltene Brief Shelleys, den bereits Dowden mitteilt, ist die Erwiderung auf das Ansinnen des Vaters, sich von Hogg zu trennen, von dem Freunde, der

mit ihm, ohne es zu müssen, den Schimpf der Relegation auf sich genommen hatte. Hogg läſst er auch dann nicht im Stich, als ihn der Vater im Falle der Zusage einer Trennung von jenem auf eine Reise nach Griechenland senden will. Aussichtslos wird nach Ingpen eine Versöhnung, als Timothy sich ganz von den starren Prinzipien seines im Grunde achtbaren, durchaus nicht übelwollenden Beirates William Whitton leiten läſst, der die nervöse Angst des um die "respectability" seiner Familie besorgten Landedelmannes nur noch verstärkt. In seiner Hilflosigkeit fragt dieser auch seinen Vater, Sir Bysshe, um Rat, welcher erwidert, man solle den Rebellen seinem Schicksal überlassen, bis er von selbst zu „bedingungsloser Unterwerfung" bereit sei. Sowohl dem jugendlichen Dichter als seinem Vater fehlt es völlig an intuitiver psychologischer Einsicht in die Motive des anderen. Als Shelley hört, daſs seine kirchenfeindlichen Anschauungen schlechthin "unfavourable traits in his character" genannt werden, deren Beibehaltung eine Rückkehr nach Haus auch bei aller sonstigen Fügsamkeit unmöglich macht, und als er glaubt, Timothy Shelley habe ihn durch Miſstrauen einflöſsende Briefe an Mr. Hogg sen. mit dem Jugendfreunde entzweien wollen, läſst er jede Rücksicht fallen und braucht nun dem eigenen Vater gegenüber oft maſslose Ausdrücke von Haſs und Verachtung. Wie warm er aber auch nach seiner Vermählung mit Harriet noch an anderen Mitgliedern seiner Familie hing, zeigt ein rührender heimlicher Brief aus Keswick vom 16. Dez. 1811 an seine Schwester Hellen, den diese jedoch durch Timothys Eingreifen nie erhalten hat. "You remember", heiſst es da, "that you once told me that you loved me ..... If you really love me, show this letter to no one, but answer it as you can ..... Because everything else hates me, that is no reason that you should." Für Shelleys damalige mehr auf philosophische Erkenntnis als auf sinnliche künstlerische Betätigung gerichtete Bestrebungen ungemein charakteristisch ist folgende Stelle dieses Briefes: "How do you get on with your poetry, and what books do you read, for you know how anxious I am that you should improve in every way, though I don't think music or dancing of much consequence? T h i n k i n g, and thinking without anything but r e a s o n influence your mind, is the great thing." Shelley war schon von der Ox-

forder Zeit her trotz seiner Freude an der Schauerromantik[1]) als Denker der Idee des Irrationalen durchaus abgeneigt. Eine willkommene Lösung des Zwiespalts zwischen romantischem Fühlen und rationalistischem Denken mufste für ihn darum später die platonische Lehre von der Welt der Ideen bieten, in der Vernünftiges sich mit Schönem und Gutem zu einer — zumindest für den Romantiker — gefühlserfüllten Einheit verband. Der andere Zwiespalt freilich zwischen sich selbst als pantheistischem Denker und mystischem Naturdichter einerseits und ethischem, ausgeprägt wertstrebigem Dualisten und Verehrer einer idealen Schönheit andrerseits scheint Shelley als Philosoph nie Schwierigkeiten bereitet zu haben, so stark auch die hiermit eng zusammenhängende Frage nach dem Ursprung des Bösen die Geister des 18. Jhds. beschäftigt hat.

Neue Aufklärungen zu Shelleys Lebensgang bringen das von Ingpen erstmalig gedruckte Dokument, wonach Shelley und Harriet am 28. Aug. 1811 in Edinburgh gesetzlich und kirchlich getraut wurden, ferner eine Mitteilung von Mrs. Margaret L. Crofts über das Tanyrallt-Abenteuer, das hiernach keine Halluzination, sondern der Racheakt eines wallisischen Schafzüchters war, aus dessen Besitz Shelley aus Mitleid einige todkranke Schafe abgeschossen hatte. Sonderbar bleibt es allerdings, dafs Harriet von Shelley keine derartige Vermutung über die Motive des Täters vernommen hat, dafs vielmehr beide in Leeson wenn nicht den Ausführer, so doch den Hauptanstifter der Tat vermuteten.

Strittig ist die Datierung von Shelleys letztem Aufenthalt in Field Place, wobei die Begegnung mit Captain Kennedy stattfand. Dowden setzt diesen Besuch für den Juni 1813 an, Ingpen verlegt ihn auf den Frühsommer 1814. Mir will Dowdens Datierung richtiger erscheinen, weil der Frühsommer 1814 die Zeit des Zerwürfnisses mit Harriet und des Ringens mit der Leidenschaft für Mary war, die Shelley am 28. Juli jenes Jahres entführte, wir aber aus der ziemlich ausführlichen

---

[1]) Neuerdings hat André Jolles in einem Aufsatz "Shelley's Pad naar de Dichtkunst" im Septemberheft 1922 der niederländ. Zs. "De Gids" den Einflufs der Schauerromantik auf Shelley behandelt und u. a. gezeigt, wie sich sogar das Metrum und manches Inhaltliche in dem Gedicht "The Cloud" auf die romant. Schauerballade zurückführen läfst.



Schilderung Kennedys ganz und gar keinen Eindruck von dem ruhelosen Kummer erhalten, den Shelley nach dem übereinstimmenden Zeugnis seiner Freunde in jener Zeit mit sich umhergetragen hat.

Durch einen Brief Whittons vom 30. Nov. 1815 erfahren wir, daſs Shelley einem ziemlich glaubwürdigen Gerücht zufolge unter dem Decknamen Cooks auf der Bühne zu Windsor in einem Shakespearedrama aufgetreten ist, wahrscheinlich in der dort unter Penley gastierenden Truppe.

Durch die Entdeckung der Dokumente des Totenbeschauers über die Untersuchung der Leiche Harriet Shelleys sind wohl neue Einzelheiten über ihre letzten Tage bekannt geworden, einen Einblick in die Motive zu ihrem Selbstmord erhalten wir aber nicht. Da die amtliche Leichenschau nichts von einer Schwangerschaft der Toten berichtet, gründet sich nach Ingpen die hierauf Bezug nehmende Times-Meldung lediglich auf die Aussage der Witwe Jane Williams, bei der Harriet wohnte; indessen hat auch Hookham davon erfahren und zwar durch einen Freund von Harriets Vater, wie eine vom Verf. übersehene, erst in der gekürzten Ausgabe von Dowdens Biographie (1896) wiedergegebene Briefstelle zeigt. Wir hören ferner, daſs Harriet das damals übliche entehrende Begräbnis für Selbstmörder erspart blieb, weil sie mit der Tochter des Totenbeschauers Thom. Phillips persönlich bekannt gewesen war. Wenn nun das amtliche Gutachten — wohl in Rücksichtnahme auf die Tote und ihre Angehörigen — "found dead" lautete statt "found drowned", so ist auch eine weitere Verschleierung nicht unwahrscheinlich. Merkwürdig und ganz unerklärt ist die Gleichzeitigkeit des Begräbnisses und ebenso die Gleichheit der Wohnungsangabe für Harriet Shelley, zuletzt genannt Harriet Smith, und Benjamin Smith, wie sie das Register of Burials enthält. Ist Benjamin Smith, der 33 Jahre älter war als Harriet, zugleich mit ihr freiwillig aus dem Leben geschieden? Anhaltspunkte darüber fehlen. Harriets letzte Ruhestätte liegt in Paddington Recreation Ground, wenn ein Stein mit dem Namen Harriet, der dort nach Einebnung des Friedhofs vergraben wurde, ihr Grab bezeichnet hat.

Ingpen weiſs auch einiges über die Schicksale von Shelleys Sohn aus erster Ehe, Charles Bysshe, mitzuteilen, der bei den

Grofseltern in Field Place 1826 an der Schwindsucht starb, nachdem er die gleiche Schule wie sein Vater (Sion House, Brentford) besucht hatte. Das vorletzte Kapitel, dem zum Teil Mrs. Angelis Buch "Shelley in Italy" zugrunde liegt, zitiert einige meist ganz unfreundliche, verächtliche Presse-äufserungen bei Shelleys Tode; wir lesen erstmalig zwei Briefe von Shelleys Vater kurz nach Eintreffen der Trauerbotschaft, aus denen hervorgeht, dafs ihn die Zukunftsaussichten seines zweiten Sohnes und die hauptsächlich durch die Kleidung bedingte Wahrung der äufseren Etikette (peinliches Fehlen eines Traueranzugs) weit mehr beschäftigen als das Schicksal des Dahingeschiedenen. Ein Brief Byrons an Sir Timothy im Interesse der Witwe Shelleys und Timothys förmliche, kühl ablehnende Antwort werden mitgeteilt, ebenso von wenig Mitgefühl zeugende Worte Godwins. Kurz vor seiner Abreise nach Griechenland überwarf sich Byron mit Mrs. Shelley und beklagte sich bitter über deren Empfindlichkeit und Unentschlossenheit. Sein zum ersten Male vollständig publizierter Brief an L. Hunt vom 28. Juni 1823 enthält sehr scharfe Worte gegen die Familie Shelley. Es scheint auch, als ob ihm seit seinen vielzitierten begeisterten Urteilen über den toten Shelley gewisse gegen ihn — Byron — gerichtete Äufserungen desselben hinterbracht worden wären, welche das Bild des Verstorbenen für ihn trübten. Shelley hatte Byron schon in seinem ersten Testamente vor Harriets Tod (24. Sept. 1816) und ebenso in seinem zweiten vom 18. Febr. 1817 neben Peacock zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt und ihm eine Erbschaft von £ 2000 ausgesetzt. Byron verzichtet jetzt sowohl auf dieses Ehrenamt als auf die Erbschaft.

Das Schlufskapitel handelt hauptsächlich von den unerquicklichen finanziellen Streitigkeiten zwischen Mrs. Shelley und Sir Timothy, welcher seine Schwiegertochter durch Drohung der Entziehung ihrer Pension zum Verzicht auf jede Veröffentlichung von Werken von oder über Shelley zu zwingen suchte.

Von Shelleys 1889 verstorbenem Sohne Sir Percy Florence erfahren wir bisher unbekannte Züge: seine Leidenschaft für den Segelsport, sein Interesse für Malerei und Theater, und seine Freundschaft für R. L. Stevenson.

Den Schlufs des Buches bildet die Wiedergabe eines Manuskript-Notizbuches aus dem Besitz von Sir John Shelley, welches mit dem Dichter untergegangen und nach der Hebung des Bootes "Ariel" in beschädigtem Zustande aufgefunden worden war. Ingpen bietet uns den entzifferten Text in Transkription mit Beigabe der Photographie für eine Anzahl Blätter. Den Anfang macht dabei die "Defence of Poetry". Wahrscheinlich ist es die älteste zusammenhängende Fassung, da sie im MS. durchstrichene Stellen konkret-anschaulichen Charakters enthält, die dem von Koszul herausgegebenen und von ihm für die Urfassung gehaltenen MS. Shelley d 1 in der Bodleiana fehlen. Die Abweichungen der neuentdeckten von den zwei übrigen bekannten Fassungen sind an Zahl und Bedeutung gering und nur für den von Interesse, der in den Gestaltungsprozefs bei Shelley tieferen Einblick gewinnen will.

Sodann druckt Ingpen das von Garnett in den "Relics of Shelley" schon publizierte Fragment der "Preface" zu "Adonais" ab, aber in ganz anderer Anordnung und mit Neuhinzunahme einer vorbereitenden Fassung des vierten Abschnitts der endgültigen Vorrede. Die Vorrede zu "Adonais" gehört zu den Prosastücken Shelleys, die erst nach reiferem Überlegen aus Einzelnotizen komponiert wurden.

Interessanter sind die anschliefsenden ersten Entwürfe zu Adonais-Strophen. Jene, welche von Garnett in den "Relics" veröffentlicht wurden, entstammten nicht dem vorliegenden, sondern einem anderen Notizbuch, das noch zum Teil ungedruckt ist. Bemerkenswert erscheint mir, dafs viele Strophen das Fehlen der vielen Dichtern eigenen Neigung zur Primärfixierung der Reimworte zeigen, ein Moment, das sich mit der untergeordneten Rolle des Reimes bei Shelley, auf die schon Kroder hinwies, wohl verträgt. Selbstverständlich mufs die Transkription der am Rande beschädigten Blätter hierbei unberücksichtigt bleiben. Der Entwurf zu Strophe XVIII ist viel konkreter als die Schlufsfassung: Shelley dachte anfänglich an den Blumenflor auf dem Grabe von Keats, nicht blofs an die Natur im allgemeinen! Das schönste, bisher unbekannte Bild bringen die "Fragments not identified", worin der tote Dichter verglichen wird mit einem

"star shaken from the constellations
Which gem the throne of God
.... A living atom of eternal Night."[1])

Auf diese Blätter, deren eines Kritzeleien von kindlich-groteskem Humor und elfischer Leichtigkeit aufweist, folgt der Entwurf eines Gedichts in italienischer Sprache, wahrscheinlich der von Trelawny erwähnten italienischen Vorstufe zu "Epipsychidion". Dieses Bruchstück geht nicht von abstrakten Ideen aus, sondern unmittelbar vom Sinneseindruck. Mit den bereits bekannten, vorwiegend reflektierenden, frivol-spöttischen "Fragments connected with Epipsychidion" hat es nichts gemein; für eine Verwandtschaft mit dem englischen Gedicht in seiner vollendeten Gestalt scheinen mir dagegen folgende Stellen zu sprechen:

1. "Gli occhi, ove spento lampo posa" (das MS. hat "lampo" nicht "tempo", wie Stratfeild entziffert hat). Vgl. hierzu über das Lichtvolle, Blitzhafte Epipsych. Vers 34: "lightning-like, with unaccustomed glow", V. 116: "a Splendour leaving the third sphere pilotless". Und sollte nicht vielleicht gar das italienische lampo = Blitz trotz seiner anderen Bedeutung das englische "Lamp" evociert haben in Vers 26: "Veiled Glory of this lampless Universe" und V. 53 die Anrede "Sweet Lamp!"?
2. "Dal dura prigione della passata". Vgl. hierzu Epipsych. V. 5: "Poor captive bird! who, from thy narrow cage", V. 7: "those who prisoned thee".
3. "In barbari accenti". Vgl. Epipsych. V. 33: "The dim words which obscure thee now" und V. 592: "Weak verses."
4. "Un queto asilo lontan di ogni pena
Scioglierò .... sul purpureo Oceano ..."
Vgl. Epipsych. V. 422 ff.: Schilderung einer idealen Insel "under Ionian skies" als Zufluchtsstätte für den Dichter und seine Geliebte.

---

[1]) Wieviel matter und konventioneller dagegen der verwandte Gedanke in Ben Jonsons Versen auf Shakespeare (V. 75—6):
"But stay, I see thee in the hemisphere
Advanced, and made a constellation there."

Auf dies italienische Fragment folgt noch ein Entwurf zu den Versen "To Emelia (nicht Emilia!) Viviani". Der erste Entwurf kann es nicht sein, da die einem anderen MS.-Notizheft Shelleys ("Bixby's Note-Book", No. 1) entnommene Fassung, welche H. B. Forman in der Anmerkg. S. 281 seiner Ausgabe von Medwin's "Life of Shelley" (Oxford, 1913) zitiert, viel primitivere, weniger gelungene Züge aufweist.

Wofür alle Verehrer des Dichters R. Ingpen und seinen Helfern noch besonders dankbar sein werden, ist die erstmalige Reproduktion einiger Gemälde, insbesondere desjenigen, das Shelleys liebliche Schwestern Margaret und Hellen darstellt, ferner für die Photographien von Shelleys Bruder John, von Shelleys Sohn Sir Percy Florence und — nicht zu wenigst — für die alle bisherigen Versuche in den Schatten stellende Wiedergabe des Miniaturportraits des Knaben Shelley, des kleinen "Elfin Knight", das der Herzog von Montpensier gemalt hat!

Leipzig. Herbert Huscher.

Das *Whītlead-teauer*-Rezept.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, das lateinische Rezept mit der spät-ae. *whītlēad-tēauer*-Glosse in der Dresdner Handschrift Dc 187 fol. 30 a einzusehen. Danach lautet das in Frage kommende Rezept folgendermaſsen:

It*em* ad ulc*era*, q*uae* in tibiis serpunt: fel ap*rinum* cum resina
whit . lead teauer
7 cerussa mixt*um* sine dubio sanant.

Hieraus ergibt sich, daſs es sich wirklich um eine Salbe handelt: 'Wildschwein-Galle mit Harz und Bleiweiſs gemischt'. Weiterhin ist zu bemerken, worauf schon Varnhagen hingewiesen hat, daſs Manitius' Angabe, daſs ae. *whit lead teauer* eine Glosse zu *cum resina et cerussa mixtum* sei, ungenau ist. In Wirklichkeit glossiert *whit lead teauer*[1]) nur die Worte *cerussa mixtum*, wobei *whīt-lēad* 'Bleiweiſs' dem lat. *cerussa* entspricht und *tēauer* dem lat. *mixtum*. Aber, wie so oft bei diesen Dresdner Rezeptglossen, übersetzen die englischen Glossen nicht ein einzelnes bestimmtes Wort, sondern haben

[1]) So liest die Handschrift; also nicht *phic lead teaver*, wie Manitius, Anglia 24, 430 druckt.



die Gesamtbedeutung der Stelle im Auge. So finden wir z. B. unmittelbar vorher das ae. Wort *gyhþe* über lat. *tibias* stehend; es würde aber falsch sein, *gyhþe* 'Hautjucken' als Glossierung von lat. *tibias* 'Schenkel' aufzufassen, es gehört vielmehr zur ganzen Stelle: *ad tibias pruriginosas siue scabiosas uel ad omnem pruriginem*, und könnte also eher als Glosse zu lat. *prūrīgō* 'Jucken' hingestellt werden. Ebenso soll offenbar in dem ersten Rezepte, wo von einer Salbe aus Wildschwein-Galle, Harz und Bleiweifs die Rede ist, das Ganze als *whītlēad-tēauer* d. h. Bleiweifsmischung, Bleiweifssalbe, wie wir sagen würden, bezeichnet werden. Es ist daher kaum möglich, den speziellen Sinn von *tēauer* an unserer Stelle genau zu bestimmen. Vielleicht trifft ein Bedeutungsansatz 'Mischung, Mixtur' am ehesten das Richtige. Über die anderen Bedeutungen von ae. *tēafor* vergleiche meine Ausführungen oben S. 101.

Leipzig. Max Förster.

Studien zur me. Grammatik.

III.

Zur Assibilierungsfrage.

Seitdem Morsbach bei Björkman, Scand. Loanw. in ME. I, S. 147 f. Fufsnote zum ersten Male die Assibilierungsgesetze[1]) festgelegt hat, ist diese Ansicht bisher allgemein anerkannt worden.[2]) Einen klareren Einblick in die örtliche Verteilung der assibilierten Formen suchte dann die aus den ne. Dialekten und leider nur beschränkten me. Quellen schöpfende Arbeit von Alfred Ritter, Die Verteilung der *ch*- und *k*-Formen im Mittelengl., Diss. Marbg. 1904 zu geben.[3]) Sodann hat kürzlich Olga Gevenich, Die engl. Palatalisierung $k > \check{c}$ im Lichte der engl. Ortsnamen, Halle 1918 (St. E. Ph. 62) unter syste-

---

[1]) Sollte es nicht angebracht sein, für den Prozess $k > \check{c}$ den Terminus 'Assibilierung' zum Unterschied von der 'Palatalisierung' $k > \acute{c}$ allgemein einzuführen?

[2]) Vgl. z. B. Luick Arch. 107_{416}: „Die ... mitgeteilte Formulierung Morsbachs ... dürfte das Richtige treffen.“ — Über die methodisch unbefriedigende Abhandlung von H. C. Wyld, Contributions to the history of guttural sounds in English. Transact. of the Philol. Soc. 1899—1902, S. 129 ff. vgl. M. Förster, IF Anz. 1901, 105—109 und Luick, AB 17_{119}.

[3]) Diese Arbeit scheint Ekwall u. Gevenich entgangen zu sein.

matischer Ausnutzung der Ortsnamen über den geographischen Bereich des Assibilierungsprozesses gehandelt.[1])

Jetzt hat nun E. Ekwall, AB 32_{155}, 'Notes on the palatalization of *k* (*c*) in English', versucht, die Morsbachsche Formulierung über die Verhältnisse beim ausltd. *c* zu erweitern. Diese Seite des Problems einschliefslich der Beurteilung von inltd. *c* ist bekanntlich die schwierigste, da hier die verschiedenartigsten Beeinflussungen die gesetzmäfsige Lautgebung verdunkeln.

Hinsichtlich des inltd. *c*, für das Morsbach Assibilierung nur vor unmittelbar folgendem *i*, *į* annahm, bemerkt Ekwall 156: 'I know of nothing that tells against the correctness of Morsbach's theory as regards medial *c*'.[2]) Die S. 156—160 von Ekwall erörterten Fälle einer 'curious palatalization' in ae. *æcer, æcern* bedeuten keine Änderung des Gesetzes über die Assibilierung im Inlaut, da den sporadischen Formen mit *č* eine Form **æcir* mit Svarabhakti zugrunde liegt. Begründete Schlüsse auf eine Assibilierung von *-c-* vor urengl. *e* lassen sich aus bekannten Gründen erst recht nicht ziehen.

In Absatz '2. Palatalization of final Prim. E. *-k* after palatal vowels' (S. 160—168) glaubt Ekwall nachweisen zu können, dafs urengl. *-c* nicht nur nach *ĭ*, sondern ebenso wohl auch nach anderen Palatalvokalen, nach *e* und *æ* [Belege für *-ēc* und *-ǣc* sind nicht vorhanden (Ekwall 168)] sich zu *č* wandelte.[3])

Das einzige Beispiel für die Assibilierung von *-ek*, das Ekwall als beweiskräftig erachtet, ist ae. *frec,* dessen assibilierte ae. und me. Formen bereits M. Förster, E. St. 39_{332} f., auf einen urgerm. Stamm **frakjaz-* > ae. *frečč* zurückgeführt hat. Dazu treten vielleicht Bildungen wie ae. *frečeo, fričo* verstärkend hinzu. Gegen die Aufstellungen Försters hat Ekwall eingestandenermafsen keine durchschlagenden Gründe vorgebracht; der zu einem längeren Excurs führende Zweifel an einer Bildung von altgermanischen Ortsnamen mit stark flektiertem Adjektiv an erster Stelle ist allerdings vollauf berechtigt. Im Me. sind assibilierte Formen von ae. *frec* kaum anzutreffen. An Belegen geben Mätzner, Wb. und Stratman-

[1]) Vgl. Ekwall AB 30_{231}.

[2]) Ebenso Ritter 34.

[3]) Vor Morsbachs Ausführungen war dies wohl allgemeine Ansicht, vgl. z. B. Kluge, GR I 992.



Bradley nur *urech*, *urechliche* Ancr. R., *frechen* Leg. St. Kath. 729 und *fréche* Laȝ. 9419, sonst erscheint *k*; dabei spielt zum Teil wohl an. *frekr* hinein. Bemerkenswert ist jedoch die — ebenfalls bei Mätzner angeführte — Stelle in Sinners Beware (E. E. T. S. 49_{72} ff.) str. 18 *wrecche* : *recche* : *frecche* : *drecche* (ae. *dreccean*). Hier steht *frecche* im Reime mit Wörtern, die langes *čč* haben; auch das läſst vielleicht auf *frakja-* schlieſsen. Vgl. ebd. str. 50 *wrecchen* : *recchen* : *vacchen* (ne. *fetch*) : *wr*[*e*]*cchen*.[1])

Über das für den Nachweis von *-æc* > *-æč* beigebrachte Material urteilt Ekwall 168 selbst: 'Of the examples dealt with most are not conclusive, but Orrm's *o bacch* and the place-name Thatcham can hardly be plausibly accounted for, unless it is admitted that Prim. E. *-c* was palatalized after *æ*.' Dieses Werturteil ist voll und ganz zu unterschreiben. In seinen Ausführungen zu ae. *ȝebæc, smæc, wlæc* hat Ekwall die Beeinflussungsmöglichkeiten klar herausgestellt; vgl. auch Ritter 34. Bei der doch immerhin recht lückenhaften Überlieferung des ae. Wortschatzes — namentlich des umgangssprachlichen — mit dem Hinweis auf Mangel an Belegen oder häufigeres Vorkommen gewisser Wortarten eines Stammes (wie *wlæc* adj. gewöhnlicher als *wleccan* v. und *wlæcce* sb.) — selbst wenn das gesamte überlieferte (!) Material dieses Bild zeigte — zu argumentieren, ist doch sehr gewagt. Für die Beurteilung des Ekwallschen Versuches der Erweiterung der ae. Assibilierungsgesetze wird es daher genügen, auf den Ortsnamen *Thatcham* und die Form *o bacch* bei Orrm einzugehen.

Thatcham (Süd-Berks.) gehört natürlich zu ae. *þæc* + *hām*.[2]) Die Entwicklung von ae. *þæc* ist von verschiedenen Seiten der Störung ausgesetzt, nicht nur durch ae. *þeččan*, sondern andrerseits auch durch die bald verschwindende Nebenform ae. *þaca, -an*, ferner awn. *þak* „Decke, Hausdach, Birkenrinde" und *þekja* „Dach" und endlich durch das ae. häufig belegte *þacian*

[1]) *theche* (cj. 3. ps.) : *bi-peche* (ae. *bipæcan*) str. 1 gehört natürlich zu ae. *tæčan*, nicht *þeččan*, vgl. dieselbe Schreibung in The Duty of Christians (E. E. T. S. 49_{141} ff,) v. 50 im Reim auf *leache* in demselben Ms. Jesus Oxf. 29 (vgl. Breier St. E. Ph. 39_{52}).

[2]) Vgl. auch die Belege für Ortsnamen mit ae. þæc bei Gevenich 155. Bereits Ritter 36 hatte auf diesen Ortsnamen hingewiesen, der ebenfalls für ausltd. ae. -æc wesentlich auf Grund der ne. Dialektformen für þæc Assibilierung annahm.

schw. v. II.[1]) Unter den Belegen des Ortsnamens kommt lediglich den Formen *Thatcham* in Feudal Aids 1316 und mind. 14 maligem *Taceham* im Domesday Book Beweiskraft zu. Hierdurch ist eine Aussprache [tš] gesichert, denn wenngleich die Zahl der Ausnahmen von der Schreibregel *ci*, *ce* = ae. *či*, *če* im DB. eine gröfsere ist als Zachrisson, A Contribution to the Study of Anglo-Norman Influence on English Place-Names, Lund 1909, S. 25 sie angibt (Gevenich 4), so mufs der durchgängigen Schreibung *Taceham* Beweiskraft zugestanden werden. Eine sehr wesentliche Einschränkung dieser Gewichtigkeit ist aber durch die Belege und die weitere Entwicklung von *Thakeham* (Suss.) gegeben, das ebenfalls auf ae. *þæc* + *hām* basiert. Ekwall weifs hierfür bei Annahme der Assibilierung von *-æc* keine befriedigende Deutung zu geben; zugleich ist damit auch der Wert eines einzelnen Ortnamens für die Assibilierungsfrage beleuchtet. Gewifs ist das Namenmaterial von schätzbarem Wert für die Erkenntnis des Verlaufs eines ungehemmten Lautwandels, aber nur, wenn die Belege reichlich sind. Diese Vorbedingung ist aber im vorliegendem Fall nicht erfüllt; vielmehr stehen sich gleichwertige Belege widerspruchsvoll gegenüber.[2]) Zudem ist auch die me. Überlieferung nicht zu vernachlässigen. In den von Ritter untersuchten Texten ist *þa(c)k* gut belegt, die *ch*-Form überhaupt nicht zu belegen (a. a. O. 36). Demnach liegt m. E. kein zwingender Grund vor, von der alten Erklärung des ne. *thatch* = ae. *þæc* durch Beeinflussung von *þęccan* abzugehen;[3]) auch die von Ritter a. a. O. aufgezeigte Verteilung von *ch*-Formen in Ellis' Süden und Westen und westl. Mittld. gegenüber *k*-Formen im östl. Mittld., nördl. Osten und Norden läfst sich befriedigend so deuten. Wenn Ekwall S. 166 unten für das gewöhnliche sb. (allerdings für spätere Zeit) diese Beeinflussung für möglich

---

[1]) Über die Möglichkeit von „Proportionalformen" vgl. Gevenich 9.

[2]) Über den Wert der Schreiberformen von Ortsnamen vgl. M. Förster in der Liebermann-Festschrift S. 232. — Prinzipielles zur Ortsnamenforschung jetzt in knapper Übersicht bei A. Mawer, English Place-Name Study. Its present condition and future possibilities in: Proceedings of the British Academy, vol. X, London 1921.

[3]) Vgl. bereits Sweet, HGS² (1888) 1. Wortliste Nr. 279; ferner NED (Murray). Die von Ritter 35 versuchte Zurückweisung genügt nicht, da sie sich vorwiegend auf die ne. Verhältnisse gründet.

hält, so ist nicht einzusehen, weshalb für den Ortsnamen nicht dasselbe gelten soll; in einem etymologisch so durchsichtigen Kompositum war zweifelsohne das Bewufstsein für die einzelnen Elemente noch vorhanden. Spelling-pronunciation halt ich mit Ekwall 167 auch für ausgeschlossen.[1])

Ebenso vereinzelt steht Orrms *o bacch* gegenüber sonstigem me. *bac* u. ä.[2]) Von der Alternative, *bacch* auf alten Lokativ (so Morsbach a. a. O.) oder Akkusativ zurückzuführen, entscheidet sich Ekwall für letzteres. Zwar bezeichnen ae. *on bæc*, me. *a bak* und Orrms *droh himm o bacch, ga .. o bacch* gewöhnlich die Richtung; doch weist Ekwall selbst darauf hin, dafs *on* neben dem acc. auch den instr. zur Bezeichnung der Richtung nach sich hat; ebenso im Ae. auch den dat. neben dem gewöhnlicheren acc. Bei der Morsbachschen Erklärung von *bacch* aus dem idg. Lokalis = ags. Instrumental macht sich ein lautliches Bedenken geltend. Die Endung idg. $e + i > \widehat{ei} > \bar{\imath} >$ altags. $\breve{\imath}$[3]) $> \breve{e}$ hätte erhalten bleiben müssen (vgl. Bülbring § 384, Luick §§ 312_1, 314_1). Die naheliegendste Erklärung der von Sievers, ags. Gramm. § 237 Anm. 3 aufgeführten Fälle, die dieser formellen Schwierigkeit enthebt, hat jetzt W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, Palæstra 135 (1921) § 45 (vgl. auch S. 78 u. 117 ff.) ausgesprochen: „Als zu dem Lokativ des Substantivs noch eine Präposition ... getreten war, war die Lokativfunktion übercharakterisiert und die Lokativendung fiel ab.“[4]) Dafs demnach der Schwund des urags. -$\breve{\imath}$ und das Auftreten oder Nichtauftreten seiner Funktionen in verschiedenen Wörtern zu verschiedenen Zeiten allgemein fest geworden ist, ist selbstverständlich. Ähnlich steht es wohl um die von Ekwall d. ö. angezogenen Formen anfrk. *zi hus* usw. Demnach kann *bacch* sehr wohl als Lokalis erklärt werden und beweist nichts für die Assibilierung von *-æc*.[5])

---

[1]) Jedoch mag bei der neuengl. Differenzierung Thatcham-Thakeham auch Schriftaussprache mit hinein spielen; vgl. Logshead mit [ṡ] (Horn, HNG § 218 Anm. 5).

[2]) Ritter 35 führt ae. bæc nicht in me. Belegen an.

[3]) vgl. dæȝi PBB 8_{234}.

[4]) vgl. jedoch Luick, E. St. 56_{197}.

[5]) Natürlich ist dabei Beeinflussung des Tonvokals anzunehmen, da *ai* auch vor Konsonantengruppen bei Orrm stets als *e* erscheint.

Ob die Frage nach der Assibilierung im Auslaut überhaupt jemals glatt gelöst werden kann, erscheint fraglich; die Fälle mit ausltd. *-c* sind zu starken Beinflussungen ausgesetzt, als dafs eine unbedingt sichere Beweisführung möglich wäre. Immerhin wäre vielleicht eine Untersuchung der ae. und me. Verhältnisse auf Grund des gesamten Materials doch imstande, weiteres Licht zu verbreiten. Ekwall hat jedenfalls zwingendes Material gegen die bisherige Formulierung des betr. Gesetzes nicht beizubringen vermocht.

IV.

Über me. *agān* und Verwandtes.

Luick hat d. ö. auf die eigentümliche me. Form *agān(e)* aufmerksam gemacht, die auch in ne. Dialekten Spuren hinterlassen hat (H. Gr. § 408 Anm. 2). In seinen „Untersuchungen" bemerkte er darüber § 224: „Vor allem ist bemerkenswert, dafs *again* vielfach mit der Lautung des *ā* erscheint in Mundarten, welche sonst *ai* und *ā* auseinander halten. So im Süden in $4^{1, 2, 4, 6}$, 11^{1}, ferner fast im ganzen Norden (ausgenommen sind nur $31^{1a, 2b, 3}$) und in den südlichen Grafschaften von Schottland (33)." Die Gebiete im Süden sind Somerset, Dorset, Gloucester, Wilts. u. nördl. Devonsh.; die Ausnahmen im Norden betreffen Striche im äufsersten Westen von Yorkshire, Lonsdale und Südwestmoreland. Ferner sagt Luick ibd. § 376: „Die im Süden und besonders im Norden heute geltenden *ā* haben ihre Vorläufer in mittelenglischen *ā*, die einerseits im Süden bei Laȝamon vorkommen (vgl. Mätzner s. v.), und andrerseits aus nordenglischen Reimen sich ergeben (wie *agayne* : *allone* York Sp. $27,_{150}$; : *ilkone* eb. 28_{64})."

Zunächst seien die Belege des Me. einer kurzen Prüfung unterzogen. Was die Schreibung bei Laȝamon betrifft, so ersieht man aus Luhmann (St. E. Ph. 22) S. 157, dafs die Formen *aȝan* 3 ö., *toȝan* 1 (*onȝean* 2) gegenüber *aȝæn* 3 ö., *toȝæn* 1, *toȝænes* 3 ö., *aȝen* 3 ö., *toȝen* 1, *toȝenes* 3 ö., *toȝennes* 2, *aȝein* 3 ö., *aȝæin* 3 ö., *aȝain* 3 ö. nur ganz vereinzelt sind. Vgl. auch vereinzelte Schreibungen wie *madene, isað, farrest* neben regelmäfsigem *ei* und *æi* < ae. *æ* + *ȝ*, für die Luhmann § 40 Anm. 2 Schreibfehler vermutet. Man wird mithin auf die *a*-

Schreibungen mit Rücksicht auf die gesamten Verhältnisse der Laȝamonhs. kein Gewicht legen dürfen.[1])

Auch die Formen eines andern Denkmals aus dem w. m. Süden, der Ancren Riwle (Ms. Cotton Nero XIV) sind hier zu erörtern. Ostermann, BoBeitr. XIX, § 34 II a und Anm. 2 führt 21 *-ȝein* auf, daneben *aȝan* 3, *ȝankume* 1, *aȝean* 16, *aȝeanward* 1; diese letzteren Formen möchte O. mit Bülbring ae. E. B. § 333 auf ae. *onġġān*, *onȝān* zurückführen. Dies ist unmöglich, da ae. *ā* bereits als o, oa und nur vereinzelt als *a* erscheint (ibd. § 9). Sonstige Fälle für den Ausfall des *ȝ* sind zwar nicht belegt, aber bei einem so geläufigen Wort ist dies durch Dialektmischung leicht verständlich; vielleicht spielt auch der Tiefton hinein. Ae. *ǣ* erscheint sehr häufig als *ea*, und zwar ae. *ǣ*¹ fast gleichviel als e und ea, bei ae. *ǣ*² ist ea verhältnismäſsig selten. Die Möglichkeit von ae. *onġǣn* ist also sehr wohl gegeben. Cornelius, St. E. Ph. 30_{97} erklärt *aȝan*, *aȝġan* (!!) in Ancr. R. durch die Varianten **-gagani* neben **-gagana*.[2]) Dieser Ansatz reicht nicht aus: **gagani* > **ġæġæni* > **ġæġeni* > **ġæġn(i)* > ws. *ġeaġn* usw., ndh. *ġæġn* usw., VPs. kent. *ġeġn*; **gagana* > **ġæġænæ* > *ġæġnæ* usw. Tonvokal und Anlautskonsonant entwickeln sich also gleich in beiden Varianten. Die Formen der Ancr. R. sind von den weiter unten besprochenen des SOM prinzipiell zu trennen. In der Ancr. R. ist der Anlaut zweifellos palatal, da velares *ȝ* stets *g* geschrieben wird (Ostermann § 42). In Laȝamon erscheint ae. *ȝ* palatal und velar als *ȝ* (Lucht, Lautlehre der älteren Laȝ. Hs. Bln. 1905, S. 69). Ebenso bezeichnet die Hs. von Genesis and Exodus alle anltd. ae. *ȝ* mit *g*, vgl. E. Förster, Anglia VII. Anz. 54.

Einige interessante Fälle bietet der SOS und SOM. Charakteristisch sind eine Reihe von *ă*-Formen im SO, die Cornelius bes. im King Alisaunder und in Arthour and Merlin belegt. Längen liegen nur vor in *oȝan* : *on* Arth. 3630, : *nan* Arth. 6264[3]); sonst sind die Reimwörter durchgehends sichere Kürzen. *agān* wird Cornelius 97 mit Recht

---

[1]) Laȝamon B hat nur 1 *aȝan* (26674); in der Regel *aȝein*, daneben *-ȝe(n)-* 44 mal, *-ȝean* 2 mal; vgl. Kühl, Der Vokalismus der Laȝ. Hs. B, Diss. Halle 1913, S. 83.

[2]) Vgl. auch NED.

[3]) Die Angaben bei Cornelius stimmen nicht.



auf ae. (ostsächs.) *onȝæȝn* > *onȝǣn* zurückgeführt haben: zwar ist zu bedenken, daſs diese Romanzen nur ganz vereinzelte *ā* < ae. *ā* mit festem *ă* im Reime gebunden haben (vgl. Kölbing, A. M. XXV, LXXXVIII), also könnte man versucht sein, *aȝā*^{o}*n* zu lesen; doch sind hier wohl in Anbetracht der Bindungen mit *a* < ae. *ǫ* [1]) [ā] anzunehmen. *ayăn* erklärt Cornelius wiederum — indem er es von *ayān* grundsätzlich trennt — durch **gagani* neben **gagana*, was unhaltbar ist. Man wird es hier mit quantitativ unreinen Reimen von ostsächs. *ā* : *ă* zu tun haben, die durch den Mangel sonstiger [ā]-Laute veranlaſst sind. Eine unter dem Reimzwang vollzogene Kürzung des ostsächs. *ayān* > *ayăn* anzunehmen ist nicht notwendig.

Sehr eigentümlich sind die Formen in Genesis and Exodus. [2]) Belege vgl. Cornelius 91; zu den dort gegebenen füg ich auf Grund von Morris' Glossar (EETS VII) hinzu *a-gon* : *a-gon* pp. 77, : *gon* pp. 1438, ferner *agen* : *ben* inf. 604, 779, 3267, : *sen* inf. 1796. Doppeldeutig ist der Reim *agen* : *slen* inf. 3730. Im Versinnern scheinen nach Morris' Glossar nur *agen* 562, 606, 985, 1786, 1823, 1824, 1786, 3373, 3375, *agenes* 538, 541, *agenward* 1712 belegt zu sein. Es gewinnt also den Anschein, als ob die *o*-Formen lediglich „Reimformen" seien. Der von Cornelius 97 zur Erklärung gemachte Ansatz **gagani* — **gagana* ist, wie gezeigt, abzulehnen. Es scheint vielmehr sicher, daſs diese wahrscheinlich entlehnten Reimformen mit dem *ā* in *agāne* auf dem Gebiet gleichzusetzen sind, wo ae. *ā* mit *ă*- zusammenfällt, also im nordh. [3]) Leider fehlt ein wichtiges Kriterium, die Entscheidung über die Natur des Anlautes (s. o.).

Es liegt nicht in meiner Absicht, die von Luick aus Yorksh. beigebrachten Belege aus andern Texten zu vermehren. [4]) Doch ist darauf hinzuweisen, daſs eine Lautung [ā]

---

[1]) vgl. *oȝan*: Bedingham Arth. 8039 und Morsbach, Me. Gr. § 94 u. Anm. 5.

[2]) Die von Heuser BoBeitr. 17_{131} in Aussicht gestellte Ausgabe ist bisher nicht erschienen.

[3]) Bülbring, EB § 333 sieht darin Fortsetzungen von *onȝēan* > *onȝęān* > *onȝān*, mit Akzentumsprung. Vgl. auch NED, wonach *ayan*, *ayon* im Süd- u. Mttld. < *onȝeán*.

[4]) Nach Cornelius 96 erscheint *onȝæȝn* mit *ei*, *ai* im ganzen Norden einschl. Schottland und W. M. Vgl. NED.



durch die Cambridger Hs. des Bruce von 1487 bezeugt ist, die altes *ai* und *ā* vor *n* scharf scheidet (vgl. Heuser, Anglia 17_{104}), indes sich konstantes *a* nur in *agane* und frz. Mehrsilblern wie *certane, capitane*[1]) findet, das durch neuschott. *ageane* (vgl. Murray, DSS 106, 144) bestätigt wird.

Der Ausgangspunkt der noch unerklärten [ā] bezw. [āº]-Formen im Me. scheint also der Norden zu sein. Nunmehr wend ich mich den Verhältnissen in den ne. Maa. eingehender zu.

Im Norden und Südschottland sind im allgemeinen me. *ā* als iə (bezw. i' in Schottland) und me. *ai* als ę streng von einander geschieden; nur in $30^{1,2,4}$; 31^{2a} gilt Zusammenfall unter iə ($30^{1,2}$) bezw. eə (30^{4}) bezw. ę (31^{2}); vgl. Luick, Unters. §§ 210, 220. Abgesehen von wenigen Ausnahmen im westl. Norden (North Craven, Furness and Cartuel, Dent and Howgill) gilt auf dem nördl. Gebiet — soweit nicht allgemeiner Zusammenfall von *ai* und *ā* stattfand — in ne. *again* eine dem me. *ā* entsprechende Lautung. In 31^{1a} stimmt ɐg*ee*n gegenüber *í*₁a₁ < *ā* zu *ee* < *ai*, ebenso in 31^{2b} ɐgeen und 31^{3} ɐg*í*₁án.[2])

Einer genaueren Nachprüfung bedürfen die Formen in den Distrikten $4^{1,2,4,6}$, 11^{1} des Südens.

D 4 V1:

Phasẹ I: ɐg*í*ɐn stimmt zwar einerseits zu *í*ɐ in ne. *make, made, name,* aber auch zu zh*í*ɐf, *l*iɐf < *scēaf, lēaf* und zu v*í*ɐld = ne. *felt,* m*í*ɐt = ne. *meet* und *í*eR = ne. *here,* könnte also auch ae. *onƷēan, onƷēn* fortsetzen; vgl. auch l*í*ɐf = ae. *lǣfan.* Dagegen ist ae. *æƷ, eƷ* durch á*i* gegeben.

Phase II: əge¹'əN stimmt zu ii in ne. *bake, take, make, made, sake* u. a., wozu Ellis bemerkt: 'the rural form for all these (ii) is (*é*¹ə') nearly (*í*ə)'. Ähnlich stehen *z*h*í*əv < *scēaf,* L*í*ev < *lēaf,* T*í*əm < *tēam,* b*í*¹əm < *bēam,* Tsh*í*əp < *cēap* [neben Lì₁D < *lēad,* Rì₁D < *rēad* u. a.], ferner vi¹əL̀ < *fēlan,* K*i*₁əp < *cēpan* [neben viiD < *fēdan,* bR*i*₁D < *brēdan,* GR*ii*¹N, zuiiT u. ä.]; vgl. auch L*é*¹əD < *lǣdan,* KL*é*¹əN < *clǣne,* L*i*¹əv, L*i*₁əv < *lǣfan,* iiəL̀ < *hǣlan,* m*í*əN < *mǣnan.* Es könnte

---

¹) vgl. Luick, H. Gr. § 466, 4 a.

²) Ich behalte absichtlich die Umschrift von Ellis bei.

also wiederum ae. *onȝēan, onȝēn* vorauszusetzen sein; dagegen für ae. *æȝ, eȝ* gilt ᴇᴋ'ə, æ'*i* u. ä.

Phase III: ᵄgᴇn stimmt weder zu me. *ā* (> íᵄ) noch zu ae. *æȝ, eȝ* (> ái) noch zu ae. *ē* (> ii) noch zu ae. *ǣ* (> íᵄ); ae. *ēa* ist nur in d*i*f < *dēaf* belegt. *onȝēan* wird wie ᴢᴇd < *sæȝde* entwickelt sein.

D 4 V 2: ᵄgíᵄn bezw. ᵄg*i*n stimmt zu íᵄ in ne. *take, make, cake, name, tame, shame*, aber ebenso zu díᵄf < *dēaf* [neben *ee* in ae. *scēaf, lēaf, bēan*] bezw. v*i*ts, f*i*t < *fēt* und n*i*d'l < *nǣdl*, sh*i*p < *scēap* [neben kl*ee*n, bl*ee*t, w*ee*t, *ee*dh'n mit ae. *ǣ*]; vgl. auch stíᵄk < *steik*. Ae. *sæȝde* ist nicht belegt. Ae. *æȝ, eȝ* ergibt gewöhnlich á*i* u. ä. in ae. *tæȝl, mæȝden, weȝ*. Die Möglichkeit von ae. *onȝēan, onȝēn* wird man auch hier zugestehen müssen.

D 4 V 4: ᵄgíᵄn bezw. ᵄg*i*'n entspricht me. *ā* > íe bezw. éeᵄ, auch íᵄ (also Typus íə) in *bake, take, make, made, sake, lame, name, tame, shame, same*. Bei ae. *ēa* finden sich[1]) bíᵄt, bíᵄn neben l*i*d, ʀ*i*d, d*i*f, s*ii*m, sᴛʀ*ii*m, n*ii*t; bei ae. *ē* spiid, bliiv, fii'ʟ, k*i*p, miiᵄt, swiiᵄt; híᵄʀ, *í*aʀ, hiiᵄʀ; fiiᵄt; bei ae. *ǣ* z. B. miiᵄn, klíᵄn (kl*ee*n), líᵄn, ʀ*ii*d, h*ii*l, hiiᵄl, bl*ii*t, wh*ii*t (w*ee*t), h*ii*dh'n (*ee*dh'n). Ae. *æȝ. eȝ* > á¹*i* bezw. á*i* u. ä. Auch hier kann folglich ae. *onȝē*(*a*)n vorliegen.

D 4 V 6a: ᵄgᴇn stimmt zu me. *ā* > ᴇ in *take, make, cake, shame*; dagegen ee in ne. *bake, made* und í₁ᵄ in *lame, name, tame, same*. Ae. *ēa* ergibt *i* in l*i*d, d*i*f neben b*ee*n, und ae. *ē* erscheint in bliiv, k*i*p, swit, ae. *ǣ* als ee bezw. *ee*, auch míᵄd, fiiᵄʀ und sh*i*p. Ae. *æȝ, eȝ* > á¹i. Wahrscheinlich ist *again* wie *sæȝde* > ᴢᴇd entwickelt.

D 4 V 6b: ᵄgíᵄn stimmt zu me. *ā* (> íᵄ durchgehends), aber ebenso zu ae. *ǣ*: míᵄn, klíᵄn, wíᵄt, wíaʀ, vgl. auch wíak < *weik* und míᵄd < *mæȝden*.[2]) Belege sind überhaupt sehr spärlich; doch erhellt, daſs *onȝēan* zugrunde liegen kann.

D 11 V 1: ᵄgéᵄn I bezw. ᵄg*i*n M stimmt zu me. *ā* > ee bezw. éᵄ (Typus ę); ae. *æȝ, eȝ* > *é*ei. Jedoch beachte ae. *ē*: vil ᴍ, gʀiin ᴍ, iiᵄʀ ᴍ, mit ᴍ, ᴊíᵄʀ I, vit ᴍ und ae. *ēa*: tiim ᴍ neben

[1]) Daſs die Formen von verschiedenen Gewährsmännern stammen, ist wohl kaum von Belang.

[2]) Zu míᵄd < mæȝden bemerkt Ellis: 'probably confused with *made*'. Vgl. auch méᵄd in Südwestdevon (11²) mit éᵄ, das me. ā entspricht.



sheef, leef, been, tɟeep, gʀeet ᴍ und ae. ǣ in zee, teetɟ, leev, sleep, kleen, wéʀt ᴍ. Ae. *sæʒde* fehlt. Auch hier ist die Entsprechung von me. ā keineswegs genügend gesichert.

Als Resultat dieser Einzelnachweise glaub ich festlegen zu dürfen, dafs in den in Rede stehenden Gebieten des westl. Südens nirgends die zwingende Notwendigkeit vorliegt, für ne. *again* die Lautung auf me. ā zurückzuführen. Das Ergebnis der Prüfung der ne. Maa. ist mithin dasselbe wie bei den me. Belegen: Centrum der seltenen Form *agān(e)* ist das nördliche Sprachgebiet, und die Erklärung wird dies stark zu berücksichtigen haben.

Zur Erklärung des ā ist von Luick, Unters. § 376 folgendes vorgebracht worden: „Die ā könnten ebenso auf das durch Ersatzdehnung entstandene ǣ zurückgehen wie in me. *ware, thare* ect. für ae. *wǣron, ðǣr*. Oder ist in Formen wie *næʒles*, ndh. *tóʒæʒnes* das ʒ ohne Ersatzdehnung geschwunden, so dafs *æ* in offener Silbe stand und mittelenglisch zunächst zu ā wurde? Im Einzelnen sind dabei noch andere Fragen zu lösen. Ausfall des ʒ mit Ersatzdehnung ist speziell westsächsisch; die ē-Formen erscheinen aber gerade im Mittelland.[1]) Ferner ist zu erwägen, wie weit bei *again* etwa Satzunbetontheit eingewirkt hat.“

Die Unzulänglichkeit dieser Erklärungsversuche hat Luick, H. Gr. § 408 Anm. 2 selbst anerkannt. Die Annahme des spurlosen ʒ-Schwundes ist in der Tat ganz unwahrscheinlich. Eher könnte man an Satzunbetontheit denken: ähnlich wie bes. im Norden *baran, certan* u. ä. auftreten (vgl. Luick, H. Gr. § 466, 4a), in denen *ai* nach Schwund des Nebentones monophthongiert wurde, so könnte auch *ai* > *a* in *again* entwickelt sein, doch scheint mir die Deutung nicht recht befriedigend, vor allem auch deshalb nicht, weil dann wieder die Formen in GE unerklärt und isoliert bleiben.[2]) Me. *ware, thare* sind natürlich auf ae. Nebenformen mit ā bezw. skandinavische Lehnformen zurückzuführen (vgl. Luick, H. Gr. § 362 Anm. 2).

---

[1]) Doch auch im Norden sind solche Formen in anderen Wörtern belegt, vgl. z. B. Ida Baumann, Sprache der Ukk. aus Yorksh. im 15. Jh., A. F. XI, § 144 Anm.

[2]) Zu solchen vereinzelten Reimwörtern vgl. Cornelius 168 ff. über me. *ying*.



Zunächst sei nochmals daran erinnert, daſs bereits im Andh. Formen mit Verlust des *ʒ* vorkommen; neben *onʒ̇ęæʒ̇n, onʒ̇æʒ̇n, tōʒ̇ęæʒ̇nes, tōʒ̇æʒ̇nes* kennt Li. auch *onʒ̇ęǣn, onʒ̇ǣn* (Bülbring § 296; Luick § 173. 3 und Anm. 4).[1]) Eine — soweit ich sehe — noch unaufgeklärte Erscheinung der nordischen Lautgeschichte scheint mir eine befriedigende Deutung zu ermöglichen. Im Aon. treffen wir konstanten *ʒ*-Schwund in *gønum, gĕ̄n, igĕ̄n, gēn* u. ä. zum Unterschied vom Awn., vgl. Noreen, Aschw. Gr. (1904) § 311 Anm. 2; ders., Aisl. Gr. (1903) § 283_3. Ferner stehen sich im An. Formen mit und ohne *i*-Umlaut gegenüber, z. B. im Adjektiv *gegn* „gerade, recht, rechtlich, dienlich" gegenüber *gagn-stígr, gagn-vegr* „Richtung" und in der Präposition *gegn* „gegen" gegenüber *gagn-vart* „gegenüber", *gagn-mǽli* „Widerrede": das Subst. lautet gewöhnlich *gagn*, selten *gegn.*[2]) Aus diesen Verhältnissen würde sich eine Proportionalform *gegn* : *gagn* = *gēn* : **gān* leicht erklären, die dann die Grundlage der erörterten engl. Formen mit *ā* bezw. *āᵒ* bildet. Diese Bildung muſs sich auf englischem Boden vollzogen haben, da das Skand. nur in den umgelauteten Formen mit palatalem Tonvokal den *ʒ*-Schwund kennt. Die Entlehnung der unumgelauteten Form ist durch Orrms *gaʒhenn, -lǣs* bezeugt, vgl. Björkman 112 und NED. s. v. *gain* sb. Beim Ausfall des *ʒ* in *gān* mag z. T. vielleicht auch der Satzakzent mitgewirkt haben.

Möglicherweise ist nord. Einfluſs bei *again* noch in weiterem Umfang anzunehmen, indem auch die Formen in Li. dadurch erklärt werden können. Auch die in ne. Maa. im Mittellande auftauchenden me. *ę̄* (vgl. Luick, Unts. § 376)[3]) — *ę̄* liegt auch der schriftsprachlichen Lautung zugrunde[4]) —, mögen damit zusammenhängen. Schon Orrm hat *onnʒæn, onnʒæness, ʒæn, ʒæness* neben *geʒʒnlike, geʒʒnen* v. Bemerkenswert ist der Formenbestand der Peterborough Chronik.

---

[1]) Andere auſserws. Belege s. Bülbring § 530, Luick H. Gr. § 251. Die Frage des *ʒ*-Schwundes verdiente wohl noch eine genauere Untersuchung auf Grund des Me.

[2]) Vgl. Noreen, Aisl. Gr. § 418 Anm. 1, § 352 Anm. 2 und Falk-Torp s. v. *gjen.*

[3]) Cornelius 96 bemerkt: „Im N. O. M. schon ę̄ neben ei, Orm hat ǣ < ae. ǣ mit Abfall der Spirans."

[4]) Oder ist nur Vereinfachung in minderbetonter Stellung eingetreten, vgl. ne. [ǭlwəz], barren, sudden, says, saith, waistcoat. S. Vietor, Elem. d. Phon.[6] 145. NED erklärt agen < ayen >< again.



ae. *onȝæȝn* erscheint in allen drei jüngeren Teilen in auf ae. Monophthong beruhenden Formen; dagegen ist ae. *sæȝdon* nur in III konsequent so entwickelt, während in I und II auch auf Diphthong basierende Formen, und zwar in der Überzahl, belegt sind. Die Belege sind in III: *sæde*(*n*) 3, *agenes* 5, -*gænes* 3; in I: *sæd-* 2, *sægd-* 1, *sæid-* 1, *seid-* 1, *-gean-* 7; in II: *sæd-* 3, *sæid-* 6, *seid-* 4, *-gean-* 11, *togænes* 1, *ongeon* 1. Die Beurteilung dieser Doppelformen ist mit absoluter Sicherheit nicht zu geben; jedoch scheint mir die Konsequenz in III darauf hinzudeuten, dafs die Formen mit Monophthong nicht lediglich ws. Reste sind, sondern wir es tatsächlich mit einer weiter verbreiteten gesprochenen Form zu tun haben.

Der Umstand, dafs die vorgeschlagene Erklärung auf dem Aon. fufst, fügt sich glatt in die Erkenntnisse der Sprachgeschichte. Die Siedler in den fraglichen Gebieten waren vorwiegend Dänen, indes die Norweger mehr im Westen, in Cumberland und bei Chester, safsen; vgl. Björkman 22 ff. und Bugge in Hoop's Reallexikon s. v. Wikinger §§ 25, 28, 32, 40.[1])

Anhangsweise möcht ich gleich noch auf einen anderen offenbar ostnord. Einflufs im Me. aufmerksam machen. Für den vollen Vokal der nachtonigen Silbe in *thousand, erand*(*e*) < ae. *þūsend, ǣrende* nimmt Luick, H. Gr. § 440 Anm. Umbildung nach dem Muster des aus dem Altnordischen entlehnten Partizipialausgangs *-and* an. Diese formale Analogie liegt doch zu weit ab. Die Formen sind vielmehr dem Aon. entlehnt, vgl. klass.-altschwed. *þūsand* neben runenschwed. *þūsind* und aisl. *þúsund*, kl.-aschw. *ærande* neben aisl. *erinde* und neugutn. (as.) *arundi* (Noreen § 180_4).

[1]) Vgl. jetzt auch Ekwall, Skandinavians and Celts in the North-West of England. Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. 1. Bd. 14. Nr. 27.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

[1. 2. 23.]

INHALT. Seite

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. Mai 1923. Nr. V.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Dr. Wilhelm Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. Berlin, Mayer & Müller, 1921. VII + 144 S.
A. u. d. T.: **Palaestra** 135.

Die Frage nach der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze oder nach einem eventuellen Zusammenhange von Funktion (Bedeutung) und Lautentwicklung hat die Forschung öfter beschäftigt. Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, dafs Forscher auf dem Gebiete der Laut- und Formengeschichte wenigstens in gewissem (oft zwar ziemlich geringem) Grade mit der Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges gerechnet haben. Eine Zusammenstellung von Äufserungen, die diese Frage berühren, gibt Horn S. 124 ff. seiner hier zu besprechenden Abhandlung.

Horn untersucht eine Reihe von auffälligen Kürzungen und sonstigen Entwicklungen und deutet sie durch die Annahme, dafs die Funktion von entscheidender Bedeutung ist. „Die Funktion beherrscht das Lautgesetz“ (S. 131). „Die Lautgesetze, die die Funktion nicht berücksichtigen, sind unvollständig.“ 1. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionslos, so können sie abgeschwächt werden oder ganz schwinden. 2. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionsarm, so können sie abgeschwächt werden. 3. Funktionswichtige Laute können erhalten bleiben, auch wenn unter im übrigen gleichen Bedingungen ihr Schwund zu erwarten wäre. 4. Wenn ein Sprachkörper zu schwach ist für die von ihm zu tragende Funktion, so kann er sich ihr anpassen durch Verstärkung seines Körpers ... 5. Wird ein Sprachkörper mit Funktionen

überlastet, so kann er zugrunde gehen" (S. 135 ff.). Besonders häufig tritt nach Horn Kürzung ein, wenn eine Form „übercharakterisiert" ist, d. h. wenn die Funktion doppelt bezeichnet ist.

Die in der Arbeit behandelten Erscheinungen gehören grofsenteils zur englischen Laut- und Formengeschichte, aber auch andere germanische Sprachen und das Latein geben zahlreiche Beispiele her. Die neuen Erklärungen, die die Arbeit bietet, sind grofsenteils schlagend richtig oder wenigstens sehr ansprechend, und auch wo man nicht, oder nicht ohne weiteres, die Ergebnisse annehmen möchte, sind die Ausführungen oft anregend und fördernd. Hierher gehören beispielsweise die folgenden Vorschläge. Kürzung von Imperativformen wie frz. *lais* statt *laisse*, me. *lōc, macc*, got. *sai* 'ecce' (aus *saihv*), engl. *lo* aus *lōca*, ahd. *lā* aus *lāz*, lat. *va* statt *vade*, usw. Scharfsinnig ist der Vorschlag, dafs germ. *gān* neben *gangan* sich aus einem gekürzten Imperativ entwickelt hat, wie frz. *aller* aus *ambulare*. Auf dem Gebiete des Pronomens sind oft starke Kürzungen wahrzunehmen, die mit der Bedeutungslosigkeit eines Elementes zusammenhängen. So erklärt Horn *wit* 'wir zwei' aus *witwa*, ae. *þes, þus* aus dem Pron. oder Adv. und der Partikel *se*; ae. *ǣlc* aus *ǣgihwilīc*, ahd. *tagalīhh*, ae. *dæglic* aus *daga gihwilic*, *ǣfre* aus *ā-in-fēore* (vgl. ae. *ā tō fēore*), ae. *hwugu* in *hwæthwugu* aus **hwō wegō* 'auf welchem Wege' usw. Noch stärkere Kürzungen werden angenommen in got. *hwaiwa* (aus **hwaiwegai*; vgl. ahd. *hiutu* aus *hiutagu*), lat. *quam, tam* (aus *quā mente, tā mente*), *cum, tum, dum, num* (aus *quō-, tō-, dō-, nōmodō*). Übercharakterisierung od. dgl. erkläre Kürzungen wie ae. *twēntig* aus *twē-gentig*, ahd. *sibunzo* gegenüber got. *sibuntēhund*, as. *antsibunta* etc. Interessant und anregend sind die Ausführungen über andere Zahlwörter wie got. *tweihnai*, an. *tvisvar, þrisvar* mit Entsprechungen in verwandten Sprachen (ae. *twiwa, twiga* etc.).

Wenn ich also in einer ganzen Reihe von Fällen die Ausführungen des Verfassers für richtig oder fördernd halte, und wenn ich auch seine Arbeit als eine überaus wichtige und wertvolle betrachte, so kann ich mich nicht unbedingt an sein Erklärungsprinzip anschliefsen. Ich finde es z. B. sehr wahrscheinlich, dafs die ae. rel. Partikel *þe* (zuerst in *se þe*,

dann auch allein gebraucht) eine alte Partikel mit der Bedeutung 'da' ist, aber ich bin nicht überzeugt, dafs es einfach ae. *þǣr* ist, das zu *þe* abgeschwächt wurde, weil das Relativ *se þǣr* „übercharakterisiert" war. Ich glaube nicht, dafs die Kürzungen im allgemeinen darauf beruhen, dafs ein Element überflüssig oder bedeutungsarm geworden war. Die allermeisten Kürzungen können einfach mit Hilfe der gewöhnlichen „Lautgesetze" erklärt werden. Ich sehe keine Schwierigkeit z. B. von *nāwiht* (durch *nāwuht*) zu *nāht*, von *ǣ-gihwæðer* zu *ǣgðer*, von *ǣ-gihwilč* (selbstverständlich in flektierten Formen) zu *ǣlc* zu gelangen. Keine Schwierigkeit bereitet m. E. die Kürzung von *-liche* zu *-ly*. Verklingen des ausl. *-ch* ist ja sonst gut bekannt (wie *i* aus *ich*), und schon im Ae. finden sich ja Schreibungen, die auf reduzierte Aussprache deuten (ae. *ih, ūsih* usw.). Also ein Übergang *-lič* > *-ly* ist ganz in der Ordnung, und natürlich richtete sich das Adverb nach dem Adjektiv. In Ortsnamen ist starke Kürzung leicht verständlich auch ohne die Annahme von Kurzformen. Dafs in anderen Zusammensetzungen ähnlich starke Reduzierungen nicht oder selten vorkommen, erklärt sich ja einfach durch die Macht der Analogie. Absichtliche Ellipsen sind m. E. besonders zu beurteilen.

Betreffs der besprochenen Verhältnisse der ae. Flexion hat schon Luick (E. St. 56) einige behandelt. Gleich ihm sehe ich keinen Grund, anderen als lautgesetzlichen Schwund anzunehmen in ae. *bintst, bint* (in *bindestu, bindeðhe*); vgl. besonders Fälle wie *milts, cȳðð, -līest*. Die Form der 1. Pers. Sg. Präs. *bindu* statt **bind* beruht m. E. auf Einflufs nicht nur der kurzsilbigen starken Verba, sondern auch der zahlreichen *ja*-Verba.

Ich finde es sehr wahrscheinlich, dafs ein funktionswichtiges Element durch seine Wichtigkeit vor Schwund oder Schwächung geschützt werden kann; zwar kann gewöhnlich auch Analogieeinflufs mitgewirkt haben. Ich finde es auch wahrscheinlich richtig, dafs ein funktionsloses oder funktionsarmes Element Kürzung oder Schwund ausgesetzt ist, aber die Bedeutungslosigkeit ist m. E. nicht die wirkende Ursache, sondern als Bedingung aufzufassen. Wenn ein Element unnötig oder bedeutungslos ist, so hat es nur geringe Widerstandskraft gegen destruktive Kräfte, die Schwächung oder

Schwund veranlassen. Wenn Schwächung oder Schwund eintritt, so können wir meistens, glaube ich, einen bestimmten Grund angeben.

Nehmen wir als Beispiel die Reduplikation des Prät. Diese blieb im Urgermanischen erhalten, wo der Präsens- und Prät.-Stamm denselben Vokal hat. Sie hatte hier eine Funktion. Wo Präs. und Prät. verschiedene Vokale aufwiesen, war sie unnötig und konnte durch Haplologie oder Analogie anderer Verbformen beseitigt werden. Bei ae. *bet* 'besser' statt **bete* konnte die Analogie ungehemmt wirken, da andere Komparative auf *-e* nicht vorkamen und also keine Komparativkategorie vom Typus **bete* existierte.

Bei starken Kürzungen vom Typus *Thank you, kiu*, oder d. *sgot* (*grüss Gott*) ist der Grund der Kürzung nicht der geringe Bedeutungsinhalt, sondern ein Umstand, der bisweilen nachgewiesen worden ist, aber von Horn nicht erwähnt wird. Es ist bekannt, dafs zu Anfang der Rede die Artikulation oft beginnt, ehe der Luftstrom einsetzt oder wenigstens ehe er die Mundhöhle erreicht. Dies mufs zur Folge haben, dafs die ersten Artikulationen unhörbar werden. Dies Verhältnis mufs besonders oft bei abgenutzten Ausdrücken eintreten, wo Rücksichten auf die Deutlichkeit nicht korrigierend einwirken. Ein weiterer Schritt ist dann, dafs die Artikulation ganz wegfällt: die Kürzung kann dann weiterschreiten. So hat sich schwed. *jag är er ödmjuka tjänare* 'ich bin Ihr gehorsamer Diener' durch *ödmjuka tjänare, mjuka tjänare* zu *ka tjänare* und dem gewöhnlichen heutigen *tjänare* entwickelt, wo vom Adjektiv nunmehr auch keine artikulatorischen Reste übrig sind.

Es ist selbstverständlich nicht meine Absicht, die von Horn behandelten Beispiele einzeln zur Diskussion aufzunehmen, und die vorstehenden Bemerkungen werden genügen. Es gibt gewifs Kürzungen, bei denen Horns Auffassung sehr ansprechend ist, und wo es verlockend ist, in der Bedeutungslosigkeit den Grund der Kürzung zu sehen. Jedoch bin ich nicht überzeugt, dafs nicht eine andere Erklärung auch derartiger Fälle möglich sein wird. Aber auch wer Horns Auffassungen in ihren äufsersten Konsequenzen nicht annehmen kann, mufs zugeben, dafs seine Arbeit eine hochbedeutsame und überaus fördernde ist.

Lund. Eilert Ekwall.



Richard Jente, Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz. Eine kulturgeschichtlich-etymologische Untersuchung. Heidelberg 1921. Carl Winter. XX + 344 S. Mk. 26.

A. u. d. T.: **Anglistische Forschungen**, herausgegeben von **Johannes Hoops.** Heft 56.

Der Zweck der vorliegenden Abhandlung ist ähnlich demjenigen der früher in den Anglistischen Forschungen erschienenen etymologischen Abhandlungen, wie Jordans über Säugetiernamen, Klumps über Handwerkernamen usw., aber weit mehr als in diesen überwiegt in ihr das kulturgeschichtliche Interesse über das etymologische. Eine Behandlung der mythologischen Ausdrücke kann nur an der Hand einer Untersuchung und Darstellung der Mythologie und des heidnischen Aberglaubens der Angelsachsen vorgenommen werden. Eine solche bietet auch, nebst einer sorgfältigen etymologischen Bearbeitung des Wortmaterials, Dr. Jentes Abhandlung. In diesen allgemeinen Partieen hat der Verfasser selbstverständlich die Arbeiten früherer Forscher, wie Grimm, Mogk, Golther, ausgiebig verwertet. In einigen Abschnitten fufst seine Darstellung grofsenteils auf ihnen. Er hat aber die gesamte gedruckte angelsächsische Literatur durchsucht und bietet höchst wertvolle und interessante Zusammenstellungen. Das ganze Material findet sich hier bequem zugänglich, und zu dem früher bekannten ist wohl auch neues hinzugekommen.

Das Buch zerfällt in sechs Kapitel: 1. Der heidnische Kult. 2. Die heidnischen Gottheiten. 3. Seelen- und Dämonenglaube. 4. Schicksal und Tod. 5. Los und Weissagung. 6. Zauber.

Die Belegsammlungen sind sehr ausführlich. In vielen Fällen, z. B. betreffs Wörter dunklen Ursprungs (wie *hwatu, neorxnawong*) ist absolute Vollständigkeit erstrebt, und sie kann hier als wünschenswert bezeichnet werden. Nun sind ja aber keine Quellen aus heidnischer Zeit bewahrt, und die heidnischen Ausdrücke mythologischer Art kommen häufig nur in einer neuen christlichen Verwendung vor. Manchmal ist das, was die christlichen Gewährsmänner über Heidentum berichten, aus nicht heidnischen literarischen Quellen (der Bibel u. dgl.) geschöpft. Weit besser hat sich alter Aberglaube be-

hauptet, und die Kapitel, die diesen behandeln, sind vielleicht die interessantesten der Arbeit. Mir scheint es nun, dafs wo offenbar christliche Bedeutungen und Verwendungen vorliegen, eine etwas kürzere Darstellung erwünscht gewesen wäre. Eine vollständige Aufzählung aller Zusammensetzungen mit *gāst* oder *sāwol*, die ja überdies in den Wörterbüchern leicht zugänglich sind, war kaum notwendig. Auch sonst kann man vielleicht sagen, dafs der Verfasser bisweilen des Guten etwas zu viel getan hat. Es liegt z. B. kein Grund vor anzunehmen, dafs ae. *frēa* in mythologischer Bedeutung gebraucht wurde. Nichtsdestoweniger wird das Wort mit Zusammensetzungen ausführlich behandelt.

In den Etymologien hat der Verfasser nur mehr ausnahmsweise eigene Vorschläge bieten können, was ja nicht zu verwundern ist. Aber er gibt eine kritische Übersicht der verschiedenen Erklärungsversuche und zeigt bei der Wahl zwischen diesen guten Geschmack und gesundes Urteil.

Überhaupt ist die Arbeit eine verdienstliche Leistung, die von guter Methode, umfassender Belesenheit und gründlichen Studien zeugt. Zu einigen Einzelheiten des Buches möchte ich aber einige Bemerkungen machen.

Der Verf. zieht bisweilen Orts- und Personennamen als Beispiele oder zur Erläuterung heran. Hier hat er m. E. nicht immer sein Material glücklich gedeutet oder verwertet. Unwahrscheinlich ist mir z. B., dafs Namen wie *Ealhhelm, Ealhweard, Goda, Godmund* als mögliche angelsächsische Priesternamen aufzufassen wären. *Regen-* in Personennamen bedeutet wohl einfach 'Rat'; vgl. *Rǣd-* in *Rǣdwald* u. dgl. Nicht befriedigend ist die Behandlung der *Wōden-* enthaltenden Ortsnamen. Eine mehr systematische Behandlung mit Identifikation der Belege wäre erwünscht gewesen. *Wodnesbeorg* in der Chronik kann nicht Wanborough in Wilts sein; vgl. Ekblom, The Place-names of Wiltshire. *To Woddan beorge* ist Fehler für *Poddan beorge*; *Podda* ist ein bekannter Personenname. Nicht hierher gehören *þām wōnstocce*, *þā wōn āc* (zu *wōh* 'schief'). Für Wambrook, Wanford, Wampool, Wanstead, Wonerh, Wonston gibt Kemble nur hypothetisch Herleitung aus ae. *Wōden-*, *Wōdnes-* an. Der Verf. führt ohne Vorbehalt Grund-

formen wie *Wōdnestān* an. Sichere zuzufügende Belege sind Wednesbury, Wednesfield (Staffs), Wensley (Derby).

S. 13. Statt *getimber* ist *getimbre* (*ja*-St.) zu lesen (pl. *getimbro*). — S. 21. *Wīgsteall* ist kaum 'heilige Stelle' sondern 'Erhöhung auf der die Heiligtümer stehen'. Vgl. an. *stallr, stalli* 'Altar'. — S. 38 ff. An. *blōta* hatte oft die Bedeutung 'den Göttern weihen'. Diese könnte auch in ae. Beispielen vorliegen. — S. 42. Die lange Bewahrung des *b* in *tiber* deutet ehestens darauf, dafs das Wort nicht mehr im allgemeinen Gebrauch war. — S. 43. Für *tibernessa* ist *tidernessa* zu lesen. — S. 62. Zu *hæðen* ist jetzt die neue Auflage von Feists Et. Wbch. zu vergleichen. — S. 65. Der Gen. Pl. *ēsa*, wenn zu *ōs* und nicht zu einer Ableitung gehörig, setzt eher einen *i*-Plur. **ēse* (vgl. an. *æsir* zu *áss*) als einen Plur. **ēs* voraus. — S. 74. Zu den ags. Stammtafeln ist nunmehr Erna Hackenbergs Dissertation (Berlin 1918) zu vergleichen. — S. 86. Die Grundform von *þunor* ist vielleicht **þunra-*; vgl. Lindroth, Namn och Bygd IV, S. 161 ff. — S. 87. *Tigan* Cart. Sax. ist heutiges Tey in Essex und hat kaum etwas mit *Tīw* zu tun, — S. 88. Ae. *Teowdor* ist ein britischer Name (= *Tudor*). — S. 93. Zu *Ing* vgl. jetzt Noreen, Namn och Bygd, VIII, S. 1 ff. — S. 132. Der Erwähnung wert wären die Ortsnamen Dragley in Derby and Lancashire (aus *dracan hlāw*). — S. 139. **aigh-lac* ist eine unmögliche urgerm. Form. — S. 141. *Nick*(*ie*) 'der Teufel' ist gewifs nur Kurzform von *Nicholas*. — S. 152. *Shough* 'a rough shaggy coated dog' hat doch nichts mit ae. *scucca* zu tun. Nach NED ist ein shough "a kind of lapdog". — S. 161. Ae. *Scynesweorð* enthält wohl einen Personennamen, der zu *sciene* 'schön' gehört. — Warum *scinna* nicht eine Ableitung von *scin*, sondern Neubildung nach *sceaða* usw. sein sollte, ist nicht abzusehen. — S. 178. *Pixy* stammt doch nicht aus nord. *pusling*. — S. 185. *Eotan ford* enthält offenbar einen Personennamen *Eota*. Ae. *eoton* kann unmöglich mit *Eotenas* 'jüten' zusammenhängen; vgl. an. *jǫtunn* und *Jótar*. — S. 217. Es hätte hervorgehoben werden sollen, dafs nach Torp germ. *faigia-* eigentlich 'reif' bedeutet. — S. 266. Unter ae. *friht* hätte der interessante Ortsname Fritwell (Oxf.) eine Erwähnung verdient. — S. 314. Ae. *he*(*o*)*loð-*, as. *helith-* sind doch nicht aus dem Part. Präs. gebildet. — S. 323. Kein Grund liegt vor, ae. *giedd* 'Gesang' aus dem Keltischen herzuleiten. Das Wort gehört

wohl zu dem Stamm **gad* in ae. *gada, gæderian*. Die Grundbedeutung der Wurzel war etwa 'zusammenhalten, festhalten, eng verbunden sein'.

Lund. Eilert Ekwall.

Purity. *A Middle English Poem, edited with Introduction, Notes, and Glossary* by **Rob. J. Menner.**

A. u. d. T.: **Yale Studies in English** LXI. New Haven, London, Oxford 1920. — LXII + 230 Ss. 8°.

Diese neue Ausgabe des ebenso interessanten wie schwierigen Gedichtes bildet gegenüber der von Morris einen entschiedenen Fortschritt. Viele dunkle Wörter und Stellen sind jetzt aufgehellt, dank der eifrigen Arbeit einer Reihe von Forschern. Binz hat das Buch bereits im Literaturblatt Jg. 1921, Sp. 376 ff. eingehend besprochen und eine Reihe neuer Besserungen und Erklärungen vorgeschlagen, denen ich teils zustimme, teils ablehnend gegenüberstehe. Einige weitere Stellen möchte ich hier zur Sprache bringen. So wird es hoffentlich mit der Zeit gelingen, alle Schwierigkeiten aus dem Texte zu beseitigen, — soweit wir dazu überhaupt in der Lage sind.

V. 56. *And my fedde foulez fatted wyth sclaȝt* verstehe ich nicht. Entweder ist *scliȝt* = ne. *slight* oder *to* (*for*?) statt *wyth* zu lesen. — V. 59. *Al is roþeled and rosted ryȝt to þe sete.* Sollte *sete* nicht für *feste* stehen? Binz will *sede* 'Sitte' dafür lesen. — V. 322. *Boþe boskez and bourez and wel bounden penez.* Natürlich kann *boskez* nicht = ne. *bushes* sein, aber *boxez*, woran B. denkt, ist auch bedenklich, da *box* in der Bedeutung 'Stall' erst ganz modern ist. Ich vermute, dafs *bōzez* oder *bōsez* gemeint ist, vgl. ne. *boose* 'Stall', das im NED. seit dem 15. Jhdt. belegt ist. — V. 473. *Bring bodworde to bot blysse to uus alle.* Nach M. ist *bot* hier = *bode* (ae. *bodian*), während B. den Inf. ne. *boot* darin erblickt. Aber kann das mit *blysse* verbunden sein? — V. 436. *For to mynne on his mon his meth þat abydez.* Nach M. soll *meth* von *mynne* abhängen, was doch nicht angeht. Es gehört vielmehr zu *abydez*: 'der seinen Lohn erwartet', denn *þat* ist nachgestelltes Relativum. — V. 486. *On stamyn to stod and stylle hym abydez.* Erwartet sie Noah? Sonst müfste man doch wohl *hyr* als

Dat. eth. erwarten. — V. 553. *For þat schewe me schale in þo schyre howses* ist so unverständlich. Der Zusammenhang fordert *him* für *me.* — V. 659. *Fro mony a brod day byfore ho barayn ay byene.* Ich halte die Besserung von *ay* in *had*, die schon Morris vorschlägt, für notwendig, *byene* ist natürlich = *bene.* — V. 743. *Nay, þas faurty forfete, ȝet fryst I a whyle* gibt keinen Sinn, trotzdem sich M. bemüht, solchen hineinzu-eskamotieren. Man lese *forlete* 'unterlassen', sc. zu sündigen; die Alliteration des Präfixes genügt, vgl. *forȝete* V. 739, das mit *fyve* und *fyfty* alliteriert! — V. 750. *What if þretty þryvande be þrad in ȝon tounes.* Ich fasse *þrad* als umgekehrte Schreibung für *þrat*, Part. Prt. von *þrę̄ten* = ae. *þreatian.* Wie sollte es wohl = ae. *þread* sein? — V. 757. *'What for twenty', quod þe tolke, 'untwynes þou hem þenne?'* Man lese *untynes*, vgl. *tyne* V. 495 'enclose'. — V. 846. *What, þay ȝeȝed and ȝolped,* l. *ȝolpen.* — V. 892 l. *Of on þe uglokest unhap þat euer on erd* ⟨*was*⟩ *suffred.* — V. 1090 ist *þat* zu Anfang des Verses wohl zu streichen. — V. 1384 l. *þikke* statt *þiker.* — V. 1412 bleibt mir dunkel.

Zu den Anmerkungen bemerke ich folgendes. Zu V. 145: *ungoderly* möchte ich durch Einfluſs des synonymen *lyþerly* erklären. — V. 224. In der ae. Genesis B V. 308 fallen die Engel drei Tage und Nächte. — V. 375. *wylgar(n)* scheint einem aisl. **villu-gjarn* zu entsprechen. — 446. *rasse* entspricht genau dem arab. *rās* 'Spitze'. Ist das Zufall? — V. 598. Für *scarres* ist wohl *scaires* zu lesen, ebenso 838 und 1784, das mit *scarre* < *skerre* verwechselt ist. Über Orms *toskeȝȝrenn* < aisl. **skeyra* vgl. Björkman, Beibl. 1916, 55 f. — V. 795. Die Ableitung von *aucly* (vgl. ne. *aukward*) von ae. *afu(h)lic* ist mir doch zweifelhaft, da man ja **auly* erwarten müſste. Auch aisl. *ǫfugr* hilft da nicht. — V. 927. *hit hoves hit one,* l. *heves.* — V. 1103 f. Vgl. zu dieser Meinung auch Kennedy's Passion of Christ, Str. 210, V. 2 f.:

With his handis als cleyne to breik þe breid,
as with ane knyf ane wald it schair[1]) *in hy,*

was wieder auf Ludolfs von Sachsen 'Vita Christi', Kap. 76 beruht: *sic enim frangebat panem sola manu, ac si scinderet cum cultello.* — V. 1357 Z. 2 l. *sacrilege* statt *sacrifice.* —

[1]) *þair* Hs.



V. 1694. *bress* 'Borste' ist wohl aus dem Plur. *brests* entstanden. Von *bress* ist dann wieder das Verbum abgeleitet.

Zum Glossar. Zu *balterande* vgl. auch ndd. *bültern* 'Flachs klopfen'. — *bent* findet sich auch im Niederrheinischen als *beñt*. — *bost* ist = afrz. *bost* zu norw. *bausta*. — Für *bounet* l. *boune* als Inf. — *cout* 'cut' setzt ein ae. **cyttan* voraus, das mit unserm *kitzeln* aber nichts zu tun hat, wie Binz vermutet! — *forferde* gehört doch zu *forfēren* = ae. *forfēran*, nicht zu *forfare*! Schon Stratmann hat das richtig erkannt. — Über *hagherlych* vgl. Björkman, Scand. Loanwords p. 17,[2]). — *hove*[1] ist in *heve* 'heben' = ne. *heave* zu bessern, denn V. 927 ist *heves* statt *hoves* zu lesen (s. oben). Sonst erscheint nur das Part. Prt. *hoven*. — *likkes* (l. *likes*) 1141 halte ich für die 3. Sgl., sonst müfste es ja *him* statt *hit* heifsen, vgl. *þenne efte lastes hit likkes* = 'when it afterwards likes vices'. — *overbrawden* gehört zu ae. *ofer-bregdan*, nicht *-brǣdan*. — *roȝly* gehört nicht zu ae. *rōw*, wie Binz meint. — *rote* 619 ist wirklich (trotz Binz) 'Wurzel', denn Abraham safs nach V. 601 f. unter einer grünen Eiche an der Erde. — *skyly skyvalde* 529 möchte ich als 'gehöriges Geschiebe' (zu aisl. *skȳfa* und schwed. *skälig*) erklären; das Suffix wäre dasselbe wie in ae. *fǣreld* 'Fahrt'. — *smolt* 'to go, start off, escape' gehört vielleicht zu der griech. Wurzel **mel-* in *βλώσκω, ἔμολον, μέμβλωκα* 'gehe, komme'. — Zu *wasturne* vgl. ae. *wēstern*. — Zu *weve* vgl. an. *veifa* nicht *viefa*. — *wyȝt* 'quickly' ist dasselbe, wie *wyȝt* 'creature', ae. *wiht*, das in prädik. Gebrauch Adjektiv wurde.

[Korr.-Note. Vgl. jetzt noch die Besprechung von O. F. Emerson, Journal of Engl. and Germ. Phil. XX, 229 ff.]

Kiel. F. Holthausen.

Friedrich Wolters und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. Im Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau. 1921. 8⁰. 315 Ss.

In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von Büchern erschienen, die das Interesse weiterer Kreise für das germanische Altertum, für die Götter- und Heldensagen unserer eigenen Vorzeit wecken wollen. Aber wie es zu gehen pflegt, stellt sich neben der kleinen Schar der Berufenen, die wohl

meist gröfsere der Unberufenen ein, und so fehlt es auch jetzt nicht an Übersetzungen und Nachdichtungen eddischer Lieder, die zum Teil noch schlechter als das Papier sind, auf dem sie stehen. — Da ist ein Werk wie das obige doppelt zu begrüfsen; es ist eines der besten, die uns die letzten Jahre beschert haben. Eine reiche Fülle germanischer Heldensagen breiten die Verfasser, die dem Georgekreise nahe stehen, vor uns aus: Sagen der Franken und Burgunden, der Alemannen Ost- und Westgoten, Langobarden, Thüringer, Angeln, Sachsen und Friesen, der Dänen und Jüten, Gauten, Schweden und Norweger. — Alle in prosaischer Nacherzählung, „doch ist Ton und Farbe der einzelnen Quellen (wie die Herausgeber in der Vorbemerkung betonen) möglichst gewahrt und versucht worden, die innere Bewegung, das Mafs von Kraft und Glut, die Gefülltheit oder Armut, die jeweils in ihnen noch spürbar ist, sichtbar zu machen". Und man mufs gestehen, dafs es den Herausgebern trefflich gelungen ist. Auch die Einleitnng, die 'vom Geist und Leben der germanischen Heldendichtung' handelt, enthält manche feinen Bemerkungen, nur möchte man hier zuweilen eine etwas weniger gekünstelte Sprache wünschen. Als ganzes kann man das Buch jedoch nur auf das wärmste empfehlen.

Heidelberg. Franz Rolf Schröder.

Die Geschichte der Ermordung der Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel der Gemahlin Königs Friedrich Wilhelm von Württemberg.[1])

Eine Antwort auf die von Dr. Th. Mühe-Hamburg aufgeworfene Frage im Beiblatt zur Anglia, XXXIII. Bd., Februar 1922, Nr. 2, Seite 33.

In seinem „Barry Lyndon" gibt Thackeray uns eine „Tragical History of the Princess of X". — Man hat sich schon vielfach mit dieser Geschichte beschäftigt und versucht, ihre historische Grundlage zu erforschen. Der erste war Marzials, der in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Barry Lyndon" 1892 sagt, dafs er versucht habe, die Quelle dieser Geschichte zu entdecken. Nachdem dann die Tochter Thackerays, Anne

[1]) Dieser Aufsatz ist ein Teil einer längeren Arbeit über Thackerays Barry Lyndon, die ich im Begriff bin fertigzustellen.



Ritchie, die Werke ihres Vaters 1898 herausgegeben hatte, war es möglich, weitere Forschungen anzustellen. Anne Ritchie schrieb nämlich in ihrer Einleitung zum „Barry Lyndon“: „The very first entry in my father's note-book for 1844 answers this query“: —

„Jan. 4. 1844. — Read in a silly book called L'Empire a good story about the first King of Wurtemberg's wife, killed by her husband for adultery. Frederic William, born in 1734 (?) married in 1780 the Princess Caroline of Brunswick-Wolfenbuttel, who died the 27th September 1788. For the rest of the story see L'Empire, ou dix ans sous Napoléon, par un Chambellan. Paris, Allardin, 1836; vol I. 200.“

Die meisten Thackeray-Forscher begnügen sich mit dieser Tatsache und glauben somit die Quelle der Geschichte gefunden zu haben, wie z. B. Dr. Gudrun Vogel, die als historisches Ereignis hinstellt: „1788 tötete König Ferdinand (?) Wilhelm — nach Thackeray und in Wirklichkeit heifst er Friedrich Wilhelm — von Württemberg seine Frau, Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel, wegen Ehebruchs. Dieses Ereignis hat Thackeray hier mit der Handlung verquickt. Doch ist es so verändert, dafs nur noch der historische Kern durchschimmert. Die Personen tragen nicht die geschichtlichen Namen und die Vorgänge sind ganz phantastisch ausgeschmückt.“

Dr. Frisa hat schon eingehendere Studien vorgenommen. Er schreibt[1]: „Friedrich I (Wilhelm Karl) König von Württemberg, geb. 1754 — und nicht wie Thackeray fälschlich angibt 1734 —, vermählt seit 1780 mit der Prinzessin Auguste Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche 1787 sarb. Von einem Ehebruch und Mord weifs die Geschichte nichts. Ein derartiger Fall ist der Geschichte Württembergs überhaupt fremd“ und verweist dann auf die Ähnlichkeit dieser Geschichte mit der Tragödie der Prinzessin von Ahlden, der Gattin des ersten Georg. Als Verfasser des von Thackeray angegebenen Buches: L'Empire, ou dix ans sous Napoléon, gibt er La Mothe Houdancourt, den späteren La Mothe-Langon, an.

Mudge und Sears geben in ihrem Thackeray Dictionary folgende Noten:

„The Princess's Tragedy is in L'Empire ou Dix ans sous

---

[1]) Frisa, Deutsche Kulturverhältnisse in der Auffassung Thackerays.

Napoléon par un Chambellan: Paris, Allardin 1836 vol. i 220, 4 vols. Now apparently a somewhat scarce book. There is no copy in the British Museum. The New York Public Library possesses a copy however."

„Olivia Princess ... Note: The prototype of the unhappy Princess Olivia was undoubtedly Princess Augusta Caroline, first wife of Frederick William, King of Württemberg, who, according to the uncorroborated account in L'Empire was put to death in the same manner and for the same reason as Prince Victor's wife. Some touches in the sketch are probably taken also from the tragedy of the loves of Count Königsmarck and the 'Princess of Ahlden', wife of George I. of England."

„Prince Victor ... Note: the original of Prince Victor, was Frederick, Duke (afterwards Elector and King) of Württemberg, who reigned 1797—1816. His first wife, the Princess Augusta Caroline of Brunswick-Wolfenbüttel, died in 1788 while he was still only hereditary prince. Rumours that her death was accompanied by suspicious circumstances were not lacking. The fullest and most circumstantial account is that in l'Empire, which Thackeray follows closely. Another version is given by Wraxall in his Historical Memoirs, vol. 1, pp. 212—222. Prince Frederick married as his second wife Princess Charlotte — nach Dr. Vehse war es die Kronprinzessin von England, Mathilde, die er am 18. 5. 1797 in Bonn heiratete —, daughter of Georg III. of England, and Wraxall states that King George was sufficiently impressed by the sinister reports about the first wife's death to demand an investigation. Prince Frederick was able to offer satisfactory proofs of his innocence. There is no historical proof for either the story in L'Empire or Wraxall's version."

Als direkte Quelle Thackerays müssen wir wohl, seinen eigenen Tagebuchaufzeichnungen Glauben schenkend, das Werk des französischen Grafen Etienne Léon de la Mothe-Langon als Vorbild ansehen. „Now apparently a somewhat scarce book", sagt das Thackeray Dictionary über das Werk. So ist es auch. Nach schriftlicher Mitteilung des Auskunftsbüros der deutschen Bibliotheken vom 27. 9. 1921 hat sich das Werk auf den gröfseren Bibliotheken nicht nachweisen lassen. Auf der Preufs. Staatsbibliothek in Berlin ist es zwar vorhanden, aber die Seiten, die die in Frage kommende Geschichte

enthalten, S. 221—240, sind herausgeschnitten. Es besteht m. E. die Möglichkeit, dafs die dort angegebene Geschichte im Auftrage der Württemberger Regierung entfernt worden ist. Ein genauer Vergleich der Quelle mit Thackerays Wiedergabe läfst sich also nicht durchführen. Wir müssen uns da zum gröfsten Teil auf die Angaben von Mudge und Sears verlassen.

Aus den noch vorhandenen Blättern in L'Empire geht hervor, dafs Napoléon I. einige personnes spécialement invitées, darunter auch den Kammerherrn La Mothe-Langon, zu einem Beisammensein in dem Schlosse Malmaison versammelt hatte. Dort, im Kreise der wenigen Vertrauten, erzählte er die Geschichte. Einer der Vertrauten sagt dort: „Frédéric-Guillaume est né en 1734. En 1780 il épousa la princesse Caroline de Brunswick-Volfenbutel dont il devint veuf le 27 septembre 1788.“ Hieraus erklärt sich der Fehler Thackerays in dem Datum der Geburt des Königs. Thackeray und La Mothe-Langon geben 1734 als das Geburtsjahr an.

Dann erzählt Napoléon seine Geschichte: „Le 4 octobre 1788, à huit heures précises du matin“ kam der bourreau de Strasbourg zum préteur de la ville und gab zu Protokoll, dafs in der Nacht vom 26. zum 27. September früh an seine Tür in Kehl geklopft wurde. Zwei maskierte Leute drohten ihn zu töten, wenn er nicht folge. Sie boten ihm aber eine grofse Entschädigung an, wenn er mit ihnen ginge. Unter Vorhalten von Revolvern verbanden sie ihm die Augen und luden ihn in einen Wagen. Nach 18—20stündiger Fahrt mufste er wieder aussteigen. Man führte ihn über eine Treppe in einen Keller, wo man ihm die Binde wieder abnahm.

Soweit stimmt Thackerays Bericht hiermit überein. Er nennt den Henker Monsieur de Strasbourg, und die beiden maskierten Leute, die ihn holen, heifsen Weifsenborn und Bartenstein. Er läfst nicht den Henker reden, wie Napoléon, sondern wir hören den Befehl des Prinzen Viktor: „There lives on the Kehl side of the river, opposite to Strasbourg, a man whose residence you will easily find out from his name, which is Monsieur de Strasbourg ..... You will have your carriage waiting at his door at night; and you and your comrade will enter his house masked, and present him with a purse of a hundred louis, promising him double that sum on his return from his expedition. If he refuse, you must use force and bring

him, menacing him with instant death should he decline to follow you. You will place him in the carriage with the blinds drawn, one or other of you never losing sight of him the whole way, and threatening him with death if he discover himself or cry out. You will lodge him in the old Tower here, where a room shall be prepared for him; and his work being done, you will restore him to his home in the same speed and secrecy with which you brought him from it."

Doch nun bricht die Quelle ab. Wir müssen aber annehmen, dafs Thackeray sich dicht an sie angeschlossen hat, da er überhaupt an seinen Vorbildern zu „Barry Lyndon" keine grofsen Veränderungen vorgenommen hat. Mudge und Sears, die scheinbar das in der New Yorker Volksbibliothek vorhandene Exemplar des L'Empire eingesehen haben, bestätigen auch, dafs Thackeray dieser Erzählung „closely" folgt.

Einzelne Veränderungen hat Thackeray aber doch vorgenommen. So nennt er den Geliebten der Prinzessin Chevalier de Magny, während nach dem Dictionary „in the Story in L'Empire (on which Thackeray based this part of Barry Lyndon) the name of the Princess's lover is not mentioned. He is referred to simply as her page". Der Baron de Magny „the Spartan relative in the story in L'Empire is the lover's father, not his grand-father". Mit dem Namen Maxime de Magny meint Thackeray vielleicht den Hofmeister des Erbprinzen Karl Alexander von Württemberg, den Baron Friedrich Maximilian von Menzingen, der mit dem Baron de Magny sonst nichts gemein hat. Aufser den sonstigen Namensänderungen der wichtigsten Personen ist noch besonders zu erwähnen, dafs Thackeray als Todestag der Prinzessin „the evening of the 24th of January, 1769 angibt, während doch die Quelle das historisch belegte Datum, le 27 septembre 1788, verzeichnet. Diese Änderung mufste er vornehmen, damit das Datum mit den Ereignissen seines Werkes übereinstimmt.

Kleine Unterschiede finden sich auch in der Schilderung der letzten Augenblicke vor der Ermordung der Prinzessin zwischen Thackerays Geschichte und dem französischen Text. Dort wird auch von der vorbereiteten Flucht der Prinzessin und ihrem Kammerfräulein gesprochen, wie sich aus dem noch vorhandenen Text der Berliner Bibliothek ergibt. Der Prinzessin, die sich auf der Flucht in einem Keller befindet, „semble

que des heures se sont écoulées, et sa caméristе ne revient pas. A-t-elle été surprise, ou l'a-t-elle trahie? Enfin, ne pouvant plus demeurer dans cette incertitude, elle veut sortir du souterrain; mais par où? mais comment? L'excès de la peur donne quelquefois du courage. Elle se détermine à chercher l'issue de la salle où elle est, et se rappelle qu'un étroit passage la précède. Alors elle marche droit devant elle, jusqu'à ce que ses mains aient touché la muraille. Son plan est arrêté, la muraille lui servira de guide, elle en suivra en tâtonnant les parois jusqu'à ce qu'un vide lui annonce qu'elle a gagné la porte. Elle marche donc avec précaution pour ne point se heurter contre des blocs de pierre. Tout à coup elle entend des bruits de pas au-dessus de sa tête, et un jet de lumière, pénétrant à travers un soupirail, la force à s'arrêter comme une statue. Elle entend des voix rapprochées, et les paroles que l'on prononce arrivent distinctement à ses oreilles. Elle écoute; une conversation s'engage; ce sont des gens du service qui causent entre eux. — Ce que c'est que de nous, dit l'un, cette pauvre princesse! A dîner encore elle a mangé avec appétit, et déjà la voilà mourante. — Nous sommes ici pour mourir, dit une autre voix, les princesses ne font pas plus que les cuisinières de pacte avec la santé et la mort. — Tu as raison, dit un troisième interlocuteur, malgré ça, c'est en finir bien vite; dire qu'elle se portait si bien, et qu'on craint qu'elle ne meure cette nuit, cela a quelque chose qui confond.

La princesse, comme on peut se le figurer, écoutait avec une cruelle anxiété ces propos de valets. Comme elle n'était pas la seule princesse qui habitât le château et que toutes étaient bien portantes, elle n'était pas précisément désignée; cependant un instinct secret lui faisait penser qu'il était question d'elle, et son esprit se perdit en mille conjectures.

Bientôt son incertitude cessa. Un homme accourut rejoindre ses camarades et leur dit: — Voilà une triste nouvelle; nous allons être en grand deuil. — Et de qui? — De la princesse héréditaire. — D'où sais-tu cela? — Je le tiens de Gimonde.

Gimonde! c'était précisément la caméristе que la princesse attendait et qui devait favoriser sa fuite. — Oui, poursuivit le dernier interlocuteur, je l'ai rencontrée tout à l'heure dans la grande salle; elle avait l'air bien affligé; elle m'a dit que les douleurs de la princesse devenaient si violentes qu'à moins

d'un miracle elle aurait cessé de souffrir et de vivre avant une heure. Presque tout le monde est debout dans le château. Le bruit s'en est répandu dans la ville, où les bourgeois prennent les armes. Je ne sais pas, mais il faut qu'il y ait là quelque chose d'extraordinaire.

La princesse était tellement absorbée dans l'attention, qu'elle prêtait à ces inexplicables propos, qu'elle n'entendit point un autre bruit qui se faisait dans l'intérieur du souterrain. Tout à coup elle se sent saisir par des bras robustes, et on l'entraîne violemment loin de la lucarne grillée devant laquelle elle était arrêtée. Elle pousse des cris, se débat, appelle au secours. Aucune voix amie ne lui répond; sans respect pour son rang, on la jette par terre brutalement, et de forts liens lui attachent les pieds et les mains.

En vain elle demande grâce; en vain sa voix suppliante appelle sa famille et jusqu'à son époux: nul ne vient prendre sa défense, et les scélérats qui l'outragent parviennent à la garrotter si étroitement qu'elle n'a plus aucun moyen de se défendre et de changer de place. On l'enveloppe dans un sac de satin noir; puis pour dernier outrage, on la force à ouvrir la bouche, et y introduit un baillon. Depuis ce moment, Dieu seul a pu entendre ses plaintes."

Das ist die direkte Quelle zu Thackeray. Historisch ist diese Geschichte nicht belegt. Auch Napoléon konnte keine näheren Angaben über ihren Ursprung machen, denn auf die Frage seiner Gattin nach der Echtheit, heifst es weiter in L'Empire: „Joséphine, reprit solemnellement Napoléon, le bruit en a couru; mais la langue du peuple est si facile à calomnier les grands, qu'il ne faut point admettre légèrement les rumeurs populaires. J'ai voulu vous raconter une histoire; le nom de l'électeur de Wurtemberg m'a rappelé celle-ci; est-elle vrai, est-elle fausse? Croyez-en ce que vous voudrez."

Gerücht nennt Napoléon diese Geschichte. Aber jedes Gerücht hat auch eine Ursache. Aus dem Nichts kann eben auch nichts entstehen. Wenn wir uns den Tod der Prinzessin Auguste Karoline von Württemberg vorstellen, so finden wir dafs sie keines natürlichen Todes gestorben ist, sondern am 27. September 1788 auf dem Schlosse Lohda bei Reval lebendig begraben worden ist. Schon ihr ganzes Leben zeigt uns, dafs sie in vielen Punkten so war, wie die Prinzessin Olivia.

Auguste Karoline war gegen Ende des Jahres 1764 als die älteste Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel geboren und hatte 1780, sechszehn Jahre alt, den Erbprinzen Friedrich Wilhelm von Württemberg geheiratet. Dr. Vehse schreibt von ihr[1]): „sie war .... kurzsichtig und gutmütig ...., aber phlegmatisch, gedankenlos, sehr beschränkt und sehr koquet“. Friedrich Wilhelm schildert er uns als einen barschen, rauhen und wilden Mann. 1784 reisten beide nach Petersburg. Dieser Hof wurde aber eine schlimme Bildungsschule für ihn, indem er hier „jene eisernen Fürstengewaltlaunen, jene gestrenge, rücksichtslose, willkürliche Selbstherrschergebarung sich anlernte, zu der die Keime freilich schon aus seinem Temperament grofsgezogen worden waren“.

Seine Gemahlin hatte sich an dem Hofe der allgewaltigen Kaiserin Katharina II. durch unzählige Liebschaften bemerklich gemacht und dafür von ihrem rauhen Gemahl sehr üble Behandlung erfahren. Die Baronin von Oberkirch, die gerade an dem russischen Hofe lebte, schreibt darüber in ihren Mémoires: „La princesse Auguste avait quelquefois un peu de coquetterie et d'inconséquence, chose assez excusable à son âge. Le duc fut souvent dans le cas de lui donner des conseils et des avertissements, devoir et droit d'un mari qui tient à l'honneur de sa femme. Elle les prit fort mal, lui en fit des reproches, et finit par le pousser à bout. Le prince se fâche pourtant difficilement, mais une fois qu'il est en colère, c'est avec une grande violence. A la suite d'une scène, un jour que la cour était réunie à l'Ermitage, à un spectacle que donnait l'Impératrice, au moment où tout le monde allait se retirer, la duchesse de Wurtemberg se jeta aux pieds de Sa Majesté en implorant sa protection contre les violences de son mari, déclarant qu'il lui était impossible de supporter plus longtemps ses traitements affreux, qui dégénéreraient certainement en tyrannie positive dès qu'il ne serait plus contenu par la présence de l'Impératrice.“

Aus diesen Angaben sehen wir, dafs die Charaktere sowohl des Prinzen als seiner Gemahlin mit denen des Prinzen Victor und der Prinzessin Olivia im allgemeinen überein-

---

[1]) Vehse: Geschichte der Häuser Baiern, Württemberg, Hessen, 4. Teil.

stimmen. Auch an unangenehmen Auftritten wegen ehelicher Untreue fehlt es nicht. Ähnlich wie die Prinzessin Auguste Karoline sucht auch Olivia Schutz bei der Öffentlichkeit und stellt ihren Gemahl blofs.

Der Erbprinz Friedrich Wilhelm nahm nach diesem Zwischenfall Abschied von der Kaiserin, die ihn mit seinen Kindern gern ziehen läfst. Seine Gattin behält sie aber bei sich zurück. Diese stand eine Zeit lang bei der Kaiserin in grofsen Gnaden. Eines Abends gerieten aber beide in einen Streit. Noch am selben Abend wurde Auguste Karoline gefangen genommen und in das Schlofs Lohda bei Reval gebracht. Lange Zeit hindurch wufste man keine Auskunft von ihr zu geben. Vehse gibt als Grund für diese Gefangennahme an: „es wird versichert, dafs sich beide Prinzessinnen in einer Liebschaft als Rivale begegnet hätten, und dafs Katharine Befehl gegeben habe, Auguste nach Lohda zu schaffen, um sie aus dem Wege zu räumen. Ein Baron Rosen, angeblich der Liebhaber, ward dazu beauftragt. ..... Die Prinzessin lebte dort ungefähr ein Jahr und erwartete eine Niederkunft. In diesem Zustande bekam sie Starrkrämpfe. Baron Rosen benutzte einen Anfall derselben und liefs sie lebendig begraben. Ein Prediger soll die Klagelaute der Unglücklichen in der Gruft gehört haben, aber verhindert worden sein, sie öffnen zu lassen; als man später den Sarg wieder aufmachte, fand man angeblich die Leiche umgekehrt auf dem Gesichte."

Hier sehen wir schon, dafs die historische Grundlage nicht mehr ganz sicher ist. „Es wird versichert" und „es soll", schreibt Vehse.[1]) Woher soll auch der genaue Vorgang des Todes der Prinzessin bekannt sein, da man ihn verschleiert hat? Die Baronin Oberkirch, die durch Briefe genau über diese Angelegenheit unterrichtet war, glaubte nicht das Recht dazu zu haben, diese Briefe zu veröffentlichen.

Der Engländer Sir N. William Wraxall schreibt in seinen Historical Memoirs of My Own Time über den Tod der Prinzessin: „Early in the summer of 1798, a gentleman conversing with me on the subject of the first Princess of Wirtemberg's death, assured me that he had seen and perused all the papers relative to her imprisonment and decease; which, at the desire

[1]) Vehse: Geschichte der Häuser Baiern, Würtemberg, Hessen, 4. Teil.

of the Prince, and by his authority, had been transmitted to George the Third; who, after a full inspection of them, became perfectly convinced of his having had no part in that dark and melancholy transaction: lastly, he gave it as his Opinion, that Catherine had alone caused her to be prisoned, unless her decease resulted from natural causes.“

Dieser Gewährsmann, der die Akten über ihren Tod also gesehen hat, und den Wraxall als Sir John Diek, relative of Princess Tarrakoff angibt, erzählt folgendes: „.... About a fortnight after his departure (des Prinzen Friedrich Wilhelm), the Princess, without any reason assigned, was sent by the order of Catherine, to the Castle of Lhode, about two hundred miles from Petersburgh; but, in what part or province of that vast Empire, I am unable to assert. There, it seems, under close confinement, she remained about eighteen months: but, all her German attendants, male and female, were withdrawn from her. At the end of that time, the Prince received letters from the Empress, informing him, that his wife was dead of an Hemorrhage. Similar information was conveyed by Catherine, to the Duke of Brunswic, the unfortunate Princess's father. No particulars were stated; nor, as far as appears, were any other circumstances ever known respecting her. Thus situated, the Duke of Brunswick, conscious that he would neither bring his daughter to life, nor call the Empress to account, acquiesced patiently in the calamity: but, during some years, he did not communicate to the Duchess his wife, the intelligence of her daughter's death. She, therefore, remaining in ignorance of the Catastrophe, continued to believe that the Princess was still confined at Lhode, or existing somewhere in the Deserts of Russia. The Duchess used even to speak of her, as being alive in Siberia; and this fact will account for the universality of the report.“

Nach ihrem Tode, „the Duke, her father, immediately demanded in the most pressing terms that her body might be delivered up to him: but this request was never granted, nor did he even receive any such authentic proofs of her decease, and still less of the circumstances attending it, as could satisfy him on the subjects. Doubts were not only entertained whether she died a natural death, but it remained questionable whether she did not still survive and was not existing in Siberia, or

in the Polar Deserts; like many other illustrious Exiles of her own family, who had been banished thither by the Empress Elisabeth.

The death of the Princess of Wirtemberg at Lhode, was announced and stated in all the German Almanacks, printed by authority, to have taken place on „the 27th September, 1788". Her husband remained a widower near eight years after that event."

Durch die Geheimhaltung und Verschleierung der näheren Umstände des Todes der Erbprinzessin war es natürlich, daſs sich Gerüchte im Lande verbreiteten, die nicht gerade günstig für Prinz Friedrich Wilhelm waren, zumal „during so long a period of time (bis zu seiner zweiten Ehe) he seems to have adopted no measures for repelling the calumnious reports circulated all over Europe, of his participation in the death of his wife: reports which, however false, yet had made the most unfavourable impression, even in England". Diese Gerüchte waren schlieſslich derartig ausgedehnt, daſs Georg III. von England erst aktenmäſsig einwandfrei feststellen lieſs, ob Friedrich Wilhelm wirklich keine Schuld an dem Tode seiner Gattin habe, ehe er ihm seine Tochter Mathilde zur Frau gab. Aus diesem Aktenmaterial ist die von Wraxall wiedergegebene Geschichte nach seiner Angabe entnommen.

Die Bildung dieser Gerüchte wurde auch noch dadurch begünstigt, daſs in dem Braunschweiger Hause sich noch vier Fälle ähnlicher Art zugetragen haben.

Da ist zunächst Karoline Mathilde von Braunschweig-Lüneburg, die Schwester Georgs III. und Gemahlin Christians VII. von Dänemark, zu nennen. Über ihren Tod schreibt Horace Walpole: „Sie war auf die Kinderstube beschränkt gewesen, bis man sie nach Kopenhagen schickte; sie hatte keine andere Gesellschaft gehabt als das Gesinde und konnte auſser dem vertrauten Verhältnisse der Prinzessin, ihrer Mutter, mit Lord Bute, wovon alle Kinder derselben mit Widerwillen sprachen, nichts gesehen, auſser den leidenschaftlichen Klagen der Prinzessin über die Ohnmacht der englischen Souveräne nichts gehört haben. Es waren Lehren, die auf die unerfahrene, junge Königin von Dänemark nur einen zu tiefen Eindruck gemacht zu haben schienen, als sie einen Geliebten und unbeschränkte Gewalt bekam. Ihr Gemahl, Christian VII., hatte

gleich nach der Vermählung 1766 Abneigung gegen sie gefaſst und sogar seinen Lieblingsvetter, den Prinzen von Hessen, verabschiedet, weil derselbe für sie Partei nahm. Während sich ihr Gemahl auf einer Reise nach England und Frankreich befand (1768), begegnete ihr der russische Gesandte unehrerbietig; obschon aber die Zarin den dänischen König beherrschte, so besaſs doch Mathilde Entschlossenheit genug, dem übermütigen Fremdling zu befehlen, das Königreich zu verlassen. Nach der Rückkehr des Königs gewann sie endlich ganz die Oberhand, und der erste Minister Bernstoff, ein Anhänger Ruſslands, sowie der junge Holke, des Königs Günstling, wurden verabschiedet. So weit benahm sich Ihre Majestät ehrenhaft, als jedoch die Welt den Arzt des Königs zum Günstling emporsteigen sah, und dieser Arzt dem König wie der Königin gleich teuer zu sein schien, erhielten die seltsamsten Vermutungen freien Spielraum. Gewiſs ist, daſs die Königin einen hochfliegenden Geist und wunderliche Manieren an den Tag legte .... Bekanntlich wurde Mathilde 1772 nach der Hinrichtung Struensee's (des Arztes) geschieden und starb schon 1775 in Celle, wo ihr ihr Bruder, der König von England, eine sehr zierliche, anständige Hofhaltung eingerichtet hatte, erst 24 Jahre alt, unter Beteuerungen ihrer Unschuld, die sie namentlich in einem an ihrem Todestage an ihren Bruder geschriebenen Briefe aussprach." Diese Geschichte war Thackeray übrigens auch bekannt, der sie gelegentlich erwähnt.

Ein zweiter ähnlicher Fall betrifft Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Nichte Friedrichs des Groſsen. Schon als Kronprinz hatte sich Friedrich Wilhelm II. von Preuſsen, damals noch nicht 21 Jahre alt, mit Elisabeth vermählt. Die Ehe dauerte nur vier Jahre. Sie wurde bereits 1769 getrennt. Thiébault sagt in seinen Souvenirs darüber: „Le mariage de l'héritier du trône de Prusse avec l'aimable sœur du jeune prince Guillaume (preuſs. General † 1770), sembloit ne devoir offrir à ce dernier, qu'une perspective aussi charmante qu'honorable: hélas! ce fut la cause de tous ses chagrins et de sa perte. Il y a des personnes à qui les sentimens les plus nobles et les plus délicats sont plus funestes que ne le seroient des vices grossiers et odieux: telle fut la sœur, et tel fut aussi le frère: celle-là crut avoir à se plaindre de son époux; et elle fut trop fière pour ne pas s'en ressentir, et trop franche pour

dissimuler son ressentiment: elle poussa même les choses jusqu'à joindre assez ouvertement les marques de la mésestime aux procédés de la haine. Que pouvait faire un frère qui chérissoit sa sœur, son appui le plus sûr pour l'avenir? Il n'y a point d'efforts qu'il ne fît pour la ramener à des dispositions plus calmes et plus modérées; et en même-temps, point de soins qu'il ne mît à en couvrir les fautes. Je prononce avec bien du regret ce mot de fautes, qui a été avoué au procès. Grâce aux soins du frêre, l'époux ne savoit rien encore, lorsqu'arrivé sous le masque à un bal magnifique que le prince Henri donnoit tous les ans le vingt-quatre janvier pour célébrer le jour de naissance du roi, il fut accosté par un autre masque, qui le prit à part, et lui donna une entière connoissance et des preuves suffisantes de ce qu'il ignoroit: à qui fut-il redevable de cette découverte fatale? C'est un point sur lequel on n'a eu que des soupçons; et le public les a principalement portés sur celui que l'on imaginoit y être le plus intéressé après le prince: quoi qu'il en soit, l'époux irrité s'en retourne chez lui et demande divorce.

Frédéric aimoit beaucoup sa niéce: il en chérissoit l'esprit, la vivacité et la franchise, aussi bien que les grâces et la beauté; c'étoit la fille d'une sœur qui lui avoit toujours été fort attachée, et qui ne pouvoit que plaire par la douceur et la bonté qui formoient le fond de son caractère. Enfin Frédéric avoit eu ce mariage fort à cœur et s'en étoit promis beaucoup de satisfaction; ainsi la demande du prince lui causa un violent chagrin, et ne trouva chez lui que de grands obstacles! mais le premier pas étoit fait, et le prince voulut le soutenir, il alla jusqu'à menacer d'adresser à toutes les puissances de l'Europe une Mémoire, où après avoir justifié sa démarche il déclareroit solemnellement ne plus reconoître la princesse pour son épouse. Il fallut céder, et établir une procédure en règle, dont la conclusion fut de déclarer le mariage rompu et le prince divorcé. La princesse qui a le titre d'altesse royale, pour reprendre celui d'altesse sérénissime; et fut conduite au château de Custrin, dont un prince de Brunswick-Bewern étoit gouverneur, et où elle fut condamnée à passer le reste de ses jours. Elle supporta ses malheurs avec plus de courage qu'on n'auroit imaginé; elle entra fort délibérément dans cette sorte de prison, et même elle y porta la gaîté qui lui étoit natu-

relle .... Cependant l'ennui a fini par pénétrer jusqu'à elle: après plusieurs années de retraite, elle a voulu s'échapper et se sauver, dit-on, jusqu'à Venise: mais le projet à été découvert, et l'on a dit qu'un officier hussard qui devoit lui servir de guide, avoit disparu." Die Prinzessin starb hochbetagt, 94 Jahre alt, erst 1840 in Stettin.

Dann war es Charlotte Christine von Braunschweig-Blankenburg. Über sie schreibt Wraxall: „Charlotte-Christina of Brunswic-Blankenburg, who espoused in 1711, the Czarowitz Alexis, only son of Peter the Great; a Princess endowed by Nature, with almost every amiable and estimable quality of body and of mind; equally beautiful and virtuous; fell a victim, in the flower of her youth, to the ferocious treatment that she experienced from her husband. She died at Petersbourgh, in child-bed, at twenty-one years of age, in 1715; lamented by the whole Empire, except by Alexis, whose brutal character rendered him incapable of appreciating her value."

Der vierte Fall ist der der Prinzessin von Ahlden, der ersten Gemahlin Georgs I. von England. Sie war die Tochter des Herzogs von Zell und seiner Gemahlin, der Mademoiselle d'Olbreuse, „die Staats-Fräulein bey der Printzeſsin de Tarente war". Da sie die „allerschönste" Prinzessin war, so bewarben sich bald viele Prinzen um ihre Hand. „Endlich erhielt der Erb-Printz von Wolfenbüttel | ihr naher Vetter | für andern Mit-Bewerbern den Fürzug." Der Kurfürst von Hannover, der Bruder des Prinzen von Zell, war aber mit dieser Verbindung nicht einverstanden, da er dessen Vater für seinen Feind hielt. Auſserdem beabsichtigte er durch die Ehe seines eigenen Sohnes Georg, des späteren Königs Georg I. von England, das Herzogtum Zell (Celle) mit Hannover wieder vereinigen zu können. Die Kurfürstin fuhr bei Nacht und Nebel nach Zell, drang in das Schlafgemach des Herzogs ein und überredete ihren Schwager „auf Teutsch | weil sie wuſste | daſs die Hertzogin diese Sprache nicht verstund", das dem Prinzen von Wolfenbüttel gegebene Versprechen zu brechen und in die Ehe Georgs mit der Prinzessin einzuwilligen. Die Hochzeit fand trotz des Widerspruches der Herzogin und ohne jegliche gegenseitige Zuneigung des Brautpaares mit viel Pracht statt. „Printz George hatte von Natur ein kaltsinniges und an sich haltendes Wesen | seine Frostigkeit aber äuſserte sich niemahls stärcker als bey dieser

Gelegenheit | da sein von den Reitzungen seiner Maitresse eingenommenes Hertz alles andere | was nicht dieselbe oder von derselben war | nur gantz gleichgültig ansahe.

Unter den Fremden | welche am Hofe damals einige Figur machten | war der junge Graf von Königsmarck | ein fürnehmer Schwede | unstreitig der anmercklichste .... Er war einer derer liebens-würdigsten Manns-Personen von der Welt. Sein fürtrefflicher natürlicher Verstand aber nebst seinen hohen Tugenden war nicht minder bewunders-werth als seine Person. Sonst war er an dem Zellischen Hofe mit der jungen Printzefsin auferzogen worden | und diese Sympathie | welches ein unbegreifliches Gesetze | das sich nicht auslegen lässt | zur Fürschrifft führt | hatte in ihrer beyder Hertzen von zarter Kinderheit an eine besondere Freundschaft gegen einander angesponnen.

Die Printzefsin freute sich daher | den Grafen zu Hannover anzutreffen | und weil sie an diesem Hofe noch gantz fremde war | als woselbst sie keinen Menschen kannte | dem sie sich vertrauen könnte | so wünschte sie | dafs ihn der Chur-Fürst in seinen Diensten behielte | damit sie zum wenigsten an ihm eine Person hätte | auf deren Treue Rechnung zu machen wäre | nicht zweiffelnd | dafs dieser junge Herr | an welchem sie jederzeit eine ehrerbietige Ergebenheit befunden | sich ein Vergnügen machen würde | sich ihrer Person zu halten.

Die Prinzefsin | welche nicht wufste | was in dem Hertzen des Königsmarcks fürging | und seine fleifsige Aufwartung für ein Kennzeichen seiner Ehrerbietigkeit gegen sie | oder einer Dankbarkeit für die Wohlthaten | so er von ihrem Herrn Vater | dem Hertzoge von Zell | genossen | annahm | betrachtete ihn nicht anders als einen Menschen | der ihr wahrhaftig und gantz unschuldig ergeben wäre | und vermehrte von Tag zu Tage ihr Vertrauen gegen ihn.

So prächtig und glücklich der Zustand dieser Prinzefsin von aussen zu seyn schien | so war es doch von innen und in der That gar nicht so beschaffen: Sie hatte ihrem Gemahl zwar einen Printzen gebohren | aber deswegen liefs er gleichwohl nicht minder von Frostigkeit gegen sie spühren; die Schwester der Gräfin von Platen hatte ihn gantz und gar besessen | und wo er gegen die Prinzefsin ja noch einige Achtung trug | so nahm der Zwang des Wohlstandes mehr Anteil daran | als irgend sonst eine andere Bewegungs-Ursache."

Die Maitresse des Kurfürsten, Gräfin von Platen, liebte aber auch den Grafen Königsmarck, der sie auch nachts besuchte, weil „die geheime Liebe | so er zu der Prinzeſsin trug | ihn gleichwohl gegen die Bereitwilligkeit einer so schönen Frauen | als die Gräfin von Platen war | nicht unempfindlich machte." Er selbst fühlte aber Gewissensbisse und wollte sich am nächsten Tage bei seiner Geliebten, der Prinzessin entschuldigen. „Nein | nein | Königsmarck | erwiederte die Prinzeſsin | meidet deshalber ihre Gesellschaft nur nicht | ich bitte Euch darum! Ich werde deswegen doch jederzeit eure gute Freundin bleiben | weil ich mir sicher einbilde | daſs ihr mich allemahl höher als dieses Weib achten werdet. Vielmehr ist es mir lieb | daſs sie so grosse Stücken auf euch hält | denn ihr möchtet sie vielleicht dadurch bewegen können, daſs sie mir bey dem Churfürsten künfftig nicht mehr solche Fallstricke läge | als sie bisher täglich gethan hat." So benutzte Graf Königsmarck die Erlaubnis der Prinzessin, um recht oft bei der Gräfin von Platen zu verkehren.

Ihr Gemahl, Prinz Georg, wurde inzwischen immer gleichgültiger gegen sie: „Er trieb seine Kaltsinnigkeit so gar dahin | daſs er binnen zween Monathen kein Wort mehr mit ihr sprach | und alle Gelegenheiten | sich allein mit ihr zu befinden | sorgfältig vermied. Es ist leichtlich zu erachten | wie hart eine solche Begegnung einer jungen und liebenswürdigen Prinzeſsin | die den geringsten Anlaſs dazu nicht gegeben | fallen gemust. Sie meynte dannenhero | daſs es ihre Schuldigkeit erfordere | ihr äuserstes und letztes anzuwenden | um ihren Gemahl auf bessere Gedanken zu bringen." Sie ging zu ihm und bat ihn, ihr den Grund seines Zornes mitzuteilen. Der Erfolg dieser Unterredung war gerade das Gegenteil von dem, was die Prinzessin erwartet hatte. Sie entfremdeten sich immer mehr.

Die Prinzessin suchte nun Erlösung von ihrer unhaltbaren Lage und bat ihren Vater um Hilfe, der sie aber nur ermahnte, weiter auszuhalten. So sann sie auf Selbsthilfe und beschloſs, mit ihrem Vertrauten Königsmarck nach Frankreich zu fliehen. Unglücklicherweise hatte Königsmarck am Hofe Augusts des Starken, Königs von Polen, wo er seine Schwester Aurora, die Geliebte des Königs, besucht hatte, über seine beabsichtigte Flucht mit der Prinzessin Äuſserungen fallen lassen, die ein

am Hofe anwesender Hannoveraner und vielleicht auch der König von Polen selbst dem Churfürsten mitteilte. Königsmarck wurde am 1. Juli 1694, eine Nacht vor der gemeinsamen Flucht auf der oberen Gallerie, als er von der Prinzessin kam, vom verkleideten Kurfürst und vier Bedienten, die ihm die Schwester der Gräfin von Platen, die Maitresse Georgs, besorgt hatte, überfallen und nach kurzem Kampf getötet. Als die Prinzessin am nächsten Morgen den Mord erfuhr, rief sie aus: „Ach! so ist denn Königsmarck tot | und er ist todt | bloſs darum | weil er mir zugethan gewesen | und getreue Dienste leisten gewollt? Jedoch ich hoffe | daſs man auch mich bald als das zweyte Schlacht-Opffer hinrichten werde | welches dann eben alles dasjenige ist | was ich noch wünsche.“

Die Schriften des Königsmarck wurden untersucht. Man fand auch die Briefe der Prinzessin, die der unvorsichtige Königsmarck unter seinen anderen Papieren aufbewahrt hatte. „Der Zorn des Churfürsten nach Lesung dererselben war unbeschreiblich | und seine Rachgier nicht mehr zu halten | daher er sofort die Fräulein von Molck gefangen nehmen | und die Printzeſsin | nicht aus ihrem Zimmer zu gehen | anbefehlen lieſs.

Endlich kahm ein Capitain von der Churfürstlichen Leib-Garde | und kündigte ihr an | daſs es nun an der Zeit sey | sich von dannen hinweg zu begeben | es war ihm auch befohlen | ihr den Tod des unglückseeligen Grafen Königsmarck zu berichten. Auf sothane Versicherung | die man ihr davon gab | konnte es nicht anders seyn | als daſs sie in die hefftigste Gemüths-Bewegung gerieth | denn bis daher hatte sie sich immer noch nicht einbilden können | daſs es zu einer solchen Gewalttätigkeit gekommen seyn würde. Sie beehrte daher sein Andenken noch mit einigen Thränen | sich selbst seinen Tod | als ob sie würcklich mit Schuld daran gehabt | fürwerffend | und das Hannoverische Schloſs ward ihr dermassen ein Greuel | daſs sie gegen ihren Führen ausbrach: Fort | fort nur | lasset uns aus dieser unmenschlichen Wohnung eilen! Denn an was für einen Ort ihr mich auch führen werdet | so soll er mir doch nimmer so entsetzlich fürkommen als dieser abscheuliche Palast.“ Sie wurde darauf nach dem Schloſs Ahlden gebracht, wo sie von 1695—1726 als Gefangene unter dem Namen „Prinzessin von Ahlden“ lebte.

Andere Berichte über das Schicksal der Prinzessin von

Ahlden stimmen hiermit überein. Nur über den Tod Königsmarcks gehen sie auseinander. So schreibt Dr. Vehse[1]: „Die Ermordung erfolgte in dem noch heute im Schlosse zu Hannover so benannten Rittersaale, welcher die beiden Hauptflügel des Schlosses verbindet, die Gemächer, vor denen die Leine vorbeifließt, wo damals die Kurprinzessin wohnte und die heut zu Tage in die Prunkgemächer umgeschaffen sind und die Gemächer, welche in die Leinestraße herausgehen und die damals der Kurprinz bewohnte. Aus den Gemächern der Kurprinzessin führte ein Korridor beim Rittersaale vorbei, Königsmarck schritt trällernd diesen Korridor entlang, um eine kleine Treppe zu finden, durch die er aus einer Türe, welche nie geschlossen wurde, in den Garten gelangen konnte. Er fand alle Ausgänge verschlossen, wandte sich nun einen zweiten Korridor entlang, der an der langen Seite des Rittersaales hinführte, und kam an einen Vorplatz, der über der Hofkapelle liegt, wo ein Schornstein sich befindet, der den Rauch der Heizung von der Kapelle aufnimmt und deshalb noch vorhanden ist. Hier erwarteten Königsmarck vier Trabanten im Dunkeln. Die Gräfin Platen hatte die vier Trabanten mit Genehmigung des Churfürsten beauftragt, ihn zu verhaften. Die Weisung lautete, daſs sie im Falle des Widerstands ihre Waffen gebrauchen sollten. Mit dieser Darstellung der Prinzessin (in ihren Erinnerungen) stimmen die Bekenntnisse überein, die die Gräfin Platen und Buſsmann, einer der Trabanten, gegen einen und denselben Geistlichen Kramer auf ihren Sterbebetten abgelegt haben.

Der Trabant gibt namentlich zu, daſs Königsmarck wahrscheinlich nicht ganz unvorbereitet auf einen Angriff gewesen sei, indem er seinen Säbel gezogen und sich sehr tapfer verteidigt, auch seinen Gegnern mehrere Wunden beigebracht habe, bis endlich sein Säbel gebrochen und er übermannt worden sei. Als er tötlich verwundet in ein an den Vorplatz stoſsendes Nebenzimmer getragen ward, wo die Gräfin Platen sich befand, sammelte er seine Kräfte, um Verwünschungen gegen sie auszustoſsen, sein Mund verstummte unter ihrem Fuſse, der ihm in das blutige Gesicht trat. Er soll dann in ein kleines Gewölbe gebracht worden sein, das mit einem

[1]) Vehse: Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig, 1. Teil.



Tonnenmafse unter Wasser gesetzt werden konnte: hier ersäufte man ihn vollends. Diesen letzteren Umstand erzählt der englische Tourist Sir William Wraxall in seinen Memoiren über die deutschen Höfe und beruft sich dabei auf das Zeugnis Blondels, der in den Jahren 1715—26 französischer Gesandter in Hannover war und Mitteilungen von der Tochter der Gräfin Platen erhielt .... Am Morgen darauf ward er in einen geheizten Ofen gebracht, verbrannt und der Platz sofort zugemauert."

Horace Walpole schreibt darüber: „Königsmark's vanity, the beauty of the Electoral Princess, and the neglect under which he found her, encouraged his presumptions to make his addresses to her, not covertly, and she, though believed not to have transgressed her duty, did receive them too indiscreetly. The old Elector flamed at the insolence of so stigmatised a pretender, and ordered him to quit his dominions the next day. This princess, surrounded by women so closely connected with her husband and consequently enemies of the lady they injured, was persuaded by them to suffer the count to kiss her hand, before his abrupt departure; and he was actually introduced by them into her bedchamber the next morning before she rose. From that moment he disappeared, nor was it known, what became of him, till on the death of George I, on his son's, the new King's first journey to Hannover, some alterations in the palace being ordered hy him, the body of Königsmark was discovered under the floor of the Electoral Princess's dressing-room — the count having probably been strangled there, the instant he left her, and his body secreted. The discovery was hushed up. Georg II. (the son of Sophia Dorothea) entrusted the secret to his wife, Queen Caroline, who told it to my father .... The disappearance of the count made his murder suspected, and various reports of the discovery of his body have of late years been spread, but not with the authentic circumstances."

Eine andere Fassung gibt Dr. Fr. Cramer in seinen Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Er veröffentlicht dort folgende protokollierte Aussage: „Bernhardt Zeyer, gebürtig aus der Pfalz zu Heidelberg, Wachspoussier und Künstler in Lack, ist angenommen worden von der Kurprinzessin, um ihr solches zu lehren. Weil er nun kontinuirlich

in der Prinzessin Kammer gearbeitet, hat er zum öftern den Herrn Grafen Königsmarck darinnen bei sich gehabt, welcher zugesehen, die Prinzessin arbeiten. So hat er einmal von der Kurprinzessin Kammerdiener ins geheim vernommen, als wenn der Kurprinz sehr miſsvergnügt auf den Grafen, und geschworen, ihm den Hals zu brechen, welches dieser Bernhardt der Prinzessin geoffenbaret, welche zur Antwort gegeben: man greife nur den Königsmarck an, er wird sich schon defendiren. Einige Zeit nachher ist Opera gehalten worden; die Prinzessin aber ist in ihrem Bette, unpäſslich seiend, liegen geblieben. Weil nun die Opera angefangen, und die Kurprinzessin absent mit dem Grafen, ist erstlich ein Page, nachher der Hoffourier auf Kundschaft geschickt worden. Darauf ist der Hoffourier eilig kommen gelaufen und hat heimlich mit dem Kurprinzen ins Ohr gesprochen und hernach mit Sr. Kurfürstl. Durchlaucht. Der Kurprinz aber ist alsofort mit dem Fourier aus der Opera weggegangen. Weil Bernhardt dieses sehr wohl merken konnte, worauf solches abgesehen war, ist er heimlich aus der Opera weggegangen, wohl wissend, daſs der Graf bei der Prinzessin war, um sie zu verwarnen, und derweilen er zu der einen Thür hinein kam, wurde die andere Thür geöffnet, und kamen zwei maskierte Personen hineingesprungen, sprechend: Ha! finde ich dich doch hier. Der Graf, welcher auf dem Bette saſs, mit seinem Rücken nach der Pforten, von der die Beiden kamen, sprang auf und zog vom Leder, sprechend: wer kann mir was Ungebührliches nachsagen? Die Prinzessin, die Hände zusammenschlagend, sprach: Sollte mir Prinzessin nicht erlaubt sein, mit einem Kavalier einen Diskurs zu führen? — Aber die zwei Vermaskirten nahmen keine Raison an, sondern stachen und hieben mit Pallaschen auf den Grafen los, welchem zum Unglücke der eine Knopf von der Hose abriſs, daſs er gezwungen, mit der einen Hand dieselbe aufzuhalten. Dennoch preſst er die Beiden zusammen, daſs der Kurprinz ums Leben bat und sich muſste demaskiren. Mittlerweile kommt der Fourier heimlich von hinten und stöſst dem Grafen seinen Pallasch in die Rippen, daſs er zu Boden fiel, sprechend: es sind Mörder vor Gott und der Welt, die thun mir Unrecht. Hierauf gaben sie ihm Beide noch einige Wunden, daſs er vor todt darniederlag. Dieser Bernhardt dieses alles sehend, verstach sich hinter dem Treppentritte von der anderen Kammer.

Dieser Bernhardt wurde von der Prinzessin heimlich nachgeschickt, um zu spionieren, wo sie ihn hingebracht, welches er gethan.

So denn nun der Graf im Gewölbe war, kam er ein wenig wieder zu sich, und sprach: Ihr nehmt mir unschuldig das Leben; darauf sterbe ich — — lafst mich doch nicht wie einen Hund, hier in meinem Blute und Sünden verderben, sondern vergönnt mir einen Seelsorger! — Hierauf ist der Kurprinz herausgegangen und der Fourier allein bei ihm geblieben. Darauf ist ein fremder Prediger geholt worden und ein fremder Scharfrichter, den er nicht gekannt, und ist erst der Andere bei ihm hereingekommen, und ist auch ein grofser Lehnstuhl hereingebracht von dem Fourier. Da nun der Graf gebeichtet gehabt, ist er so schwach gewesen, dafs drei oder vier ihn haben auf den Lehnstuhl müssen heben, und so ist ihm in des Prinzen seiner Präsenz der Kopf vor die Füfse gelegt worden, und haben die Leute schon Gerätschaften bei sich gehabt und in dem rechten Winkel von dem Gewölbe haben sie ein Loch gegraben und ihn alsofort darin gestochen, allwo er noch wird anzutreffen sein."

Hiervon verschieden lautet folgender Extrait d'une lettre vom 20. September (?) von unbekannter Hand geschrieben: „Wenn ich auch gestern jemand von des Grafen Platen Bedienten allhier bei mir gehabt, und nach des Grafen Königsmarck Affaire mich erkundigt, so habe ich beim Trunk von selbigem erfahren, dafs ermeldeter Graf annoch im Leben und in einem besonderen Zimmer in des Grafen Platen Hause verwahrlich gehalten würde, und nachdem er von seinen empfangenen Blessuren, worunter die am Halse die gefährlichste gewesen, nun wieder kuriret, möchte er wohl essen und trinken, und würde dieses so geheim gehalten, dafs auch nicht einmal diejenigen, so in Grafen Platens Wohnung wären, etwas davon wissen, und bediente Frau von Platen ermeldeten Grafen selbst, und wäre die Thür vom Schlosse, so in des Grafen Platen Haus ginge, seit der Zeit verschlossen gewesen, und wäre durch eine andere der Durchgang gemacht worden. Es hätte auch das Absehen, dafs er als dann gar leicht von seinem Arreste befreit werden dürfte."

Die Tragödien des Lebens der fünf Prinzessinnen des Braunschweiger Hauses mischten sich mit einander, und so

geschah es, dafs sich Gerüchte von dem Tode der Prinzessin Auguste Karoline von Württemberg verbreiteten, die vollkommen der Wahrheit entbehren. Die Geschichte, die Napoléon im Schlosse Malmaison seinen Vertrauten erzählte, ist nun m. E. eins dieser Gerüchte. Die Grundlagen der einzelnen Geschehnisse lassen sich ja noch deutlich erkennen. Der Chevalier de Magny, der im Gefängnis gezwungen wird Gift zu trinken, ist kein anderer als Graf Königsmarck, über dessen Tod die Belege stark von einander abweichen. Aus den Briefen und Papieren Magny's wie Königsmarcks erfährt der erzürnte Gatte alle Einzelheiten des Verhältnisses beider. Der Fluchtversuch der Prinzessin findet sich wieder bei der Prinzessin von Ahlden und bei Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gefangen gehalten werden die Prinzessin von Ahlden, Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, Mathilde von Braunschweig-Lüneburg und Auguste Karoline. Die Gräfin Ida bei Thackeray, deren Verkehr mit Magny von der Prinzessin nicht nur gebilligt, sondern auch gewollt wird, können wir mit der Gräfin von Platen vergleichen, denn auch die Prinzessin von Ahlden wünscht deren Verkehr mit Königsmarck. Eines unnatürlichen Todes sterben Charlotte Christine von Braunschweig-Blankenburg und Auguste Karoline von Württemberg. Auch die Prinzessin von Ahlden beklagt den Tod ihres Geliebten, wie die Prinzessin Olivia. In allen Fällen ist Ehebruch schuld an dem Unglück. Überall ist der Gatte grausam, herzlos und nicht in der Lage, seine Gemahlin richtig zu verstehen. Den gröfsten Einflufs auf die Entstehung der Geschichte in L'Empire hat zweifellos das Schicksal der Prinzessin von Ahlden.

Charlottenburg. **Willi Knapke.**

[13. 3. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. Juni 1923. Nr. VI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

C. Karstien, Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen. Giessen 1921. XII + 169 S.

A. u. d. T.: **Giessener Beiträge zur deutschen Philologie,** herausgegeben von **O. Behaghel.** I.

Ich war mit recht grofsen Erwartungen an das Studium der Abhandlung Dr. Karstiens gegangen, und sie wurden noch durch die flotte Einleitung und seine scharfsinnige Kritik der Vorgänger erhöht. Leider mufs ich sagen, dafs diese Erwartungen nicht ganz erfüllt worden sind.

Der Verfasser geht von der Theorie Professor Behaghels aus, nach der der Schwund der Reduplikation auf ihrer Bedeutungslosigkeit beruht. Im Gotischen ist sie fast immer geschwunden in den Verben, in denen das Präteritum durch Ablaut vom Präsens geschieden war, bleibt aber wo dies nicht der Fall ist (also *niman nam*, aber *haldan haihald*). Ähnlich denkt sich der Verfasser die weitere Entwicklung in den nord. und westgerm. Sprachen, wo auch in den Verben, die im Gotischen Reduplikation haben, diese mit geringen Ausnahmen geschwunden ist. Es entwickelte sich ein neuer Ablaut, die Reduplikation wurde überflüssig und verschwand.

Betreffs der Verba mit ē im Prät. (ae. *hātan*: *hēt, rǣdan*: *rēd* u. dgl.) nimmt der Verfasser, teilweise im Anschlufs an frühere Forscher (Hoffory, Holthausen, Loewe) an, dafs im reduplizierten Prät. das *ai* bezw. das offene *e* (*æ*) sich in der minderbetonten Silbe zu geschlossenem *ē* entwickelte. Für den Übergang *ai* > *ē* bieten ahd. *dê* (*dia*), as. *thê* u. dgl., für *ǣ* > *ē*

ahd. *chiminnerōdēs*, an. *hane* u. dgl. Analogien. Diese Annahme hat an und für sich nichts Unwahrscheinliches; dafs sie richtig ist, folgt ja daraus nicht notwendig. Später habe sich die Betonung geändert. Der Betonungsunterschied zwischen Reduplikations- und Stammessilbe sei nie bedeutend gewesen. Endlich habe aber die Stammsilbe den Hauptton erhalten, und die Reduplikation sei abgefallen. Also die Entwicklung wäre: **héhàita* > **héhēta* > **hehḗt* > *hēt.*

Auffälliger ist die Auffassung des Verfassers betreffs der Entstehung des *ēo*-Typus, Nach seiner Ansicht kann *ēo* nicht durch Kontraktion vom *e* der Reduplikation und dem dunklen Vokale der Stammsilbe erklärt werden. Alter Ablaut ist nach seiner Auffassung unwahrscheinlich. Es bleibt nur der Ausweg übrig, dafs, ähnlich wie *ai*, *ǣ* zu *ē*, in Verben wie *hlaupan, blōtan* der Stammvokal *au*, *ō* zu *eu* geworden ist. Dies nimmt der Verfasser tatsächlich an. In der minderbetonten Silbe seien *au* und (das ursprünglich überoffene) *ō* zu geschlossenem *ō* geworden, und dies habe sich zu *eu* entwickelt.

Offenbar mufs ein so auffälliger Übergang wie der vom Verf. angenommene durch starke Analogien gestützt werden. Es werden angeführt teils Formen wie ae. *sēo*, ae. *thiu*, ahd. *diu*, die got. *sō*, *þō* entsprechen, und in denen der Verf. denselben Übergang *ō* > *eu* annimmt, teils das mundartliche engl. *iu* aus *ō* (wie in *bloom*, *moor*), das in einer norddeutschen Mundart auftretende *œu* statt as. *ō* (wie in *bœun* aus mnd. *bōne*), und schliefslich der afrz. Übergang *o* > *ou* > *eu* (wie in *honneur*). Diese Analogien scheinen mir nicht besonders wertvoll zu sein. Ae. *sēo* geht auf *sīo* zurück, dessen *īo* nicht urgerm. *eu* vertreten kann. Die red. Präterita haben *ēo* (< *eu*). Ahd. *siu*, *thiu* haben nicht denselben Vokal wie die red. Präterita. Sie setzen gewifs ältere Formen mit *iu*, nicht wie die Präterita *eu*, voraus. Engl. *iu* in *moor* hat sich zunächst aus *y* entwickelt. Zwischen *ō* und *iu* liegt eine lange Zeit und eine lange Entwicklungsreihe. Das ndd. *œu* ist doch nicht mit dem urg. *eu* ganz analog. Das frz. *eu* hat sich auf Umwegen aus *o* entwickelt (*o* > *ou* > *ö* > *eu*). Eine Entwicklung wie die letztgenannte ist natürlich für das Urgermanische theoretisch möglich, aber bei dem hohen Alter der Form mit *eu* (vgl. Verf. S. 159) natürlich höchst unwahrscheinlich, besonders da

keine anderen Spuren von einer Neigung zur Diphthongierung langer Vokale im Urgerm. nachgewiesen worden sind.

Der Verf. berücksichtigt nicht genügend die grofse Bedeutung der Analogie in der Präteritalbildung. Er bietet doch selbst an anderen Stellen sehr schöne Beispiele von der Macht der Analogie. Im Anord. hat sich nach Muster von _rera_ zu _rōa_ eine ganze Kategorie von Präteriten auf _-era_ (_grera_, _snera_, _gnera_, _bnera_ zu _grōa_ etc.) entwickelt, und _sera_ zu _sā_ hat _slera_ zu _slā_ nach sich gezogen. Die ahd. Präterita vom Typus _sterôz_, _pleruzzun_ müssen Analogiebildungen nach wenigen Mustern sein (vgl. S. 154). So ist es ganz befriedigend, wenn wir für das Prät. mit _eu_ einige wenige Musterformen nachweisen können. Die vokalisch anlautenden Verba reichen vielleicht nicht ganz aus, aber ein Forscher, der, wie Dr. Karstien, unbedenklich annimmt, dafs „übercharakterisierte“ Formen oft gekürzt und vereinfacht werden, der z. B. die Herleitung des ahd. _hiutu_ aus _hiutagu_ ohne Vorbehalt annimmt, sollte es doch nicht verwunderlich finden, wenn red. Präterita von z. B. ae. _hēawan_, _wāwan_, _wēpan_ dadurch vereinfacht wurden, dafs der Stammanlaut verloren ging. Mir ist dissimilatorischer Schwund des zweiten _ƀ_, bzw. _hw_ in Formen wie *_ƀĕƀauta_ (oder gar *_ƀĕƀōta_) oder *_hwĕhwōpa_ ganz wahrscheinlich. Jedenfalls erregt eine solche Annahme weit weniger Bedenken als der vom Verf. vorgeschlagene Übergang _ō_ > _eu_.

Nicht befriedigend ist m. E. die Theorie des Verfassers betreffs Präterita zu Verben wie _fallan_, _haldan_. Lautgesetzliche Entwicklung ist hier seiner Ansicht nach ausgeschlossen, und analogische Neubildung mufs angenommen werden. Gewöhnlich haben diese Verba Prät. auf _ē_, das später bisweilen gekürzt wurde. Nur das Ae. hat meist _eo_. Die Erklärung des Verfassers ist recht gekünstelt. Alle die anderen red. Verba sollen durch die vom Verf. angenommenen Entwicklungen im Prät. neuen Ablaut erhalten haben, und hatten die Reduplikation eingebüfst. Nur die Verba mit _a_ im Stamme hatten keinen Ablaut entwickelt; Prät. *_falla_ wurde deshalb zu *_fēlla_ umgebildet. Der Grund, warum eben diese Umbildung vor sich ging, sei der, dafs die red. Verba nicht mit einem Schlage die Reduplikation aufgaben. Neben *_lēta_ stand *_lelḗta_, neben *_falla_ stand *_fefálla_: so wurde (_fe_)_fálla_ in das System

(le)léta hineingezogen. Dazu könnten Anklänge in der Qualität des Präsensvokals getreten sein, denn urg. *ǣ* habe sich zu *ā* entwickelt. Die *ē*-Präterita hätten gröſsere Anziehungskraft gehabt als die seltneren *eu*-Präterita.

Mit dieser Theorie werden die ae. Formen auf *ēo* unerklärlich oder wenigstens unerklärt. Der Verf. sagt S. 119 es werde „keinem gelingen, irgendwie in genetischer Entwicklung von germ. **héhalda* zu ags. **heold* zu gelangen: es ist meines Wissens in den letzten Jahrzehnten auch niemals versucht werden“. Gewiſs hätte urengl. **héhald*, das übrigens getrost angenommen werden kann, nichts als ae. *hēold* ergeben können. Was die andere Behauptung betrifft, verweise ich auf Streitberg, Urg. Gram. S. 327, Kluge, Urgermanisch (1913), S. 165. Mir ist nicht zweifelhaft, daſs *hēold* aus **héhald* lautgesetzlich entstand, und daſs ihm *fēoll* zu *fallan*, vielleicht *wēold* zu *waldan* nachgebildet wurden. Auch *beonn* zu *bannan* u. dgl. können auf dieselbe Analogie zurückgeführt werden.

Um ae. *eo* zu erklären, muſs der Verf. teils durchgehende Kürze des Vokals, teils Übergang von *e* zu *eo* durch *u*-Umlaut auch vor *ll*, *nn*, *ng* (wo es höchstens in einigen Mundarten einige teilweise zweifelhafte Beispiele einer solchen Entwicklung gibt) und durchgehende Umbildung des Prät. Sg. und des Prät. Konj. durch Einfluſs des Prät. Ind. Plur., annehmen. Nur in *weolc* zu *wealcan* könnte *eo* durch Brechung entstanden sein. Einfluſs seitens *bēatan bēot* hätte nur auf sächs.-kent. Boden wirksam sein können. Der Verf. berücksichtigt hier nicht die wichtige Tatsache, daſs in den betreffenden Verben das *eo* im Prät. (abgesehen von *fellun* in R[1] und *feng, ge(o)ng*, wo Ebnung eintrat) durchaus fest ist: der *u*-Umlaut ist aber eine ziemlich späte Erscheinung. Es ist schwierig zu glauben, daſs die vom Verf. angenommene Übertragung des *eo* aus dem Plur. auf den Sing. schon zur Zeit der älteren ae. Texte hätte durchgeführt werden können.

Ich gehe zu einigen Einzelheiten über.

S. 81. Wenn die ae. Formen *oncnéw*, *séwe* u. dgl. nicht ungenaue Schreibungen für *oncneow*, *seowe* sind, was wohl das wahrscheinlichste ist, kann Neubildung nach *lācan*: *lēc*, *hātan*: *hēt* angenommen werden. Es ist unwahrscheinlich, daſs ae. *cnēow* Neubildung statt lautgesetzlichem **cnēo* (< **knēw*) sein

sollte, da -*w* nach langem Vokal doch nicht vokalisiert wurde; vgl. ae. *brǣw, brīw, rǣw.* — S. 111. Der Verf. behauptet ae. *hēof* (zu *hēofan*) habe *hēaf* völlig verdrängt. Meines Wissens gibt es nur zwei Beispiele vom st. Prät. Das eine ist *hof* Gen. 771. Dies steht in der altsächsischen Partie, und ist offenbar richtig als as. Form erklärt worden. Das einzige weitere Beispiel, *heofen* in Sat., wird mundartliches *eo* für *ea* haben. — S. 143. Ae. *weox* statt *wōx* sei Neubildung nach *fallan*: *feoll* u. dgl. Dies überzeugt nicht ganz, da die angl: Form im Präs. *æ* (aus *ea*) hatte (*wæxan* usw.). Vermutlich wurde zuerst *wōsc* (von *wascan*) zu *weosc*, und nach ihm wurde *weox* neugebildet. Ae. *wascan* und *wæxan* hatten in zahlreichen Formen denselben Vokal (Präs. *wæscest*, *wæsceð*, *wæscende* usw., wie *wæxeð* usw.). Dafs ae. *weosc* selten ist, beruht darauf, dafs das Verbum überhaupt selten belegt ist. — S. 147. Ae. *leort* ist m. E. Neubildung nach *dreord*, *reord*. Die Annahme von Dissimilation ist weniger wahrscheinlich. — S. 153. Wenig glücklich ist die Erklärung des anord. Wechsels zwischen *rǿra* und *rera* als auf Einflufs von *gǿra* neben *gera* (Inf.) beruhend.

In den vorstehenden Bemerkungen habe ich mich ausschliefslich kritisch verhalten. Ich kann das Hauptergebnis des Verfassers nicht annehmen, und einige seiner Einzelbemerkungen fordern zum Widerspruch auf. Aber es mufs hervorgehoben werden, dafs die Abhandlung trotzdem eine verdienstliche Leistung ist. Manche Einzeluntersuchungen sind fördernd, und die Arbeit bietet gute und dankenswerte Beobachtungen und Anregungen. Ich denke an Fälle wie die Bemerkung über das red. Perfekt im Lat. (S. 16 ff.), die Erklärung von Typus an. *heit*, abh. *caheiz*, an. *suipom* (S. 63 ff.) u. dgl. Die kontinentalgermanischen Formen werden ausführlich behandelt; jedoch wage ich über diese Partien keine Meinung auszusprechen. Der Verfasser zeigt sich in seiner Abhandlung als ein Forscher von umfassender Belesenheit, kritischem Sinn und selbständigem Urteil. Man darf seinen weiteren Arbeiten mit Interesse entgegensehen.

Lund. Eilert Ekwall.



Percy van Dyke Shelly, English and French in England 1066—1100. (*Univ. of Pennsylvania; a thesis pres. to the Fac. of the graduate school in partial fulfillment [so] of the requirement for the degree of Dr. of phil.*). Philad., PA. 1921, 97 p.

Ein Schüler des Anglisten C G. Child und des Historikers Cheyney bringt von einer Untersuchung des weltgeschichtlich wichtigen Themas den Anfang. Da er eine Fortsetzung bis 1500 plant, mufs die Kritik raten, Fragestellung, Quellengebiet, Methode und vorläufige Ergebnisse reiflich zu überprüfen. — Dem Titel zuwider betrifft kaum ein Fünftel des Heftes das Verhältnis der beiden Sprachen. Vielmehr stehen im Hauptteil zuerst einige, teilweise längst abgetane Meinungen früherer Zeitalter, wobei deren bedeutendste, die Palgraves, fehlt; eine 1921 herrschende Lehre könnte ohne vorheriges Studium Maitlands, Rounds, Böhmers und gegenwärtiger Zeitschriften nicht vorgetragen werden. — Sh. leugnet sodann, angesichts landesverräterischer Parteiung, Englands *national unity* vór 1066; dazu vergleicht er aber nicht damaliges Frankreich oder Deutschland noch auch das 1066 überdauernde Überwiegen des vassalitischen Bandes übers staatsbürgerliche; er bedenkt auch nicht Finanz- oder Urkundenwesen der Angelsachsen. Jedoch politische Zerrissenheit könnte überhaupt nichts beweisen gegen das hier allein fragliche Volksgefühl, das sich fest stützte auf Gemeinsamkeit der Schriftsprache, Literatur, Wissenschaft, Kirchenorganisation, Sitte, Rechtsgebräuche, rassenhaften und geschichtlichen Überlieferung, das deutlich gegenüber Kelten, Skandinaven, französischen Günstlingen des Hofes hervortrat. — Nách 1066 widerspricht Verf. einem Nationalhasse der Angelsachsen oder verachtenden Benehmen der Frankoengländer gegen die andere Volkshälfte: ein Fehlschlufs! — Verf. sammelt zwar die bekannten historiographischen Stellen darüber, doch ohne Vollständigkeit, Glaubwürdigkeitsprüfung oder Deutungsschärfe. Er vernachlässigt andere, besonders juristische, Denkmäler, versucht nicht, neue Einzeltatsachen heranzuziehen oder altbekannte originell zu verknüpfen oder durch Analogie Verhältnisse aufzuhellen.

„*French in England* — 1100“ allein zu ergründen, bleibt hoffnungslos. Denn vom Anglofranzösisch erhielt sich nichts so Frühes; das vielleicht erste Denkmal, Leis Willelme, sieht

S. nur durch alterstrübe Brille; wollte er Suchier samt mitlebenden Deutschen ignorieren, so durfte er doch wohl die französische Ausgabe des Amerikaners Matzke lesen. — Andererseits unterläſst er, wozu drei Zeilen reichen würden, den vor 1100 nachweisbaren Einfluſs des Normannischen aufs Englische zu verzeichnen. — Jene Quellen aber datieren mit zwei Ausnahmen erst um 1130 und später; denn besser als der wortkarge Annalist gleichzeitige Einzelfakta, überblickt allgemeine Zustände der Chronist in der Folgezeit. Die frühest mögliche Epoche für dies Thema wäre also 1154: da setzt neue Romanisierung ein durch Herkunft des Königspaares aus Anjou und Guyenne; fortan wirkt auch kein unvermischtes Angelsachsentum mehr auf Staat, Recht, Beamtenpersonal, höhere Gesellschaft und Bildung. Jener Widerspruch des Verf. gegen die Annahme völkischer Feindschaft in England 1067—1100 birgt vielleicht unbewuſst ein Körnchen Wahrheit. Nicht auf körperliche Verschiedenheit der Rasse nämlich gründete sich der Haſs, sondern, wie der gegen die Kelten, nur auf die der Abänderung zugängliche in Sprache, gesellschaftlicher Einrichtung und Alltagsgewohnheit; hierin bloſs unterschied sich *natione* oder *genere Anglicus* (was trotz dem Verf. identische Bedeutung hat) vom Normannen. [Erst Religionshaſs schärft englisches Auge zur Bemerkung somatischen Gegensatzes: im 13. Jh. wird Mongole und Jude von Matheus Paris bezw. einem Schatzrollenschreiber im Bilde karikiert.] Trotzdem muſste sich die Unzufriedenheit der Unterdrückten national färben. Das würde, auch wenn ausdrückliche Zeugnisse fehlten, folgen aus der Geschichte der Wirtschaft, Gesellschaft und Politik 1067—1100. Denn nun zurückgedrängt sah sich die gesamte Schicht der Angelsachsen, die bisher in Kirche und Staat, bei Hofe und im Heere, in Groſsstadt, Landbezirk und Territorium regiert sowie den Grund und Boden frei besessen und keine Klasse über sich gekannt hatten. Fortan hing sie ab von éiner landfremden, anderssprachigen, siegesstolzen Minderheit, der Stütze einer neuen Dynastie. Ebenso gaben Bauern und Kleinfreie den Wirtschaftsdruck den Herren und Beamten als Fremden schuld, vielleicht teilweise mit Unrecht. Die Sklaven endlich nahmen 1067—86 zwar an Zahl ab, aber vielleicht teilweise infolge des Sterbens gerade Ärmster in harter Kriegs-

not oder mehrerer lange vor und nach 1066 wirksamer Ursachen, nämlich des Schwindens der Verknechtung aus dem Strafrecht, des Freilassens durch kirchliche Frömmigkeit und des wirtschaftlichen Verschmelzens mit halbfreien Gutsköttern und besitzlosen Landarbeitern. Gegen den Verf. glaube ich also nicht, dafs Freemans Schilderung den sozialen Niedergang aller Eingeborenen infolge der Eroberung übertreibe. Wenn die Dänen laut unserer Gewährsleute glühenderen Hafs erfahren hatten, so erschienen sie für diese als Heiden, Klosterzerstörer und Barbaren, ohne eigene Wortführer zu finden: alles im Gegensatz zu den Normannen.

Gegen die Annahme des Nationalhasses führt Sh. erstens die Zwischenheirat an. Er hätte diese belegen sollen auch durch die Abstammung mehrerer aus dem folgenden Menschenalter bekannten Engländer, sowie durch die Fabeln, die im 12. Jh. früheren Eroberern Britanniens eine Politik der Rassenverschmelzung beilegen [meine *Gese. d. Agsa.* III, 349[2]], endlich durch Rückschlüsse aus der allgemeinen Lage: junge unbeweibte sieggeschwellte Krieger fanden manche heiratslustige Engländerin des Gatten oder der Aussicht auf Ehe mit Stammesgenossen beraubt oder durch Verschwinden männlicher Sippen erbberechtigt. Solchen Liebesverkehr mit Anderssprachigen ohne Dolmetsch könnte Analogie erklären mit fremden Soldaten und gewerblichen Einwanderern der Jetztzeit. Während beide Völker, denen die Eltern entstammen, einander zu hassen fortfahren, lernt das Kind die Sprache der Mutter, vielleicht mit feineren Brocken vom Vater. Wenn also Orderic, erst zehn Jahre alt aus Shrewsbury nach Ouches gebracht, Normannisch als fremd empfindet (laut seiner, vielleicht dem Vergleich mit Josef zuliebe etwas übertreibenden, Erzählung), so durfte Verf. nicht folgern, dessen französischer Vater sprach zu Hause nur Englisch. — Zweitens führt Verf. die bekannte Tatsache ins Feld, dafs sofort nach 1066 einerseits der Eroberer dem Anhang weise verbot, die Eingeborenen ungebührlich zu reizen, und einzelne hoch begünstigte, und andererseits ehrenhafte Angelsachsen dem fremden König und Adel, teilweise sogar gegen eigene Landsleute und heilige Volksüberlieferung, getreulich bei Hofe, in Staatsamt, Lokalverwaltung und Kirche dienten. Nationalhafs, so erkläre ich mir dies, schwieg da

vor erzwungenem Huldigungseid, vor der Aussicht auf Vorteil vom neuen Brot-, Macht- und Kulturspender, wohl auch — besonders im Klerus, den daneben Roms Parteinahme für Wilhelm und die Neigung zur gallikanischen Kirchenreform gewannen — vor der Überzeugung, nur diese Herrscherkraft gewährleiste polizeilichen, gerichtlichen und äufseren Frieden samt Verwaltungsordnung. Verkehrssperre zwischen beiden Volksteilen in Handel und Wandel, in Regierung und Ortsverwaltung, in Gericht und Kirche unterblieb: Klugheit überwand Gefühle. Aber nicht aus Hochachtung vor Eingeborenensprache, sondern aus Kanzleigeschichte erklärt sich die anfängliche Beibehaltung des Angelsächsischen Writ nach 1066 [die ich anderwärts erörterte]. Zu betonen war doch daneben die Rassenscheidung zwischen Engländern und Franzosen im Besiedlungsplatz und Stadtrecht manchen Orts, sowie das verschiedene Personalrecht in Eideshilfe, Mordklage und strafrechtlichem Beweise. — Auch des Verfs. dritter Grund widerlegt den Nationalhafs nicht, nämlich die Kürze, Erfolglosigkeit und vereinzelte normannische Unterstützung der Aufstände gegen Wilhelm I: nur dessen Übermacht und gedankenlose Wildheit unzufriedenen Adels folgt daraus. Nicht ohne vorgängigen Nationalhafs konnte der Engländer beim Brudersieg des Königs 1106 als Rache am Franzosen triumphieren. — Dafs bereits Eadwards III. französierter Hof der Eroberung vorarbeitete, steht freilich fest: aber der Widerstand, den er fand, zeigte doch auch schon eine nationale Wurzel.

Mit Unrecht leugnet Verf. die Herabsetzung des Angelsächsischen nach 1066. Wohl heifsen zwar der britische Normannenstaat samt Kirche und Volk als Ganzes, ja bisweilen die gesamte Insel Britannien, Englisch, weil die Dynastie den königlichen souveränen Titel dem herzoglichen voranstellte [wie sich die Brandenburger seit 18. Jh. Preufsen nannten]; aber in der innerstaatlichen Urkunde steht regelmäfsig der „Franzose" vor dem „Engländer" als gesonderte Volkshälfte [vgl. *Gese. Agsa.* II, 406. III, 311; mit dort Gesagtem verschwende ich hier nicht Raum]. — Der spottsüchtige Normanne bei Hofe höhnt, als die angelsächsische Prinzessin vom König Heinrich geheiratet wird, obwohl sie sich französisch umnennt, diesen als *Godric*, offenbar nur aus Verachtung gegen

den anderen Volksteil [wie mancher Berliner Universitätskollege den Moriz heifsenden Germanisten als *Moses*]. Beweiskräftig wie überhaupt der Sieg des Französischen in Englands Tracht, Lebensgewohnheit, Kunst, Wissenschaft, Kirche, Staat, von jedem Einzelzeugnis abgesehen, für seinen Vorrang seit 1067 ist, so sollte der Philolog besonders hinweisen auf die Romanisierung des höheren Mittelenglisch, während Französisch auf der Insel im 12.—15. Jh. zwar lautlich, grammatisch und metrisch verdirbt, aber vom Englischen nur technische Termini leiht. Wie wenig geistige Begriffe borgte Englisch dagegen vom Nordischen, das doch die Sprache des Handels, Verkehrs, Alltags und des Rechts stark beeinflufste! Freilich vor dem Latein, nicht dem Französischen, wich in Englands Literatur und Urkunde Englisch in den fünf Menschenaltern nach 1066 zurück, und nur Lateinern hiefs es barbarisch, wie Verf. einwendet. Gibt es besondere Gründe, weshalb Nordfranzösisch, das doch Hof und Regierende redeten, bei den Anglonormannen nicht gleich zur Schriftsprache stieg, diese vielmehr Lateinisch lautete? Wilhelms vornehmster Berater in geistiger und geistlicher Organisation war ein Lombarde und dessen Nachfolger im Patriarchat Canterbury ein Burgunder; beide also beherrschten Nordfranzösisch nicht als Muttersprache. Und Wilhelm wie seinen Nachfolgern eignet ein Streben über den heimischen Kleinstaat hinaus zum Imperium, für das die zwischenvölkische Weltsprache geeigneter scheinen mochte. Dafs Englisch, obwohl längst als *κοινή* des Landes wissenschaftlich entwickelt, überhaupt unterlag, erklärt sich nur aus der dem französischen Waffensiege folgenden gesellschaftlichen Umwälzung, infolge welcher es, natürlich ohne bewufste Sprachpolitik der Regierung, der obersten Klasse ganz fremd und allein das Idiom der mittleren und untersten, also das unfeinere, niedere wurde, während es doch einst die Zunge keltischer und nordischer Mitbewohner der Insel bezwungen hatte. Schon damals aber, wie nachweislich später und anderswo, hielt mancher Germane Romanisch, als näher zur Sprache der Vulgata, des Gottesdienstes, der Antike und der Weltbildung, für vornehmer als Germanisch. Ein guter Prüfstein des Sprachenrangs entging dem Verf.: die Wahl der Taufnamen. Robert, Richard, Wilhelm, Heinrich heifsen schon

im 12. Jh. Engländer insularer Herkunft; aber keine anglofranzösischen Eltern geben Kindern angelsächsische Vornamen; wenn das 13. Jh. erst wieder einen Thronfolger nach Eadward nennt, so galt letzterer zugleich als Heiliger, als des Eroberers Verwandter und dem Volke als Verfassungsideal.

Verf. nimmt den Gegensatz zwischen Englisch und Französisch zu leicht: Verschiedenheit der Muttersprache trennt noch heute Teile éines Volkes so scharf wie die des Blutes; und damals bedeutete *lingua* neben 'Zunge, Sprache' geradezu 'Volk, Rasse'. Im Gegensatz zu ihm halte ich Erlernung fremder Sprache durch Erwachsene im 11. Jh. für schwieriger als im 20. und die Zahl jener Laien für sehr gering, die 1042—99 Englisch und Französisch zugleich verstanden. Der mit Regierung und Adelssitte versöhnte heilige Wulfstan sogar tritt in Gegensatz zum *monacho Normannicae linguae sciolo*, d. h. er kann kein Französisch, was Verf. mifsversteht. — Als vielleicht zwiesprachig führt Sh. mit Recht Kleriker aus Lothringen und Flandern an; dazu kommen Schüler der reformierten gallischen Kirche und Baldwin von St. Edmunds [nicht Albans], der im Elsafs gelebt hatte. Dafs aber Wilhelm II. Englisch konnte oder ein Hofprälat darin predigte, was Hermann [nicht Samson] gar nicht sagt, oder dafs es je einen Mischdialekt beider Sprachen, der uns spurlos verloren wäre, gegeben habe, sollte Sh. nicht als möglich hinstellen.

Zur Domesday-Enquête 1086, stelle ich mir vor, mochte ein Kleriker im Regierungsauftrage den uns erhaltenen Lateintext abfragen, und ein anderer als Vertreter des abzuschätzenden Ortes lateinisch die Antwort zu Protokoll geben: lauteten doch längst viele Geschäftsurkunden der Angelsachsen lateinisch. Aber in der überwiegenden Zahl der Fälle, wo ein Dolmetsch fehlte, wie verständigte sich der Angelsachse mit dem frankonormannischen Vassallitäts-, Leib-, Grund- und Arbeitsherrn, mit dem Guts-, Hundred- und Stadtvogt, dem Richter, Sheriff und Grafen, dem Truppen- und Burgkommandanten, dem Prior, Abt und Bischof? Wer die vom Verf. nicht einmal scharf gestellte Frage auch nur vermutend lösen will, mufs auch nach 1100 aus Glossen und Übersetzungen beider Sprachen sowie aus dem Mittelenglischen, namentlich aber aus der Analogie mit ähnlichen Vorkommnissen in uns besser bekannten Geschichtsperioden Schlüsse kombinieren.

Als Hilfsmittel zur Stoffsammlung für die allgemeinen politischen Verhältnisse, unter denen Mittelenglisch sich vorbereitete, kann dies Heft gute Dienste leisten. Und die frische Kühnheit, mit der Verf. von Autoritäten abweicht, spannt die Erwartung auf eine gereiftere Fortsetzung. Richtig erkennt er ja, dafs der weite, tiefe und noch fortdauernde Einflufs Frankreichs auf Englands Kultur und Sprache grofsenteils erst in der Geschichte nách 1100 wurzelt.

Berlin. F. Liebermann.

H. G. Leach, Angevin Britain and Scandinavia. Cambridge, Harvard University Press 1921, IX + 432 Ss. Pr. $ 3.50.

Dieses Werk ist der sechste Band der *Harvard Studies in Comparative Literature* und zielt darauf hin, die literarischen Beziehungen zwischen England und den skandinavischen Ländern hauptsächlich während der Angevinschen Periode zu untersuchen. Die beiden ersten Kapitel, *The Scandinavian Settlement of Britain* und *Envoys and Traders,* sind doch den politischen, geschäftlichen und ökonomischen Verbindungen gewidmet. Auch das dritte Kapitel, *The Clergy*, steuert zur breiteren Grundlage des Buches bei und erweitert die Studie zu einer solchen der kulturellen Beziehungen zwischen den bezüglichen Ländern überhaupt. Hier werden z. B. auch gegenseitige Beeinflussungen der Kunst erwähnt. Die folgende Behandlung von *Bootes of Instruction* und *Pseudo-Histories* hält uns noch im Vorhof des eigentlichen Gegenstandes auf, den dann *Western Romance*, *Tristan in the North*, *Breton Lays, Arthur and Charlemagne*, *Eastern Romance*, *Epic Survivals, Six Viking Sagas*, *Outlaw Legends* und *Ballads* darstellen. Das letzte Kapitel, *The Revival,* weist kurz auf anglosaxisch-skandinavische Beziehungen der letzten Jahrhunderte hin. Das Buch endet mit einem *Hypothetical Chart of Foreign Romances in Scandinavia*, *Notes*, d. i. Literaturhinweisungen zu den einzelnen Kapiteln, und *Index.*

Wie der Verf. es selbst in der Vorrede angezeigt hat, gibt es in seinem Buche einzelne Abschnitte, die hauptsächlich als Zusammenfassung schon gewonnener Resultate zu betrachten sind. Zu dieser Kategorie gehören an erster Stelle die Kapitel

über *Scandinavian Settlement of Britain, Books of Instruction* und *Epic Survivals*. Anderseits enthält das Buch viel Material, das nur durch weite Reisen und langjährigen Aufenthalt in den skandinavischen Ländern einzusammeln war. Was der Verf. in dieser Hinsicht geleistet hat, soll um so dankbarer anerkannt sein, da man weifs, wie viel Mühe jede festgestellte Tatsache dem Forscher oft gekostet hat.

Zeitmangel verbietet es, jetzt auf die gestellten Probleme einzugehen. Diese Anzeige ist leider schon viel zu viel verspätet worden. Ich füge nur noch hinzu, dafs für die weitere Untersuchung einzelner Fragen die dankenswerte Bibliographie von Nutzen sein wird. Sie hätte sogar etwas ausgiebiger gestaltet werden können. Man vermifst dort zuweilen belangreiche Werke. Zur Beowulf-Frage vgl. jetzt C. W. v. Sydows wichtige Arbeit *Beowulf och Biarke* (Studier i Nordisk Filologi hrsgg. von Huggo Pipping 1923).

Lund. S. B. Liljegren.

E. K. Rand, Milton in Rustication;
Denis Saurat, Milton and the "Zohar";
Allan H. Gilbert, Milton and Galileo.

A. u. d. T.: **Studies in Philology.** Published Quarterly by the **University of North Carolina,** vol. XIX, number 2.

The above papers on Milton form part of the April issue of an American review published by the University of North Carolina. A contribution by the well-known Miltonist, Prof. Denis Saurat of Bordeaux, deals with the Cabbalistic elements in Milton. I have referred to this paper elsewhere, the last time in the January issue of the *Scandinavian Scientific Review* (1923), where I drew particular attention to the probable provenience of the idea of the *retrait.* And so I shall not here procede to any detailed exposition of this valuable little piece of work. Suffice it to state that Saurat has put down several particulars as well as some general views where Milton and the *Cabbala* meet. The idea of Eve's to give Adam the apple in order not to lose him; Satan's procreation of his daughter out of his own "flesh", so to speak; the provenience of Milton's chaos; the sexual significance of the Fall of Man;

the conception of womankind; etc. Such are some of the points in Milton which Saurat has tried to elucidate by means of the *Cabbala*. The paper forms the useful beginning of a series of studies on the subject in question. We always welcome Saurat's stimulating articles on Milton.

As to *Milton in Rustication*, suffice it to state that this paper does not deal with the biographical side of the subject. It only quotes at length the poetry written by Milton during the period mentioned, to which the author appends observations on Ovid, Vergil, Charles Diodati, Satan, American girls, a certain Professor Lane, who is said to be *utriusque lingua peritus*, etc.

Why Gilbert has headed his paper *Milton and Galileo*, is not quite clear. *Milton and Astronomy* would have been the more adequate title. The reason why the author prefers the former heading, seems to be that his paper ignores practically all but two names from among the astronomers of the 16th and 17th century: Copernicus and Galileo. The fact is, however, that the Copernican theory received plenty of attention in England from the middle of the 16th century onwards. Among such books where this theory is set forth, we find John Feild's *Ephemeris anni 1557 currentis juxta Copernici et Reinhaldi canones* and Rob. Recorde, *The Castle of Knowledge*. Thomas Digges, William Gilbert,[1]) John Dee, Thomas Harriot, and others took a strong interest in Copernicus, and Kepler's *De Motibus Stella Martis* exercised a wide-spread influence in England. Bacon's astronomical theories were based upon knowledge of Ptolemy as well as of Copernicus. And these incessant studies were mirrored in English literature long before the appearance of Milton. In this way, the author seems to me to make a wholly wrong start. There is no more reason to ssume any real knowledge of Galileo's writings, on the part of Milton, than of those of Copernicus, of Kepler, of Bacon.

The author's knowledge of astronomical research in the 16th century and after likewise seems to be insufficient. The assumption that the Milky Way is made up of innumerable

[1]) The author refers to Gilbert's *De Magnete* (p. 165).



stars, is not peculiar to Galileo. It is as old as Democrit (p. 162). The author would have profited considerably from referring to the big national edition of Galileo's works in twenty volumes (edited by Favaro) which was completed some ten years ago, instead of basing his studies on Alberi's Firenze edition, of 1842 ff. There he would likewise have found much matter to eke out or correct Fahie's *Life of Galileo*, apparently the author's chief source of information, which is not too reliable.

But, above all, the author ought to have kept in mind that, in order to treat a subject like the present one, it is not sufficient to read certain pages in Milton and a corresponding number of pages in Galileo's works, and in this material to base a conclusion that Milton derived his views on astronomy from Galileo. Everybody who has not wider readings to draw upon, must fail as I think the author has failed, on attacking a similar task.

I note down some passages where I disagree with the author. He derives the expression used by Milton in his *Of Reformation* "comets and impressions in the air" from Galileo, because the Italian astronomer held that "comets were not heavenly bodies but atmospheric phenomena, vapors which rose from the earth to a great height, even above the moon, without meeting any obstacle in the impenetrability of the Peripatetic sky," etc. (p. 155). This must be a mistake, as a simple reference to N. E. D. will show (s. v. *impression* 5). In the place indicated are found instances dated 1426, 1530, 1563 etc., proving that the expression "impression of the air", and the like, was commonly used for phenomena like meteors, comets, etc.

Quite as doubtful is the author's assumption (ib.) that Milton's "ærial vapors" (P. L. III. 445) has anything to do with Galileo. The author cannot think that the souls of the dead which rose to the Limbo of Vanities, had anything to do with meteors or comets. A reference to N. E. D. s. v. *vapour* will prove to the author that Milton's "vapor" was very well established in the English language at the time when he used it. If we needs *must* seek for a source from whence to derive the "vapour" in question, we must undoubtedly turn to a book which the poet read with so

much profit in his youth that it has left clear traces in his mature work, *viz.* Ariosto's *Orlando furioso.* It is beyond doubt that the *Fools' Paradise* in *Paradise Lost* is modelled on the thirty-fourth *canto* of Ariosto, where Astolf wanders about on the moon and hits upon the "reasons" lost by inhabitants of the earth. These "reasons" or souls are likened to extremely volatile essence locked up in bowls:

"Era come un liquor suttile e molle,
Atto a esalar, se non si tien ben chiuso;
E si vedea raccolto in varie ampolle,
Qual più, qual men capace, atte a quell' uso.
Quella è maggior di tutte, in che del folle
Signor d'Anglante era il gran senno infuso;
E fu dall' altre conosciuta, quando
Avea scritto di fuor: Senno d'Orlando." (Stanza 83.)

There can be no doubt that this is the source from whence to derive Milton's "vapours" as well as the said passage in Paradise Lost generally.

There is small doubt that "numbered stars" (P. L. VIII. 19) derives from Biblical images and ideas. The author's "numerous" does not seem to be warranted.

The author occasionally indulges in the somewhat old-fashioned practice of bringing together renowned men, by hook and by crook, in order to establish a personal connexion between them even at the cost of well-known facts. In 1633, Hobbes *was* in England. We know as much from the letters he wrote (published e. g. in the *Reports of the Historical Commission,* 1893). In fact, after his return, in 1631, he did not set out on any continental tour till 1634. The author thus is decidedly on the wrong scent when he detects Hobbes in the traveller who mentioned the translation of the *Dialogues* to Galileo, in 1633 (p. 155).[1])

The observation (p. 157) that the reference P. L. V. 558 ff.:

"Scarce the sun
Hath finished half his journey, and scarce begins
His other half in the great zone of heaven"

[1]) See also my *Studies in Milton* p. 21 f.

is Ptolemaiç, is, of course, very wide of the mark. Starting from expressions like these, it would not be difficult to prove that every poet of to-day who speaks of sunset and sunrise, is a staunch supporter of Ptolemy's views.

Lund. S. B. Liljegren.

S. C. Chew, Thomas Hardy, Poet and Novelist. London, Longmans, Green & Co., 1921.

A. u. d. T.: **Bryn Mawr Notes and Monographs.** III. VIII + 257 pp.

To the literary critic, Mr. Thomas Hardy is already dead in the sense that he is no longer expected to write anything which will materially — or even slightly — affect the opinion we have of him as an artist. The bulk of his work will remain essentially the same for the future, and so it is regarded as a safe object for investigation and appreciation. If this appreciation changes for the better or for the worse, this will not be because we have not already got a sufficiently extensive material on which to base our criticism. This is the attitude adopted by the present author as well as by other recent writers on Mr. Hardy.

His book cannot be said in other respects to differ very much from other books on the Wessex novelist. The author relates all essential well-known facts from Mr. Hardy's life, the origin of the Hardys, that old flag-captain of Nelson's which is somewhat boring to such readers of *The Dynasts* as regard patriotic effusions as very well, in a way, but as having very little to do, generally, with the creation of literature in the better sense of this word; that Wessex which Mr. Hardy has rendered the same service as Blackmore did to the Lorna Doone country — handed it over to inn-keepers and tourists. The author likewise draws attention to the part played by architecture in Mr. Hardy's life and work, and to the literary studies which helped to form his mind and outlook upon life; further to his interest in painting during the early London years, when he also tried to eke out what knowledge he had previously acquired somewhat at haphazard, a fact which, to my mind, is of no small importance for the understanding of Mr. Hardy's achievement and personality. Much of his inferior work seems to me to be due

to the rather ill grace with which, at times, he carries his mental equipment; there is a certain want of organic growth about it, even his philosophy — in spite, or perhaps rather on account, of its, frequently ill-timed, insistency — often impresses the reader as something tagged on, something that is introduced from without and, in this way, not organically assimilated by his mind. His soul is evidently not one of those that instinctively absorb what is needed, and as instinctively reject what is felt as unsuitable. In fact, he seems to have built his soul, so to speak, as he built, or was going to build, his houses, and later on his novels — from without and with a view principally to a rounded off external form, in a way. This is one of the causes why part of his work is decidedly bad, deserves the name of cheap fiction rather than that of literature.

At all events, Mr. Hardy is taken very seriously by the present author who seems to believe in a spiritual crisis in the early years, a disillusion, as he puts it, resulting in that weak smile with which Mr. Hardy usually makes his observations on human fates and struggles. In this connexion, the author brings in Leopardi, and he thinks that his pessimism and that of Mr. Hardy are of a kind, a statement which seems not at all to be to the point. Leopardi's pessimism presupposes real ignorance, lacking personal experience of what life, particularly physical life, at full swing means, whereas Mr. Hardy is as unable to imagine what life signified to a living deadman like the Italian philosopher. To Leopardi, life was a paralysis of suffering; to Mr. Hardy it is anything but a paralysis, it is perpetual strife though against a mockingly strong fate. The positive gain which Leopardi could get out of life, was suffering heigthened into an ecstasy of torture — the exquisite art of suffering practised by Romanticism though it meant something different to Leopardi. But Mr. Hardy does not show traces of anything but a quite normal responsiveness as regards happiness or unhappiness. He knows physical or psychical well-being as the result of the sound and healthy condition of body or soul — which Leopardy never did — as well as the contrary. There is something titanic about the abysmally black despair of Leopardi, emanating as it actually did from a soul as proud as it was strong,

in its hell not only refusing to ask for a stray cup of water from heaven, but craving for a hotter hell than the hottest procurable. About Mr. Hardy or his pessimism, on the contrary, there is nothing titanic, it is pure Victorian pessimism which looks at the world from a snug safe corner of life, and mostly tastes in the mouth like weak tea taken in irreproachable middle class society.

The next section is dedicated to a survey of the novels, conducted with sufficient skill and insight. The names of George Eliot and — Blackmore occur here *comparationis causa*, that of the latter, it must be confessed, more appropriately than that of the former. When the author contends that the novels of George Eliot are of heavier stuff than those of Mr. Hardy, there is no contradicting him. Not even *Tess* reaches up to the level of any of George Eliot's novels as regards loftiness of mind, intensity, or earnestness, particularly not that very cheap ending of *Tess* with the scaffold and the bequest of her sister to Clare. On the other hand, Mr. Hardy does not 'poor' whatever he chooses to regard as human weakness, like George Eliot, nor does he indulge overmuch in her endless moralizing asides, which are very trying to any but English readers.

Another contemporary name in English fiction which has been brought into connection with that of Mr. Hardy, is dismissed very contemptuously by the author, *viz.* Hall Caine. Unfortunately, the author is wrong here. Even if there are some differences between the two in favour of Mr. Hardy, there is no other recent English novelist which compares better with Mr. Hardy. It is true that Hall Caine makes no pretensions to philosophy, when he fails to establish a natural course of events, whereas Mr. Hardy, in this case, recurs to fate and the irony of life. But, on the other hand, judging the matter coolly, there is no reason why, for instance, the putting together of the clergyman and d'Urberville in the first chapter of *Tess* and the like forced dragging together by hook and by crook which is so frequent with Mr. Hardy, why this should not be termed cheap fiction in *his* case, as well as in that of Hall Caine. The fact is that the author tries to prove the value of five or six novels out of Mr. Hardy's whole work, whereas he, at least in detail, finds fault very seriously with

the rest, finds things which he cannot label otherwise than as cheap invention and the like. And so I think we are entitled to express a doubt whether any of Mr. Hardy's novels will live a life of its own some fifty years hence, any more than those of Hall Caine, or Stevenson, for that matter. The English have an unhappy knack of detecting their second-rate authors and establishing them for the time being as first-rate, while they often leave to foreigners to detect their real first-rate artists. Time has fixed the real features of the poet John Clare. It will fix those of Mr. Hardy.

The third section is headed: *Some Matters of Technique and Style.* The attitude chosen by the author here likewise seems to be rather that of the apologist than of the critic. As to the point made by some reviewers, that the medium of expression used by Mr. Hardy's peasants is a mixture of dialect and educated speech which is practised nowhere, as to this point the author frankly subscribes to Mr. Hardy's own apology. As to the excessive use of coincidence, the same apologetic attitude is adopted; the author regrets the fact and adduces as a plea "that Mr. Hardy never completely shook off the literary influence of his apprenticeship to the school of 'sensation novelists'". It is, perhaps, no easy thing to instance another plea equally 'killing', in the wrong direction. I do not think it is worth while to waste words on Mr. Hardy's office as *Deus ex machina.* No amount of references to his literary indebtedness or to his philosophy will lessen its offensiveness.

The two sections following treat of Wessex and of Mr. Hardy's men and women. Nothing new nor of any interest is offered. In a lengthy discussion of marriage, a very trivial point of view is adopted; neither Mr. Hardy nor his critic seem to be aware of the existence of ethical principles to which public control of individual feeling is an outrage. Trite words like happiness or unhappiness generally denote — to the author as to Mr. Hardy — not a life in accordance or not in accordance with the convictions and character of the individual but a career approved or not approved by Mrs. Grundy. No wonder if Mr. Hardy has been adopted as the novelist *par préférence* by the *bourgeois* — after some simpering at a few pages in *Tess* and *Jude.* — The last

sections are dedicated to Mr. Hardy's poems and philosophy, *The Dynasts* ranking among the poems.

Lund. S. B. Liljegren.

Das Wesen des Romantischen. Von **Max Deutschbein.** Cöthen, O. Schulze. 1921. 8°. VII + 120 SS.

Eine Programmschrift der phänomenologischen Betrachtungsweise, voll reicher Anregung und wohlgegliederter Systematik, muſs das Interesse auch jedes historisch-genetischen Beurteilers der Romantik wachrufen, wenn er sie auch nur als eine äuſserst wertvolle Ergänzung dieser kritischen und darstellenden Deutung nehmen mag. Ohne den Enthusiasmus des Verf. für seinen Standpunkt herabsetzen zu wollen, wird ein solcher konservativerer Betrachter doch vielleicht nicht so weit gehen, „die traditionelle Einstellung der Forschung“ für unfähig zu erklären, zum Wesen und Wert der Sache, zum Geist der Romantik vorzudringen. Er wird nicht leicht vergessen können, daſs es die auch von D. hochgeschätzte und viel und glücklich ausgebeutete Theorie der deutschen Romantiker war, welche die „Eigengesetzlichkeit“ der künstlerischen Produkte aus historischer Kausalität zu erklären suchte und — in groſsen Zügen — auch erklärt hat: Wo beginnt die von D. für das Wesen der Romantik als charakteristisch bezeichnete Unabhängigkeit von Raum und Zeit, wenn man sich z. B. die ganze deutsche Naturphilosophie als Bedingung, als Inhalt unserer eigenen romantischen Literatur vor Augen hält oder das Zeitgebundene an der englischen Neuromantik, etwa an Swinburne, mit der dieser Richtung innewohnenden dichterischen Kraft verkettet erfassen will? Man mag D. bereitwilligst zugeben, „daſs die "Idee" des Romantischen nicht in der Summe der empirischen romantischen Einzelphänomene aufgeht“ (S. 115), wird sich aber gerade für die Ableitung dieses Geistigen aus einer doch recht geringen Zahl von Vertretern — nicht viel über ein Dutzend Autoren, wohlgemerkt Deutsche und Engländer! — eine verläſslichere Grundlage erwarten. Die negative Seite der Romantik — eine ganze auffallend stark ausgeprägte Wesenseigentümlichkeit — tut D. in seinem „Ausblick“ mit einigen wenigen

Worten ab, welche lediglich die menschlichen Schwächen der Künstlerpersönlichkeiten dafür verantwortlich machen wollen. Aber so leicht kommt man wohl um die Ironie der Romantiker nicht herum, an deren Studium und Verlebendigung etwa Tieck so heifses Bemühen gewendet, dafs D. kaum so mitleidig von einer blofsen „These von der romantischen Ironie“ sprechen sollte. Den schwierigen Prozefs der Herausdestillierung des Geistes mag sich ein anderer Kopf methodisch vielleicht anders vorstellen, etwa dafs man die Gesamttheorien aller Romantiker (selbstverständlich mit Einschlufs aller theoretisierenden Stellen in ihrer Prosa- oder Versdichtung) genauestens sammelt, systematisch ordnet und nun mit dem im eigentlich Poetischen oder sonst Künstlerischen vergleicht und dann als Schlacken, als Unromantisch blofs all das verwirft, was hinter den theoretischen Forderungen im Phänomen des Einzelkunstwerkes zurückbleibt. D. hingegen scheint den Geist lediglich aus den Theorien einzelner Werke einzelner Künstler, unter denen man ohne besonderen Kommentar auch Goethe und Schiller antrifft, herauszuholen — womit nur gegen seine Auswahl in der Qualität, nicht in der Quantität bescheidene Einrede erhoben sei, Der Geist, den er als das Wesentliche erkennt, ist an vielen Stellen seiner Schrift unzweifelhaft der des Romantischen in seiner ideellen Universalität und gegen Rationalistisches, Klassisches, u. s. f. fein und säuberlich abgegrenzt; an anderen Orten jedoch verallgemeinert er sich zu einer Kunsttheorie, die des spezifisch Romantischen schon enträt.

D. disponiert den überquellenden Stoff seines plastisch geschriebenen Büchleins in sieben Kapiteln, deren durchgehendes Erklärungsprinzip das der romantischen Synthese bildet. Über Kant — den man doch wohl als eine historisch-genetische Bindung auch des eigentlich Romantischen bei D. empfindet — und seine Ideen als Aufgaben unserer Erkenntnis hinausgehend, erringt sich die Romantik frei schöpferische Synthesen vermittels der *Fancy* und der *Imagination*. In ihnen fufst nach D. die romantische Kritik bes. der Engländer. Im 2. Kap. definiert er diese zwei Seelenfunktionen dankenswert scharf (wobei man indessen wieder auf unverkennbar Historisch-genetisches, nämlich auf deutsche Einflüsse auf den sonst

selbständig romantischen Geist der Engländer stöfst). Coleridge und Wordsworth kann D. im Punkte des Einheitszustandes der Schöpfungen nicht unter einen Hut bringen. Sonst überzeugt er mit seinen fünf Unterscheidungsmerkmalen, besonders mit dem letzten, wenn *Fancy* als objektive, *Imagination* als subjektiv-objektive Bewufstseinseinstellung dargetan wird. *Imagination* ist die höhere, der Vernunft verwandte, aber nicht regelhafte geistige Wesensschau, Erlebnis gewordene Realität. (Hier berührt sich D. auch mit dem Coleridge-Forscher Shawcross; nur scheint uns seine Mutmafsung, der Wille sei hierbei vielfach ausschlaggebend, irrig und dem, was er S. 105 selbst „unbewufst notwendige Poesie" nennt, widersprechend.) Die in der *Imagination* vorliegende Verschmelzung von Gefühl und Umschwung wirkt sich besonders auch in Wissenschaft und Religion (in letzterer schön nach Otto besonders an Schleiermacher demonstriert) aus. — Im 3. Kap. „Synthese der Gegensätze", A. Endlichkeit-Unendlichkeit und Ewigkeit-Zeitlichkeit, ist der Hinweis D.s dankbarst zu begrüfsen, dafs das real gegebene Endliche dem Romantiker durchaus nicht nebensächlich oder unbedeutend ist, wie die landläufige Bedeutung von „romantisch" nahezulegen schiene (Novalis' inneres Verhältnis zur Sinnenwelt, Coleridges, Keats, Shelleys starkes Gefühl für Farb-, Licht- und Toneindrücke!). Dabei interpretiert die Romantik aber den realistischen Sensualismus stets geistig und entmaterialisiert das Endliche auch wieder oft im Traumhaften, Verzückten, Visionären (vgl. bes. dann Kap. 5 „Die Liebe"!). Die Einheit von Endlichem und Unendlichem zeigt D. schön als Werdendes und auch als Individualitätsideal (bes. Schleiermachers) und zieht eine klare Linie zur Würde des Primitiven und Unentwickelten bei Wordsworth (und schon bei Cowper, Burns, Blake), zur Begeisterung der Romantik für die Volkspoesie; zeigt ferner das Religiöse (bei Schleiermacher und Novalis) als in dieser Selbstanschauung wurzelnd. Ihr anschauliches Symbol ist schliefslich nach D. auch die Natur für die Romantiker; ihre Offenbarung spricht auch aus den Werken der Kunst („Transzendentalpoesie"!). Feinsinnig ist da besonders die bekannte Einleitung der *Lyrical Ballads* herangezogen. Zu wenig ist die Stellung des Märchens in diesem Belang herausgearbeitet (in England

spielte es damals wie heute bei weitem nicht die „romantische" Rolle wie in Deutschland, wo übrigens, etwas unhistorisch, der fruchtbaren jüngeren Romantiker von D. nicht gedacht wird). Das Unendliche tritt auch aus exotischer Zeit- oder Ortsferne dem Romantischen entgegen (Mittelalter, Spanien, Orient — etwas kurz abgetan), besonders sind es aber Kindheit und Jugend, in denen es sich dem begeisterten Romantiker offenbart. — Kap. 4 erörtert die Synthese von Allgemeinheit und Individualität in der Romantik und stellt ihre organische individuelle Idee als geistiges Prinzip mit Fug in den Vordergrund. Wieder sieht er hier in der *Imagination* das Organ der Erfassung des individuellen Erfahrungsmaterials und erklärt sehr sinnvoll den realen Idealismus bei Verzicht auf momentan Zufälliges (Schelling, Coleridge, W. Humboldt und Wordsworth sind hier D.s nach Spranger bewertete Gewährsmänner). Unbewufst arbeitet nach D. auch die Volkspoesie auf das Bleibende, Dauernde, auf das Urerlebnis hin (hier fufst er auf E. Wechssler), und höchst förderlich sind seine Ausblicke auf die Ausflüsse dieser Synthese in normativer Ästhetik, Ethik, Staats- und Sozialwissenschaft; wir heben nur die Verknüpfung dieser Deduktionen mit der Vermittlerrolle der Romantiker zwischen den verschiedenen Literaturen (Weltreich echter Poesie bei Fr. Schlegel, aber auch Shelleys literarische Universalitätsinteressen) und mit der Negation der Askese, sowie mit der Erziehungslehre hervor.

Parallel mit der *Imagination* wirkt als einigende Kraft des Willens im Romantischen die Liebe (Kap. 5), in ihrer höchsten geistigen Form ohne *Imagination* freilich undenkbar; sie ist und bewirkt für D. Synthese des Sinnlichen und Geistigen, des Ichs und Nicht-Ichs, der Freiheit und Notwendigkeit, wie er namentlich aus *Romeo and Juliet* belegt. Der romantischen Liebe schreibt D. die Fähigkeit zu, die individuelle Idee in der geliebten Person vermittels der Illusion (wieder ein Ausflufs der *Imagination*!) zu erfassen; und diese Liebe übertrifft die *Imagination* durch ihre entschiedene Aktivität, wonach sich zwei Romantik-Haupttypen ergeben: die intuitiv-kontemplative (etwa Wordsworth) und die voluntativ-aktive (etwa Shelley). Die Romantik meidet den vollen Mystizismus, denn gänzliches

Auflösen in Gott widerspräche dem Wesen der Synthesen der Romantik, die sämtlich ununterbrochen wirksame Akte, neue wirksame Organismen aus beiden Komponenten erstehen lassen sollen. Im Streben zur universalistischen Liebe, wie sie in der voluntativen Romantik vor allem Shelleys *Epipsychidion* verkörpert, erblickt D. mit Recht auch die Gefahr des Libertinismus, der die Vielheit seiner Liebesobjekte als Allheit mifsversteht. — Kap. 6 handelt von „Liebe und Schönheit". Wieder geht das Schönheitsgefühl der Romantiker über Kant (Harmonie von Sinnlichkeit und Verstand, subjektiv objektiviert) hinaus und erhebt den sinnlichen Gegenstand zum Symbol durch Harmonisierung von Gefühl und Anschauung (= *Imagination*!). Schönheit und Liebe erscheinen gegenseitig im Wechsel bedingt, die Schönheit des Universums als Produkt der Liebe zum Unendlichen.

„Das Unendliche als Schöpfung" (Kap. 7) beruht auf der Wechselwirkung zwischen Unendlichem und tätig werdenden, schaffenden Endlichem (vgl. Goethes Vorstellung von „Produktivität"). Das zeigt sich dem Romantiker vornehmlich in der Kunst Goethes und Shakespeares (hier begibt sich D. eben unbekümmert auf den Boden allgemeinster Kunstlehre, wie es scheint). Die Dichterseele wird zur Leier, die der Weltgeist behaucht und zum Schwingen bringt, ein von Wordsworth, Coleridge, Shelley des öfteren ausgemaltes Bild: so bedarf das Unendliche zur Erhaltung seiner potentiellen Energie des Endlichen. Zum Beweis seiner These, dafs sich grofse Genies als getriebenes Organ einer transzendentalen Macht fühlen, beruft sich D. auf Äufserungen Goethes und Beethovens. Solche durchaus nicht auf Kunstproduktion beschränkte potentielle Energien entwickeln aber alle *"higher minds"* (Wordsworth) und im schaffenden Genie gehen Freiheit und Notwendigkeit mitsammen. Schliefslich vollzieht sich im Verhältnis zwischen Künstler und Werk die Synthese von Subjekt und Objekt. Das Kuntwerk selbst spricht D. im romantischen Geiste als Selbstzweck, als tätigen Organismus mit einem aus der individuellen Idee fliefsenden Eigengesetz an. Seine äufsere Form entspricht der empirischen Gestaltung der individuellen Idee, seine innere dem Organischen dieser Idee, sein Gehalt der lebendigen Kraft eines Organismus, was D. schön aus Goethes

Darstellung von Shakespeares Arbeitsweise im *Hamlet* herausinterpretiert. Tiefe Worte über die Gottheit — höchste Lebendigkeit, Schöpfung *κατ' ἐξοχήν*, die in Selbstbegrenzung sich das Unendliche erzeugen mufs — schliefst D. mit einem Zitate aus Goethes Altersweisheit ab.

In dem Schema seiner „Zusammenfassung" kommt er zu einer steigenden Reihe psychologischer Kräfte des Romantischen, an deren Ende das Dämonisch-Geniale als Verbindung des Eros mit starker Willenskraft (*volition*) steht — ein nicht aufklärbarer Widerspruch zu dem auf S. 106 Gesagten, wo das Dämonische im Künstler als Drittes zu *Imagination* und zu aktiver Exstase hinzutritt (nicht als Produkt dieser beiden).

D.s „Ausblick" macht sich auf Widerspruch seitens empirisch orientierter Forscher gefafst, tröstet sich aber damit, dafs eben die Idee in empirischen Einzelerscheinungen nicht aufgehe. Er empfiehlt Neueinstellung der Literaturgeschichte hinsichtlich des Romantischen und entschiedene Verbannung von Scott und Byron aus dieser Einordnung, weil sie nur *Fancy*, nichts Metaphysisches besäfsen. Er geht hier ganz in den Bahnen Wordsworths, der ja Byron alle *Imagination* absprach (was erst noch zu erweisen wäre). Jedenfalls genügte aber selbst ein wirklicher Mangel dieser Art kaum, eine so exklusive Neuklassifizierung des Romantischen vorzunehmen, da selbst die Kritik der Romantiker, die D. S. 11 ff. ausführlich zu Worte kommen läfst, die *Fancy* zwar als niederere, aber doch als poetische Funktion anerkennen, und Stimmung, ein Begriff, den D. leider ganz links liegen gelassen hat, auch im Kostümlichen, im Milieu etc., also in zugestandenermafsen real-zeitlichen Merkmalen gegeben und gefunden werden kann. — D.s Anregungen zur Frage des Formproblems der Romantik, welcher er eine feste Struktur nachrühmt, sind nicht alle neu; wie viele aber bei unserer Untersuchung seine Hoffnung, den Geist des Romantischen, so wie er ihn schaut, erkennen lassen werden, bleibt füglich noch abzuwarten.

Graz, Oktober 1922. Albert Eichler.



Heartbreak House by Bernard Shaw. Contents: *Heartbreak House — O'Flaherty V. C. — Augustus Does His Bit.* In one volume. Tauchnitz Edition. Collection of British and American Authors. Vol. 4564. Leipzig 1921. 58 und 203 S.

Mit dem neuesten Shawband hat der rührige Verlag alle gröfseren Dramen Shaws dem deutschen Publikum zugänglich gemacht, auch die letzte Publication, *Back to Methuselah*, soll uns in kurzem beschert werden. Wenn gegen die englische Originalausgabe die Bluette *The Inca of Ierusalem* hier nicht abgedruckt ist, so mögen den Verleger nicht abzuweisende Bedenken dazu veranlafst haben. Sie hat Kaiser Wilhelm II. zum Mittelpunkte, und wenn er nicht gerade als Held auftritt, so will ich doch zur Ehrenrettung des Dichters hinzufügen, dafs er das im Grunde harmlose Stückchen bereits vor dem Kriege verfafst und nur in den Sammelband u. a. aufgenommen hat. "I should certainly put the play in the fire instead of publishing it, if it contained a word against our defeated enemy that I would not have written in 1913." — Ebensowenig erscheint hier *Annajaaska the Bolshevik Empress* der Originalausgabe. Russische Kriegszustände werden verulkt. "A bravura piece" nennt es Shaw. Man wird es nicht sehr vermissen. — Die drei anderen hier veröffentlichten Stücke sind Kriegsprodukte. *Augustus Does His Bit* wurde von der Stage Society mit Beifall aufgeführt. Es zeigt uns den typischen wichtig tuenden Drückeberger, der sich in der Heimat für unentbehrlich hält, "Generals, admirals, Prime Ministers and Controllers, not to mention Emperors, Kaisers and Tsars, were scrapped remorselessly at home and abroad, for their sins or services, as the case might be. But Augustus stood like the Eddystone in a storm, and stands so to this day. He gave us his word that he was indispensable; and we took it." — *O'Flaherty V. C.* führt uns nach Irland. Die Iren sollen Kriegsdienste leisten, aus Patriotismus. Wenn sie sich einreihen liefsen, so geschah es nach Shaw aus einem anderen Grunde, um aus dem trüben und elenden Lande herauszukommen und etwas von der Welt zu sehen: "To escape from Ireland, he will go abroad to risk his life for France, for the Papal States, for secession in America, and — fügt der Dichter boshaft hinzu — even, if no better may be, for

England." In the Preface for Politicians (*John Bull's Other Island*) läfst sich Shaw sehr eingehend über die ganze irische Frage aus. Sie ist noch heute, vielleicht mehr als je, bedeutungsvoll. — Das Titeldrama *Heartbreak House* (*Haus Herzenstod* in der autorisierten Übersetzung) ist das längste der drei Stücke. Freilich erwärmen kann es nicht, auch hat es sich auf der Bühne nicht gehalten, die Intrigue ist zu undurchsichtig und zu ermüdend. Wir erfahren, wie auch die Insulaner den Krieg am eigenen Leben spürten, wie unsere Flieger und Zeppeline ihnen hart zusetzten und sie nicht zur Behaglichkeit kommen liefsen. Dafs manch bissiges und sarkastisches Wort fällt, ist bei unserem Verfasser nicht wunderlich, aber als grofses Stück kann ich es nicht bezeichnen.

Wie ich schon oft betonte und es auch diesmal der Fall ist, liegt der Wert des Bandes in der Vorrede: *Heartbreak House and Horseback Hall,* einer Abhandlung in 33 Kapiteln. Leider, wenigstens habe ich das Gefühl, kennt man bei uns nur den Verfasser der Stücke, nicht oder zu wenig den Essayisten Shaw, besser den Philosophen, Menschenkenner und Politiker, der freilich in keine Schule sich fügt, ein Eigenbrödler ist. Er hat einen tiefen Blick in die Verhältnisse getan, deren Zusammenhang erkannt und sie schonungslos aufgedeckt, sine ira et studio Freund und Feind behandelt. Wir Deutschen können mit seinem Urteile zufrieden sein, wir fahren nicht schlecht. Leider sieht uns die Welt nicht mit Shawschen Augen, sonst wären wir weiter und Europa ruhiger.

Es ist hier unmöglich, den reichen Inhalt dieser sogenannten Vorrede auszuschöpfen oder gar zu erschöpfen. Nur Einiges möge angedeutet werden, um den Leser anzuregen, zu dem Buche selber zu greifen. Etwa die ersten acht Abschnitte geben uns über den Titel *Heartbreak House* Aufschlufs: Es ist cultured, leisured Europe before the war, es war quite familiar with revolutionary ideas on paper; the Heartbreak people refused the drudgery of politics and would have made a very poor job of it if they had changed; but if they had, their habit of living in a vacuum would have left them helpless and ineffective in public affairs; being an idle house, it was a hypochondriacal house .... it was too

lazy and shallow to extricate itself from this palace of evil enchantment.

Den eigentlichen Inhalt bilden die Abschnitte über den Krieg, seine Führung, sein angebliches Ende. Ich weise besonders auf die folgenden hin: *War Delirium* (Attractively dressed young women found that they had nothing to do but parade the streets, collecting-box in hand, and live gloriously on the profits), *Madness in Court* (there was only one virtue, pugnacity: only one vice, pacifism .... The climax of legal lawlessness was reached in France. The greatest Socialist statesman in Europe, Jaurès, was shot and killed by a gentleman who resented his efforts to avert the war. M. Clemenceau was shot by another gentleman of less popular opinions and happily came off no worse than having to spend a precautionary couple of days in bed. The slayer of Jaurès was recklessly acquitted: the would-be slayer of M. Clemenceau was carefully found guilty), *The Long Arm in War* (Yet it was in the United States of America, where nobody slept the worse for the war, that the war fever went beyond all sense and reason. In European Courts there was vindictive illegality: in American Courts there was raving lunacy), *The Rabid Watchdogs of Liberty* (The Christian priest joining in the war dance without throwing off his cassock first, and the respectable school governor expelling the German professor with insult and bodily violence, and declaring that no English child should ever again be thought the language of Luther and Goethe, were kept in countenance by the most impudent repudiations of every decency of civilization and every lesson of political experience on the part of the very persons who, as university professors, historians, philosophers, and men of science, were the accredited custodians of culture), *Evil in the Throne of Good* (Fools exulted in "German losses". They were our losses as well. Imagine exulting in the death of Beethoven because Bill Sykes dealt him his death blow!), *The Mad Election* (the election that immediately followed the armistice was perhaps the maddest that has ever taken place. .... The end, as I write, is not yet, but it is clear that this thoughtless savagery will recoil on the heads of the Allies so severely that we shall be forced by the sternest necessity to take up our share of healing the Europe we have wounded almost to death instead

of attempting to complete her destruction. — Wahrhaft prophetische Worte!), *The Next Phase* (Perhaps the tragic figure of the day is the American President who was once a historian .... He knows well that from the Peace Conference will come, in spite of his utmost, no edict on which he will be able, like Lincoln, to invoke "the considerate judgment of mankind, and the gracious favor of Almighty God"), *The Ephemeral Thrones and the Eternal Theatre* (Whatever Bastilles fall, the Theatre will stand. Apostolic Habsburg has collapsed; All Highest Hohenzollern languishes in Holland, threatened with trial on a capital charge of fighting for his country against England .... Prime Ministers and Commanders-in-Chief have passed from a brief glory as Solons and Cæsars into failure and obscurity as closely on one another's heels as the descendants of Banquo; but Euripides and Aristophanes, Shakespear and Molière, Goethe and Ibsen remain fixed in their everlasting seats).

Diese Andeutungen mögen genügen. Ich wünschte diese Vorrede als Weltflugblatt verbreitet. Aber würde sie bei der Geistesverfassung der Welt etwas nützen? Vielleicht — — Legt ja auch Shaw in *Back to Methuselah* der Lilith die tröstlichen Schlufsworte in den Mund: And for what may be beyond, the eyesight of Lilith is too short. It is enough that there *is* a beyond.

Frankfurt a. M. J. Caro.

Johannes Hoops, Englische Sprachkunde. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G., 1923.

A. u. d. T.: **Wissenschaftliche Forschungsberichte, hrsg. von Prof. Dr. Karl Hönn.** Geisteswissenschaftliche Reihe 1914—1920.

Dieser Karl Luick zugeeignete Bericht behandelt die in den Jahren 1914—1920 in Deutschland veröffentlichten Schriften aus dem Gebiete der englischen Sprachkunde, berücksichtigt aber auch die einschlägige Literatur des Auslandes, soweit sie dem Verfasser zugänglich war. Dafs so notgedrungen manche Lücke entstehen mufste, ist auf das lebhafteste und um so mehr zu bedauern, als Hoops ein Handbuch in des Wortes bestem Sinne geschaffen hat, ein Handbuch, das jedem Lehrer

höchst willkommen sein mufs, weil die Beschaffung von Büchern zum Selbststudium sich immer schwieriger gestaltet. Es werden behandelt in XI Kapiteln: Geschichte der englischen Sprache als Ganzes, Wortkunde, Namenkunde, Schrift und Schreibung, Grammatische Gesamtdarstellungen, Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre, Syntax, Rhythmik, Stilistik. Aber wohlverstånden: der Verfasser gibt keine Bibliographie und erstrebt auch nicht, alle auf diesen Gebieten veröffentlichten Schriften zu besprechen, sondern lediglich die, welche nach seinem Urteil eine Förderung der Wissenschaft bedeuten. Darum werden auch Abhandlungen oder wichtige Rezensionen aus den Fachzeitschriften herangezogen. Hierin liegt der besondere Wert des Unternehmens. Es ist organisch aufgebaut. Während in den Jahresberichten über die Fortschritte dieser oder jener Wissenschaft die Neuerscheinungen von einer ganzen Anzahl Spezialisten besprochen werden, schätzt hier ein Gelehrter alle Veröffentlichungen im Zusammenhange des Ganzen ein. So wird eine Einheitlichkeit des Wertmafses und Geschlossenheit des Urteils erreicht, die überaus wohltuend wirkt und um so wertvoller erscheinen mufs, als ein Anglist von der Bedeutung Hoops' Stellung nimmt zu den Streitfragen unserer Wissenschaft oder das letzte Wort spricht, wenn ein Abschlufs erreicht ist. Die lichtvolle Darstellung läfst den Leser nicht locker, und soll ein Abschnitt als Muster herausgegriffen werden, so sei es der über G. Krügers Leistungen. Auf diesen Abschnitt möchte der Schreiber dieser Zeilen um so lieber hinweisen, als G. Krüger in dieser Zeitschrift einmal Unrecht geschehen ist.

Hoops' Sprachkunde sei aufs wärmste empfohlen.[1]) Hoffentlich kommt bald als Seitenstück eine Literaturkunde für denselben Zeitraum heraus.

---

[1]) Auch von ihr gilt, was in der Milwaukeer „Monatsschrift für deutsche Sprache und Pädagogik" über früher erschienene Bände der Hönn'schen Sammlung gesagt worden ist: „Wer da meint, die deutsche Forschung sei durch den zerschmetternden Ausgang des Krieges ins Mark getroffen, der lese ein Dutzend Seiten in einem dieser Berichte, um sich eines Besseren zu belehren und Trost für die Zukunft zu schöpfen."

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.



Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde.

5. Die Geschichte vom Buckligen.

In Marlowes „Jew of Malta“ findet sich im 4. Akte eine Episode, die Beziehungen zur Weltliteratur hat. Der Klosterbruder Bernardine wird von Ithamore auf Geheifs des Juden Barabas erwürgt und dann an seinen Stab gelehnt hingestellt, als ob er noch lebte. Bald darauf kommt sein Kollege Jocoma, der den vermeintlichen Konkurrenten, da er nicht antwortet, mit dem Stabe schlägt, so dafs er umfällt. Barabas und Ithamore erklären Jacomo für den Mörder, bringen ihn vor Gericht und er wird dann als reuiger Verbrecher gehängt. — Wir haben es hier mit der bekannten Geschichte vom Buckligen in 1001 Nacht (24.—25. Nacht) zu tun, deren Verbreitung und Bearbeitungen soeben W. Suchier in seinem hübschen Buche „Der Schwank von der viermal getöteten Leiche“, Halle 1922, ausführlich erörtert hat. Die Geschichte ist bei Marlowe bedeutend vereinfacht worden, weil sie sonst die Ökonomie des Stückes beeinträchtigt hätte. Vielleicht kannte der Dichter sie aus dem bei Suchier S. 46 erwähnten anonymen Gedichte, dem „Mery Jest of Dane Hew, munk of Leicestre“.

Kiel. F. Holthausen.

[4. 5. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. Juli 1923. Nr. VII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Dr. Felix Salomon, Prof. für engl. u. franz. Gesch. an der Univ. Leipzig, **Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Leipzig, K. F. Koehler, 1923. VIII u. 342 S.

„Der Werdegang des englischen Staates ist mein Grundthema; [ich will] die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus verständlich machen": so die Vorrede. Demgemäſs bleibt zwar die Entwicklung des Volkslebens in Sitte, Moral, Recht, Religion, Literatur, Wissenschaft und Kunst zumeist auſser Betracht; „Staat" aber gilt hier als organisierte Gesellschaft samt Wirtschaft, und „England" als Kurzname fürs Britische Weltreich. Und daſs diese Aufdeckung der Staatswurzeln bis ins tiefste Altertum nicht etwa juristisch der Verfassung allein, unter Ausschluſs der lebendigen Persönlichkeiten und historischen Einzeltatsachen in deren unlogischer Buntheit, gelte, daſs sie bei (ja wegen) steter Berücksichtigung des für heutige Frager Wichtigen doch für Vergangenheit (für dessen Mutter) unparteilich Verständnis wahre, dafür bürgt der Name des durch Biographien (u. a. Pitts und Gladstones) und Einführung in fremde, ja gegnerische, Gedankengröſse bekannten Verfassers des *Imperialismus.*

Kein deutsches Buch überblickt wie dieses in solcher Kürze so klar, weitsichtig und doch am Einzelnen teilnehmend die ganze Neuzeit des Britischen Staats. Den Irrtum eines groſsen Deutschen Historikes, Name und Begriff des Staates seien dem Engländer neu, widerlegt Verf.; schon Shakespeares *Troilus* läſst sich dagegen anführen. Wird heute sonst meist ein so weites Feld an mehrere Spezialisten in Sonderfächer aufgeteilt, so fragt hier éine Individualität überall den Er-



gebnissen für jedes der viel wechselnden Ministerien letzter 150 Jahre Ursachen und allgemeinen Sinn ab und bindet so eine einheitliche Entwicklungskette für den Fortschritt inneren Staatslebens und äufserer Reichsmacht. Vielleicht übersteigt der Verfasser, wo er so einem künftigen „Geist der Geschichte" wissenschaftlich neue Vorarbeit liefert, bisweilen den populären Gesichtskreis; auch dient man bei knappem Raume Nichtkennern besser als mit blofser Andeutung vieles Verschiedenen durch Verdeutlichung weniger Hauptsachen: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Für das mitdurchlebte Menschenalter und das vorhergehende, besonders die internationale Politik, beherrscht S., kraft verständnisvoller Durcharbeitung von Memoiren, periodischer und anderer zeitgenössischer Literatur, Englands Ereignisse mit seltener Meisterschaft; er schmiedet das noch heifse Eisen für die künftigen Stahltafeln endgiltigen Geschichtsurteils: ein Verdienst, das dankbar würdigt gerade wer selbst nur die literarisch schon geformte Vergangenheit durchforscht. Manche Verkettung bemerkt oder betont S. zuerst: hemmte Britannien Rufslands Asien-Eroberung, so trieb es zur panslawistischen Politik in Europa, die dann den Weltkrieg mit verursachte. Vorsichtig behält er wiederholt eine Urteilsbesserung nach Bekanntwerden jetzt noch verschlossener Archivalien vor. — Nicht etwa Neues hinzufügen, sondern einiges, was er dem Raummangel geopfert hat, oder vielleicht als jedem Heutigen noch bekannt voraussetzt, was ich aber für erwähnenswert halte, möchte ich also hier nur andeuten.

Prinzgemahl Albert ermöglichte durch Kulturbeeinflussung des Landes mittelbare Stärkung der Kronmacht. — Viktorias Neutralität im Dänenkrieg 1864 äufserte sich nicht blofs mündlich. — Zur Unterwerfung der Buren und Ägyptens trieb neben politischem Imperialismus grofskapitalistische Gier nach Goldmine und Baumwolle. — Zum Bilde von Edward VII. gehört der persönliche Gegensatz zu Wilhelm II., der Unterschied jenes selbstbeherrschten, Wirklichkeiten berechnenden Geschäftsmannes vom illusionistischen Dilettanten. — England ging nicht der Wirtschaft wegen in den Krieg [was ich unterschreibe]: es witterte nach S. Gefahr in Deutschlands Kontinentalbunde; aber in solchem blieb doch Österreichs Interesse ewig entgegengesetzt dem Italiens und Rufslands. Vielmehr

entschied, glaub ich, die Ablehnung einer Teilhaberschaft (die bei bedeutendem Länder- und Wirtschaftsgewinne für uns eine mindestens zeitweise Unterordnung unter Britannien eingeschlossen hätte), samt der Politik, die Flotte zu verstärken, bis sie England drohen konnte: Tirpitz' Verantwortung erscheint mir von S. verkannt, das Vertrauen zu seinen Memoiren übertrieben. — Im Gegensatze zur Kriegstreiberei Rufsland-Frankreichs hoffte England, trotz aller geheimen Kriegsvorbereitung, Deutschland durch diplomatische Einkreisung friedlich zu zügeln, und für einige Zeitpunkte des Juli 1914 scheint mir noch möglich, Greys ehrlicher Bemühung für den mindestens zeitweiligen Frieden zu trauen. — Belgiens Neutralität scheint mir durch die Englische Militärverhandlung, doch nur für den Kriegsfall, höchstens moralisch verletzt; Preufsen aber, ein Garant, brach sie juristisch. Freilich bekannte Deutschland die Schuld, bot anfangs Genugtuung und konnte aus der Geschichte, auch Englands, auf Ähnliches weisen. Aber Berlin mufste wissen, dafs es nicht blofs England so den willkommenen Kriegsvorwand, sondern der für die Angelsachsen offenen Weltpropaganda den Anlafs bot, Deutschland zu verdammen. Dem Sieger allerdings hätte die Nachwelt wie immer verziehen. Und bestehen bleibt Englands moralische Mitschuld am Weltkriege in Georgs V. Versprechen an Prinz Heinrich und der von Haldane zugestandenen Unterlassung des deutlichen Winkes an Deutschland, England werde den Einmarsch in Belgien mit Krieg beantworten. — Vom Weltkrieg erzählt dies Buch nichts. — Zu Lloyd Georges Bildnis gehören die Züge des schnellsten Erfassens geschäftlicher Möglichkeiten, des Organisationsgenius, des ebenso phantasievollen wie advokatenhaft gewitzten Redners und des im Versprechen wie Verhetzen gewissenlosen Agitators. — Zu Britanniens Veränderungen seit 1918 verdient Betonung die durch Knickung der Macht von Oberhaus und Krone und durchs allgemeine Wahlrecht vermehrte Gefahr der Herrschaft einer Pöbel-Mehrheit, ferner die Erhöhung der Staatsgewalt seit allgemeiner Wehrpflicht (ihr Vorfechter Roberts, der Ritter Schwarzen Adlers [!], wird übergangen), sowie Ulsters Abspaltung vom Freistaat Irland. — Bei Deutschlands Folterung 1919 durchzittert die Seele des Verfs. wortloser Patriotismus; die furchtbare Wirkung des abgeprefsten Deutschen Schuld-

bekenntnisses auf Angelsachsen-Gesinnung ermesse man aus dem Grundsatze Englischen Rechts: eine von diesem als richtig erkannte Tatsache gilt legal trotz historischen Nachweises von ihrer Unrichtigkeit!

Für eine zweite Auflage, die ich dem tüchtigen Buche bald erhoffe, empfehl ich statt der Einleitung übers Mittelalter, die für 100 Jahre nur eine Seite Raum gewährt, eine Zustandsskizze um 1500 im Vergleiche mit damaligem Deutschland, ferner eine noch so einfache Landkarte mit Jahreszahl der Erwerbung, einen zusammenfassenden Abschnitt über die für Deutschland so einflufsreiche Lehre von Englands Staat und Volkswirtschaft, mit wenigstens einem Absatz über den Einflufs auch der Dichtung aufs Staatsgefühl seit Shakespeare bis Kipling, endlich ausführliche Inhaltsliste, übersichtlichere Gliederung durch sachliche Überschriften, mehr Absätze und schärfere Interpunktion; denn häufige Wiederholung blofsen Kommas überhastet den Stil eines an Stoff überreichen, und doch im ganzen gut lesbar erhaltenen Werkes.

Berlin. F. Liebermann.

Karl Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache. Erster Band: Einleitung, Lautgeschichte. Dritte bis sechste Lieferung; S. 321—548. Leipzig, C. H. Tauchnitz. 1920, 1921.

Die ersten zwei Lieferungen von Luicks monumentalem Werk erschienen im Jahre 1914. Nach sechsjähriger Frist wurde die Veröffentlichung wieder aufgenommen, und vor Ende 1921 lagen vier neue kleinere Hefte vor. Die ersten zwei Hefte, in denen die Entwicklung der Vokale in der altenglischen Periode vollständig behandelt wurde, sind im Beiblatt XXV, s. 354 ff. von Erik Björkman ausführlich besprochen worden. Auf diese Hefte hier einzugehen dürfte nicht nötig sein, zumal ich dem unbedingt anerkennenden Urteil Björkmans ohne Vorbehalt beistimmen kann. Die letzten Lieferungen führen die Vokalentwicklung vom elften bis ins fünfzehnte Jahrhundert weiter, behandeln also die mittelenglische Vokalentwicklung. Soviel ich sehen kann, ist damit Band I mit Ausnahme des Registers abgeschlossen.

Luicks grofs angelegtes Werk ist selbstverständlich in Fachkreisen so allgemein bekannt, dafs eine Inhaltsübersicht

oder auch kurze Angaben über die Richtlinien der Arbeit oder die Einteilung des Stoffes durchaus zwecklos wären. Ich beschränke mich deshalb darauf, gewisse Fragen zur kurzen Besprechung herauszuholen.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dafs Luicks Darstellung des mittelenglischen Vokalismus einen Fortschritt unserer Kenntnis bedeutet, der kaum zu hoch angeschlagen werden kann. Zwar hat Luick schon in früheren Arbeiten so viele Fragen der mittelenglischen Grammatik ausführlich behandelt, dafs die vorliegende Gesamtdarstellung grofsenteils früher gewonnene Ergebnisse ausnützen kann. Aber in vielen Fällen werden in der endgültigen Fassung ältere Aufstellungen modifiziert. Viele Fragen werden natürlich hier vom Verfasser zum erstenmal behandelt. Auf fast alle Fragen wirft Luicks Behandlung neues und dankenswertes Licht.

Das Hauptinteresse ist auf die Entwicklung der Gemeinsprache gerichtet. Jedoch werden auch mundartliche Erscheinungen in gewisser Ausdehnung besprochen. Dem Nordenglischen wird wohl etwas mehr Raum gewidmet als den übrigen Mundarten, was bei dem besonders grofsen Interesse, das Luick eben dieser Mundart gewidmet hat, nicht verwunderlich ist. Es scheint mir jedoch, dafs die Fortsetzungen der speziell westsächsischen Lautverhältnisse etwas mehr Aufmerksamkeit verdient hätten. In der altenglischen Lautlehre liest der Studierende fortwährend von den westsächsischen Umlautdiphthongen und dergleichen. In der mittelenglischen Lautlehre ist von den entsprechenden Erscheinungen kaum je die Rede. Es wäre aber interessant zu erfahren, was von den altenglischen Diphthongen in *fiellan, cīese, fierran* u. dgl. wird. Die Ortsnamen geben über solche Fragen Auskunft.

Den Quantitätsentwicklungen werden mit Recht viel Raum und besonderes Interesse gewidmet. Sie werden an verschiedenen Stellen behandelt, besonders §§ 352 ff. (Die grofsen Quantitätsverschiebungen der Übergangszeit) und §§ 385 ff. (Mittelenglische Quantitätsverschiebungen). Dazu wird in dem umfangreichen Kapitel über französische und lateinische Lehnwörter die Quantität dieser Wörter eingehend besprochen (§§ 422 ff.). Auf diesem Gebiete sind neue und interessante Ergebnisse zu verzeichnen. So nimmt Luick an, dafs Kürzung unterblieb vor den Konsonantengruppen, die ihrer Natur nach den Anlaut

der zweiten Silbe bilden konnten, so dafs der davor befindliche lange Vokal in offener Silbe stand. Beispiele sind ae. *ǣfre, ōsle, nǣdle* u. dgl. Es ist jedoch daran zu erinnern, dafs auch Morsbach (Me. Gr. s. 61) mit einer solchen Möglichkeit rechnet, obgleich er schliefslich analogische Länge am wahrscheinlichsten findet. Gleich Morsbach nimmt Luick an, dafs Länge vor *st, sc* bewahrt wurde, aber nach ihm konnte sie sogar vor *str, stl* bleiben. Vor auslautendem *st* sei Kürzung lautgesetzlich, und der lange Vokal in *east, priest* u. dgl. sei Einflufs der flektierten Formen zuzuschreiben. Hierzu bemerke ich, dafs doch die Vokallänge sehr oft bewahrt ist, und es ist mir nicht ganz leicht einzusehen, warum die zweisilbigen Formen so häufig den Sieg davongetragen hätten. Länge kommt z. B. vor in *ghost, most, oast, roost, east, least, biest, reest, priest.* Die Fälle mit Kürzung sind meistens Wörter mit *ī* oder *ū*, wie *fist, mist, grist, dust.* Dazu kommen nur *blast, last* sb., *breast, wrest. Wrest* konnte sich leicht nach *wrestle* richten, und *breast* kam häufig in Zusammensetzungen vor; *blast* kann sich nach ae. *blǣstbelg* gerichtet haben. Es bleibt eigentlich nur *last* übrig als sicheres Beispiel. Es scheint mir deshalb möglich, dafs Kürzung von *ī, ū* vor auslautendem *st* zwar regelmäfsig eintrat, aber Kürzung von anderen Vokalen wenigstens nicht in allen Mundarten vor sich ging.

Der Grund der Kürzung langer Vokale ist also nach Luick nur in ziemlich geringer Ausdehnung der Stellung vor einer Konsonantengruppe zuzuschreiben. Am häufigsten beruht die Kürzung auf Stellung des Vokals in drittletzter Silbe, wie in ae. *ǣmette, ǣmerge* (me. *emette, emere*) u. dgl. Auch in Fällen wie me. *bretheren, bekenen, evere* u. dgl. beruht sie nach Luick auf diesem Umstande. In Fällen wie *needle*, wo sich kein Sprofsvokal entwickelte, blieb der lange Vokal bewahrt. Im ganzen glaube ich, dafs dies richtig ist. Jedoch möchte ich glauben, dafs die Stellung vor Konsonantengruppe etwas mehr Bedeutung gehabt hat, als Luick zugeben will. Ein Fall wie *chicken* scheint mir das anzudeuten. Nach Luick stamme das *ĭ* aus dreisilbigen Formen. Aber das harte *k* stammt aus synkopierten Formen. Wenn man also nicht *chicken* als Mischform aus me. *chĭchen* und *chīken* auffassen will, was natürlich möglich ist, so stammt *chicken* aus ae. Formen wie *cīcnu.*

Wie die Kürzung langer Vokale nach Luick vor zahlreichen Konsonantengruppen unterblieb, so trat die me. Dehnung in offener Silbe bisweilen auch vor Konsonantengruppen ein. Offene Silbe lag vor z. B. in Fällen wie me. *yeste* (vgl. ne. *yeast*), *navle, wavre* u. dgl. Heutiges *besom* stammt nach Luick aus me. *besme,* wo Dehnung eintrat.

Die von Luick angenommene Entwicklung des Diphthongen *io* im Nordenglischen (§ 358) stimmt nicht zu den Ergebnissen, die aus Ortsnamen zu gewinnen sind. Nach Luick habe sich nordh. *io* zu me. *i* entwickelt. Dagegen sprechen Ortsnamen in Durham, Northumberland usw., wie Netherton, Benton, Benwell, Lemmington, Melkridge, und auch das schottische *ben* (< *bionna*). Es trat wohl *i* ein, nur wo *i*-Umlaut vorlag, wie in *irre, hirde.*

Eine neue offenbar richtige Erklärung des me. *u* statt *a, o* vor *ng* in Wörtern wie *among* wird § 367 geboten. Das *u* hat sich aus *ǭ* entwickelt, das durch Dehnung des ae. *o* (aus *a*) vor *ng* entstand. Ich bemerke, dafs ich lange selbst diese Auffassung gehabt und in Vorlesungen mitgeteilt habe. Dagegen überzeugt mich nicht der Vorschlag, dafs *from* sein *o* dem Einflufs des anord. Lehnwortes *frǭ* verdanke.

Die Entwicklung des ae. *ā* wird §§ 369 ff. ausführlich besprochen. Die Entwicklung sei in den verschiedenen Gegenden in Abstufungen erfolgt. Der Übergang sei in Teilen des westsächsischen Gebietes und in Kent früh eingetreten, und *ǭ* sei hier im Laufe des 12. Jahrhunderts erreicht. Die übrigen Gebiete seien etwas später nachgefolgt, wobei z. B. die Gegend von Peterborough vorangegangen sei. In gewissen Gebieten, wie Yorkshire, sei noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein dem *a* nahestehender Laut in Gebrauch gewesen. Im grofsen und ganzen habe ich gegen diese Auffassung nichts einzuwenden. Gewifs ging der Süden voran, und das Mittelland folgte nach. Aber die Ortsnamen scheinen mir darauf zu deuten, dafs die Datierung zu spät ist was das Mittelland betrifft. Für Lincoln scheint ja das regelmäfsige *a* bei Orrm auf spätes Eintreten des Übergangs zu deuten. Aber mit Lincoln hat es eine eigene Bewandtnis. Es gibt zahlreiche Ortsnamen die heutiges *a* (*ai*) statt zu erwartendes *o* aufweisen. Beispiele sind Aby, Ailby, Aisby, Aisthorpe (die alle als erstes Glied nordische Personennamen mit langem *a* haben;

vgl. Lindkvist, S. 168 ff.), Caburn (erstes Glied me. *cā* 'Dohle'), Walmsgate (in frühen Quellen immer *-gare*, d. h. ae. *gāra*). Es gibt nun auch Namen, die *o* aufweisen, aber diese enthalten, wenn ich nichts übersehe, sämtlich etymologisch durchsichtige Bestandteile, wie Cold Hanworth, Whaplode, Beltisloe (ae. *hlāw*) u. dgl. Dies Verhältnis könnte darauf deuten, daſs der Übergang *ā* > *ǭ* in Lincoln eigentlich nicht eintrat, und daſs das spätere *o* durch Einfluſs der Nachbarmundarten zu erklären ist. Orrms *a* wäre dann ganz in der Ordnung. Diese Frage bedarf selbstverständlich einer näheren Untersuchung.

Die alte Streitfrage von der Erklärung des *u* in Wörtern wie *much, shut* wird in §§ 375 und 397 behandelt. Nach Luick hat sich ae. *y* in zwei Etappen zu *u* entwickelt. Vor *tš, dž* (wie in *much, cudgel*) sei *y* in gewissen Gebieten zu *u* geworden, und zwar schon vor Beginn des 13. Jahrhunderts. In Fällen wie *shut* dagegen sei der Übergang erst im 13. Jahrhundert eingetreten. Das *ü* habe sich in gewisser Umgebung bei dem allgemeinen Übergang zu *i* erhalten und sei zu *u* geworden. Dies ist beachtenswert, aber ich bin nicht ganz sicher, daſs es wirklich notwendig ist, die Fälle *much* und *shut* zeitlich zu trennen. Wenigstens tritt *shuttle*, ae. *scytels* mit *u, o* früh auf in dem Ortsnamen Shuttleworth in Lancashire (Shyotlesworth 1241, Shotelisworth 1277).

Von dem in § 376 behandelten Übergang *wi* > *wu* bieten Ortsnamen interessante Beispiele. Ich erwähne Sunbrick in Lancashire (aus *Swinebrek*) und Womersley in Yorkshire (früher *Wilmeresley*).

Die bekannten Entwicklungen *e* > *i* und *o* > *u*, wie in *grin, oven,* werden in §§ 378 ff. in neues Licht gerückt. Luick ist der Ansicht, daſs im Frühmittelenglischen ein allgemeiner Übergang von geschlossenen *e, i, o, u, ü* zu den entsprechenden offenen stattfand. Dieser Übergang ist ja für *i* und *u* schon früher angenommen worden. In gewisser konsonantischer Umgebung erfolgte aber die Beseitigung des *e, o* in anderer Weise, indem die Laute zu *i, u* wurden. Luick gibt zu, daſs diese Theorie kaum strikt bewiesen werden kann, betrachtet aber die heutige offene Qualität der kurzen Vokale als schwerlich etwas uraltes. Die Theorie ist jedenfalls sehr scharfsinnig und beachtenswert. Auch andere Erscheinungen als die genannten fallen unter diese Regel, wie das me. *ę* oder *ǫ* in

Wörtern wie *coal, meat, ǫu* statt *ǫu* in *trouthe* u. dgl. Betreffs Einzelheiten bemerke ich, dafs die verschiedene Entwicklung des *e* vor *ng, nge, nk* und vor *nch* nicht genügend hervorgehoben wird. Vor *ng, nge, nk* tritt wohl der Übergang zu *i* regelmäfsig ein, während er vor *nch* nur gewissen Mundarten eigen ist. Man vermifst auch eine Erklärung des eigentümlichen Umstandes, dafs *e* vor *nch* und in *length, strength* meist bewahrt ist. Der Grund ist wohl, dafs vor *nch* nicht ein *ŋ* sondern ein *n* gesprochen wurde. *Length, strength* erklären sich vielleicht aus den me. Formen *leinthe, streinthe*; *length* wäre dann Mischform von *lingthe* und *leinthe*. Die Beispiele vom Übergang *o* > *u* sind nicht so sicher wie die von *e* > *i*. Ob nicht in *oven* Anlautdehnung vorliegen könnte? Die englische Grammatik operiert nicht mit dieser in den nordischen Sprachen bekannten Erscheinung. Das auffällige frühme. [i·] aus *ę* in *even* 'eben' könnte durch sie erklärt werden.

Die Lautverhältnisse der skandinavischen Lehnwörter werden in §§ 381 ff. kurz und klar dargestellt. Nur einige Einzelbemerkungen seien zu diesem Abschnitt gemacht. Luick geht durchgängig von den altnordischen (d. h. altisländischen) Formen aus. Dies ist zwar in den meisten Fällen einwandfrei, aber bisweilen ist es nicht ganz glücklich. Z. B. me. *þeþen* ist offenbar aus der aonord. Form (aschwed. *þæþan*, adän. *deden*), nicht aus anord. *þaðan* herzuleiten. Me. *gres* macht gar keine Schwierigkeiten. Luick sagt (S. 381), dafs onord. *æ* in *græs* wie *e* (d. h. wnord. *e*) behandelt wurde; „vermutlich wurde das Wort erst aufgenommen, als ae. *æ* bereits zu *a* geworden war". Aber awnord. *e* und aonord. *æ* bezeichneten denselben oder wesentlich denselben Laut; jedenfalls stand (und steht noch immer) der onord. Laut *æ* (*ä*) dem ae. *e* viel näher als dem ae. *æ*. Die allermeisten der nord. Lehnwörter mit me. *e* stammen gewifs aus dem Ostnordischen, nicht aus dem Westnordischen. Das dem awestnord. *ǫ* entsprechende me. *a* (wie in *bark, rag*) ist ganz in der Ordnung, da *u*-Umlaut im Ostnordischen wenig verbreitet ist. Luick schätzt den ostnordischen Einflufs zu gering ein. — Im Vorübergehen bemerke ich, dafs me. *nevnen* 'nennen', nicht 'nehmen' bedeutet (wohl Druckfehler), dafs me. *stünten* wohl eher einheimisch ist, und dafs *stithy* sein *i* dem Einflufs von *smithy* verdanken kann. Belege von me. *ü* für nord. *ȳ* aus *iu* sind in Urkunden

häufig zu belegen im Worte *mire*, das oft als *-mure* auftritt, z. B. in Quellen aus Lancashire.

Nach Ortsnamen zu urteilen (vgl. z. B. *Crucum* 1244 Mawer, Pl. N. of Nrbld.) ist der nordh. Übergang *ǭ* > *ü* weit früher als Luick annimmt (§ 406).

Besonders wichtig und fördernd ist die ausführliche Darstellung der französischen und lateinischen Lehnwörter (§§ 410—427). Nur bemerke ich zu Luicks Darstellung der Geschichte des frz. *ü* (412), dafs sichere Beispiele von Reimen zwischen *ü* und engl. *eu* bei Chaucer doch nicht vorkommen. Chaucer reimt nicht *mue* mit *trewe* 'treu', sondern mit *trewe* 'truce'. Letzteres Wort ist aber m. E. Lehnwort aus afrz. *triwe, true* 'truce'. Jedenfalls ist eine solche Auffassung ganz einwandfrei. Me. *blewe* 'blau' ist ein französisches Lehnwort.

Auf die wichtigen und ergebnisreichen Kapitel über Sonanten der Silben aufserhalb des Tones kann hier nicht näher eingegangen werden. Auf diesem Gebiete lagen sehr wenig Vorarbeiten vor.

Hoffentlich wird die vorläufig, wie es scheint, abgebrochene Veröffentlichung des Werkes bald wieder aufgenommen werden können. Es ist ja aber leicht zu verstehen, dafs unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Fortführung eines so grofsen Unternehmens ernste Schwierigkeiten im Wege stehen müssen. Es ist mir bekannt, dafs der Verfasser trotz der schweren Zeiten mit unverminderter Lust und Energie an seinem *magnum opus* weiter arbeitet. Möge es ihm vergönnt sein, es recht bald der wissenschaftlichen Welt vorlegen zu können. Die fertige Arbeit wird zu den klassischen Werken nicht nur der Anglistik, sondern der Sprachwissenschaft überhaupt gehören.

Lund. Eilert Ekwall.

Sigmund Feist, Einführung in das Gotische. Texte, Übersetzungen, Erläuterungen. Leipzig-Berlin. 1922. B. G. Teubner. VI + 156 S. + eine Tafel.

A. u. d. T.: **Teubners Philologische Studienbücher.**

Dies vortreffliche Handbuch kann den Studierenden aufs wärmste empfohlen werden. Es bietet nebst einer kurzen Darstellung der gotischen Laut- und Formenlehre, in der auch auf indogermanische und urgermanische Verhältnisse Bezug

genommen wird, und einer Übersicht der Geschichte der Goten, ihrer Literatur usw., eine Anzahl Lesestücke (u. a. die Reste des Krimgotischen) mit Übersetzung und Kommentar. Im letzteren wird jedes Wort etymologisch, formengeschichtlich und syntaktisch beleuchtet und erklärt. Dem Anfänger wird dies Buch ein ausgezeichnetes Hilfsmittel sein. Es braucht aber kaum hervorgehoben zu werden, daſs es nicht nur bekannte Tatsachen bietet, sondern auch neues und selbständiges, so daſs auch der Fachgenosse darin Belehrung finden kann.

Das Vergleichsmaterial ist hauptsächlich aus dem Althochdeutschen und Nordischen, nur mehr ausnahmsweise aus dem Altenglischen geholt. Nicht desto weniger werden auch die jungen Anglisten mit Vorteil die Arbeit benutzen können. Nebenbei bemerke ich, daſs ae. *scēað* 'Scheide' gewiſs mit d. *Scheide*, nicht mit got. *skauda(raip)* identisch ist, was auch der Schluſskonsonant andeutet, und daſs die ae. Entsprechung von got. *haubiþ* doch *hēafod* ist; ae. *hafud* ist jedenfalls eine seltene und zweifelhafte Form. Zwei Druckfehler seien schlieſslich angeführt: S. 50 aisl. *bygja* st. *byggja*; S. 128 *bastists* st. *batists*.

Lund. Eilert Ekwall.

The Earliest Arithmetics in English. Edited with Introduction by **Robert Steele.** E. E. T. S. E. S. CXVIII. London 1922.

Das vorliegende Bändchen der E. E. T. S. enthält mehrere kulturhistorisch auſserordentlich interessante Dokumente aus dem 15. und 16. Jhd., die einen Einblick gewähren in die Entwicklung der mittelalterlichen Rechenkunst in England. Die ersten beiden Abhandlungen erscheinen hier zum ersten Mal im Druck: *The Crafte of nombrynge* (S. 3—32) aus Egerton MS. 2622, f. 136 r — 165 r in nordostmittelländischem Dialekt beruht auf einer Glossierung von Alexander de Villedicus Traktat *De Algerismo* (c. 1220); ein Fragment einer andern Übersetzung derselben Version mit einer Hs. des 14. Jhds., enthält Appendix I. *The Art of nombryng* (S. 33—51) aus MS. Ashmole 396, f. 48—56 ist eine ziemlich wörtliche Übersetzung des John of Holywood zugeschriebenen Traktats *De arte numerendi*, der im 16. Jhd. eine ganze Reihe von Drucken erlebte. Einem Druck vom Jahre 1548 ist *Accomptynge by*

counters (S. 52=65), die einzige bekannte engl. Fassung des *Algorithmus Linealis*, entnommen, die am Schlufs *The arte of nombrynge by the hande* (S. 66—69) enthält. Den Beschlufs bildet ein Appendix, der einen revidierten Text von Alexander de Villedicus *Carmen de Algorismo* enthält, sowie ein Index der *termini technici* und ein Glossar. Vorausgestellt ist eine recht dankenswerte, knappe und klare Übersicht über die Entwicklung der Rechenmethoden im Altertum und Mittelalter, die dem Leser die zum Verständnis der Texte erforderlichen Kenntnisse bequem an die Hand gibt.

Göttingen, 6. Mai 1923. Hermann M. Flasdieck.

Hali Meidenhad. *An Alliterative Homily of the Thirteenth Century.* Edited by the late **F. J. Furnivall.** E. E. T. S. OS. 18. London 1922.

Die vorliegende Ausgabe, eine Revision der alten Cockaynes (1866), ist der letzte Beitrag des verdienten Furnivall zur E. E. T. S. Sie enthält aufser der bislang allein bekannten Hs. Cotton Titus D. XVIII eine weitere, Ms. Boeley 34, f. 52 v bis 71 v, die allerdings weniger wertvoll und stärker dialektisch gefärbt scheint. Eine von Furnivall geplante Einteilung ist nicht mehr fertig geworden; so enthält dieser Band nur einen Abdruck der genannten Hss., begleitet von einer ne. Übersetzung, sowie ein Glossar und einige wenige Anmerkungen. Es wird nunmehr eher möglich sein, Heimat und Zeit der *Hali Meidenhad* genauer zu bestimmen, insbesondere festzustellen, ob der der ersten Hälfte des 13. Jhds. angehörende Text dem westlichen Süden (Morsbach, Mc. Gr. 10) oder dem Gebiet der Catherinegruppe (Jordan, GRM. 2_{126}) zuzuweisen ist. Eine sprachliche Untersuchung ist dringend erwünscht und würde einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der frühme. Dialekte darstellen; auch darf man sich wohl davon für die Beurteilung des umstrittenen Ms. Titus D. XVIII einigen Anhalt versprechen.

Göttingen, 6. Mai 1923. Hermann M. Flasdieck.

Eugenie Tietjens, Englische Zahlwörter des 15./16. Jahrhunderts. Diss. Greifswald. Langensalza (Julius Beltz), 1922.

Die mit Rücksicht auf die Druckkosten in aufserordentlich knapper Form veröffentlichte Arbeit kann als Fortsetzung von

Frickes Erlanger Dissertation (1886) über das ae. Zahlwort gelten. Sie behandelt im ersten Teil Formen, Schreibung und Syntax der einzelnen Klassen der Numeralia. Recht interessante Beobachtungen bietet der zweite Teil „Allgemein Syntaktisches und Stilistisches bei Zahlwörtern". Eine Erörterung der Ergebnisse, deren kritische Beurteilung durch die überaus sparsame Mitteilung von Belegen vielfach geradezu unmöglich ist, mufs ich mir versagen. Anerkennung verdient das Streben der Verf., überall, soweit Vorarbeiten vorliegen, die historischen Linien vom Ae. über das Me. zum Ne. aufzuweisen. Recht erfreulich sind auch die öfteren Verweise auf Sethes Abhandlung über die Zahlen und Zahlworte der Ägypter, wie ja überhaupt das Ägyptische bei manchen Erscheinungen bemerkenswerte Parallelen zur engl. Sprachentwicklung aufweist. Wichtig scheint mir vor allem der Nachweis (S. 14), dafs der von Sattler, E. St. XVII $_{383}$ geprägte „französische Zählweise" für den Typus *twenty-one* historisch unberechtigt ist, da diese Zählweise sich im Englischen erst im 16. Jhd. (aufser einem Beleg in der *Plumpton Corespondence* 1471) findet, während sie im Afrz. bereits bei *Wace* vorkommt. Mit der Vermutung, dafs in dem Sypus *twenty-one* eine durch Funktionsschwächung und Rhythmik verursachte Entwicklung des Typus der germanischen Zugabezahlen vorliegt, dürfte die Verf. recht haben.

Göttingen, 6. Mai 1923. Hermann M. Flasdieck.

Alf Brade, Studier over de engelske Praepositioner. *En principiel Undersögelse.* Det Schönbergske Forlag. Köbenhavn 1919.

Das obengenannte Buch (Studien über die englischen Präpositionen. Eine prinzipielle Untersuchung), das eine Dissertation für die Erlangung der Doktorwürde an der Universität Kopenhagen ist, beabsichtigt eine „rationelle Aufstellung der englischen Präpositionen" zu geben. Indem Verf. sowohl die grammatische wie die lexikalische Behandlung der Präpositionen abweist, empfiehlt er eine Aufstellung nach Kategorien (Ort, Zeit, Ursache, Mittel, Zweck u. a.). Eine solche Aufstellung ist nun an und für sich nichts neues. Ich habe sie selbst in meiner englischen Schulgrammatik, freilich in kleinem Umfange, angewendet. Neu aber ist das der Ortskategorie

zugrunde gelegte Schema. Der Ort wird zuerst als *Raum, Fläche, Linie* und *Punkt* betrachtet, und innerhalb dieser vier Kategorien werden die verschiedenen Verhältnisse, welche die Präpositionen ausdrücken (oder wie Verf. sagt „einführen") als *Position, Bewegung* oder *Ausdehnung*, durch *Ziel, Ausgangspunkt, Richtung* und *Gröfse* bestimmt, bezeichnet. Von den „Raumpräpositionen" bezeichnen z. B. *within, without* Position, *into* Ziel, *out of* Ausgangspunkt, *through* Richtung und *throughout* Gröfse. „Flächenpräpositionen" sind in derselben Weise *on, on to, against, all over*; „Linienpräpositionen" *along, against, across, all along*, und „Punktpräpositionen" *at, to, towards, between.*

Es ist unmöglich, ein treues Bild dieses eigentümlichen Systems in wenigen Worten zu geben. Um es völlig zu verstehen, mufs man das Buch selbst lesen, was nicht leicht ist. Ich gebe hier nur einige Beispiele. Von den „Flächenpräpositionen" können sowohl *on* wie *on to* eine zielbestimmte Bewegung bezeichnen: *go on deck, jump on to the beach.* Hieran knüpft Verf. die folgende Erklärung: „Während *on*, wenn es von einer Bewegung gebraucht wird, das Resultat der Bewegung bezeichnet, hebt *on to* das Bewegungsmoment hervor und dient dadurch dazu Mifsverständnissen vorzubeugen". — Meiner Meinung nach ist der Unterschied weit einfacher, indem er in der Bedeutung der gebrauchten Verba liegt: *Go* kann nur von einer Bewegung zu einer Stelle (zielbestimmter Bewegung) gebraucht werden; daher ist *on* hinreichend. Wollte man eine Bewegung auf der Stelle (Position) bezeichnen, müfste man ein anderes Verbum gebrauchen: *walk on the deck.* Das Verbum *jump* dagegen kann beide Bedeutungen haben wie das deutsche *springen*, daher entweder *jump on to the beach* (auf das Ufer springen) oder *jump on the beach* (auf dem Ufer springen). Verf. unterscheidet auch *on* als Bewegungspräposition und *on* als Richtungspräposition. Im ersteren Falle spricht er von einer „Tragfläche (Bæreflade), worauf hin oder wovon etwas sich bewegt", wie in *go on deck*, im letzteren Falle von einer „Stofsfläche (Stödflade), worauf los oder wogegen etwas sich bewegt", und der Unterschied vom vorigen Falle liege darin, dafs hier die Rede ist „von dem Hervorbringen eines mehr oder weniger gewaltsamen Kontakts zwischen dem Ding und dem Ort". Als Beispiel gibt er: *Fall*

(*pounce*) *upon* ... Aber oben als Beispiel der Bewegungspräposition *on* gibt er *Drop* (*throw*) *on the floor.* Es ist mir leider unmöglich, einen Unterschied zwischen *fall upon* und *drop on* zu sehen.

Wie sollen nun die Zeitpräpositionen in dies System eingepafst werden? Hören wir, was Verf. selbst darüber sagt (S. 53): „Theoretisch denken wir uns die Zeit als eine 1-dimensionale Gröfse, d. h. eine Linie, und demgemäfs sollten wir also nur mit Linien und Punkten operieren können. Aber der praktische Sprachgebrauch operiert mutig mit Zeiträumen, und wenn er auch vor dem Ausdruck Zeitfläche zurückweicht, ist er willig genug, die Flächenpräpositionen anzuwenden. Was die Linienvorstellung selbst anlangt, befinden wir uns einem Paradoxon gegenübergestellt. Die Zeit, die theoretisch als linear aufgefafst wird, hat in der Praxis keine Anwendung für die Linienpräpositionen. Und der praktische Sprachgebrauch handelt richtig; denn zwischen einer Aktion, einem Zustand, einem irgend etwas, das in Verhältnis zu einer Zeiteinheit einerseits und der Zeiteinheit selbst anderseits gestellt werden kann, kann von Parallelismus, Schnitt, Winkelbildung, wie wir die charakteristischen linearen Phänomene bezeichnet haben, nur schwer die Rede sein. Z. B. Parallelismus: dafs ein Prozefs mit einer Zeiteinheit parallel vorgehen sollte, müfste voraussetzen, dafs er sich aufserhalb dieser Zeit befände, also auf einer eigenen Zeitlinie, was wieder zu der Absurdität: zwei Zeitlinien, führen würde."

Die vier Ortskategorien müssen daher auf drei Zeitkategorien beschränkt werden, nämlich:

1. „Die Zeiteinheit, innerhalb welcher das Ding fällt, wird mit *in* eingeführt und als Zeitraum bezeichnet.

2. Die Zeiteinheit, womit das Ding zusammenfällt, wird mit *on* eingeführt und gewöhnlich Zeitpunkt genannt.

3. Die adimensionale Zeiteinheit, die den Platz des Dinges in der Zeit markiert, wird mit *at* eingeführt und Zeitpunkt genannt."

Um den Unterschied zwischen diesen drei Kategorien deutlich zu machen, gibt Verf. folgende Beispiele:

The book will be published: 1. *in the year 19* . . . ., d. h. einmal im Laufe des Jahres; 2. *on the 12th* (*day*) *of Oct.*; 3. *at an early date* . . .

Die erste dieser Zeitbestimmungen bietet keine Schwierigkeit. Die zwei anderen erklärt Verf. folgenderweise: „3. *date* tritt wie eine adimensionale Gröſse auf, die den Zeitpunkt innerhalb des Oberbegriffs „Monat“ fixiert. 2. *the 12th day* ist eine Zeiteinheit, die zwar eine Ausdehnung hat, aber was unterstrichen werden soll, ist nicht, daſs das Erscheinen im Laufe des 12. stattfindet, sondern daſs es mit diesem Zeitabschnitte zusammenfällt. Zeitlicher Zusammenfall entspricht örtlicher Berührung, und Berührung ist ein Flächenphänomen. Ungeschickt genug bezeichnen wir diesen Zeitabschnitt als einen Zeitpunkt ... aber der praktische Sprachgebrauch, durch die Präpositionen vertreten, erweist ein bewundernswürdig feines Verständnis, indem er zwischen adimensionalen (d. h. punktuellen) und dimensionalen Zeiteinheiten scheidet, und innerhalb der letzteren wieder zwischen Zeitraum und — ja, was anders als Zeitfläche.“

Es kommt mir vor, daſs diese Erklärung recht künstlich ist, zu der Verf. greift, um wenigstens drei von den Ortskategorien für die Zeit zu retten. Besonders scheint mir die Auffassung des Ausdrucks *on the 12th of Oct.* unhaltbar. Was heiſst „nicht, daſs das Erscheinen im Laufe des 12. stattfindet, sondern daſs es mit diesem Zeitabschnitte zusammenfällt“? Verf. scheint diese Erklärung aufgefunden zu haben, um eine Parallele zu der örtlichen Berührung zu finden und so einigermaſsen eine Art von Zeitfläche konstatieren zu können. Aber wenn etwas mit einer Fläche zusammenfallen soll, so muſs es wohl mit dieser Fläche in deren ganzer Ausdehnung zusammenfallen. Da nun ein Tag wenigstens zwölf Stunden umfaſst, so müſste also *on the 12th of Oct.* bedeuten, daſs das Erscheinen des Buches während des ganzen Tages stattfinde, aber dies soll es ja eben nicht bedeuten. Tatsächlich bedeutet es ja, wie wir wissen, daſs das Erscheinen des Buches einmal d. h. zu einem nicht des näheren bestimmten Punkt des 12. Okt. stattfinden wird; m. a. W.: *on the 12th of Oct.* bedeutet, abstrakt genommen, genau dasselbe wie *in the year 19 ...*, nämlich an einem noch nicht bestimmten Punkt eines längeren oder kürzeren Zeitabschnittes. Der Unterschied zwischen *in, on, at* beruht ja, wenn von einer Begebenheit die Rede ist, lediglich auf der Genauigkeit womit man sich ausdrücken will oder kann. Wenn man von sehr fernen Zeiten spricht, wo es

unmöglich ist, ganz genau zu sein, begnügt man sich oft mit *in such and such a century*, etwas besser ist *in the year* . . ., noch besser *in the mouth of* . . ., *in the first etc. week of* . . . Kann man dagegen den bestimmten Tag (oder Teil von einem Tag) anführen, tritt *on* ein: *on Thursday last, on the 12th of Oct., on the morning of my arrival*, und kann man auch die Stunde angeben, so heifst es z. B. *at 5 o'clock.* Aber in allen diesen Fällen kann ein und dieselbe Begebenheit, wie *he died*, gemeint sein. Wenn man hier von einem Zusammenfall der Begebenheit („des Dinges") und der Zeiteinheit reden kann, so wäre es doch natürlicher zu sagen, dafs *at* diesen Zusammenfall bezeichne.

Ich meine daher, dafs der Versuch des Verf., die Ortskategorien und die Ortstypen auch den Zeitbestimmungen zugrunde zu legen, nur Schwierigkeiten schafft. Für die Ortsbestimmungen läfst sich das Schema wohl aufrecht halten, obschon ich nicht einsehe, was damit gewonnen ist. Sobald wir aber die Zeit bestimmen sollen, hilft uns das Schema nicht nur nicht, sondern es fällt meines Erachtens zu Boden, eben weil die Zeit nicht in derselben Weise betrachtet werden kann wie der Ort. Es genügt vollständig, für die Zeit zwei Kategorien aufzustellen: Zeitraum, oder wenn man will: Zeitlinie, d. h. Länge der Zeit, also auf die Frage: wie lange (*for, during, from-to*), und Zeitpunkt, auf die Frage: wann (*in, on, at*); nur mufs man mit Punkt, nicht nur an eine „adimensionale Zeiteinheit" denken. Zeitpunkt ist hier die genaueste Zeiteinheit, die wir in jedem einzelnen Falle angeben können: *in the 5th century, in the year 1923, in the month of* . . ., *on the 12th of Oct., on the morning of the 12th, at 5 o'clock* usw. bezeichnen alle Zeitpunkte, nur sind sie mit verschiedener Genauigkeit fixiert. Aber auch für die Ortsbestimmung sind diese vier Kategorien und vier Typen unnötig. Wichtiger als die Unterscheidung von Raum, Fläche, Linie und Punkt ist es, glaube ich, zu konstatieren, ob etwas sich an einem Orte befindet, sich zu oder von einem Orte bewegt. Es mag weiter praktisch sein, Raum (d. i. einen mehr oder weniger umschlossenen Ort) und Nicht-Raum (d. i. einen Ort, wo man von dieser Umschliefsung absieht) zu unterscheiden. Aber ob dieser Nicht-Raum eine Fläche, eine Linie oder ein Punkt ist, scheint mir gleichgültig zu sein.

Oft ist ja auch die Scheidung zwischen Raum, Fläche und Punkt ziemlich willkürlich. So heifst es ja *he lives in London* aber *at Calais*; London mufs also ein Raum, Calais dagegen nur ein Punkt sein. Es heifst *in the field*, aber *on the floor*, *in the street*, aber *on the pavement*; also sind *field* und *street* Räume, *floor* und *pavement* dagegen Flächen. Weiter sollte wohl eine Fläche in Gegensatz zu Punkt eine gewisse Ausdehnung haben. Es mufs einem dann auffallen, dafs es *at market* und *on the point of a needle* heifst. — Eine Präposition ist ja, wie Verf. selbst richtig bemerkt, nichts als ein transitives Adverb. Eine Einteilung der Präpositionen nach der Art des Objekts scheint daher ebenso unnötig als eine Einteilung der transitiven Verba nach demselben Gesichtspunkte. Verba wie *lehren, schlachten, pflanzen* nehmen ganz verschiedenartige Objekte, aber die Grammatik begnügt sich trotzdem damit, sie transitive Verba zu nennen. Selbstverständlich haben sie ganz verschiedene Bedeutungen, aber diese Unterscheidung ist lexikalischer Natur. Ebenso haben *in, on, at* usw. verschiedene Bedeutungen, aber die Erörterung dieser Verschiedenheiten gehört in die Bedeutungslehre, und sie können nicht die Grundlage einer kategoriemäfsigen Aufstellung bilden.

Es ist unmöglich, ohne weitschweifig zu werden, die Behandlung des Verf. der folgenden Kategorien (Grund und Ursache, Mittel und Mafs) durchzugehen. Es kommt mir vor, dafs Verf., um sein System aufrecht zu halten, oft unnötige Schwierigkeiten heraufbeschwört. Als Beispiel gebe ich seine Erklärung der kausalen Anwendung der Präp. *at* (§ 79):

„Die kausale Anwendung von *at* ist in seiner richtungsbestimmenden Funktion („in gerader Linie auf"), nicht in der positionellen („an, bei") begründet. Drei Stadien lassen sich in dem Entwicklungsprozefs nachweisen:

1. das Grundstadium wird von der nach aufsen gehenden Aktion charakterisiert: die Aktion herrscht vor — *Look* (glance, stare, gaze) *at*; *swear at* etc.

2. das Mittelstadium, z. B. *Laughing at* her and her fears: Das, wogegen das Gelächter gerichtet ist, reagiert als Anlafs des Gelächters, d. h. Aktion und Reaktion balanzieren.

3. im Schlufsstadium herrscht die Reaktion vor, z. B. *Starting at* every noise: *at* orientirt nicht länger die Aktion sondern motivirt sie." —

Dieser Entwicklung gegenüber möchte ich zuerst fragen, woher Verf. wissen kann, daſs die Person, über die man lacht, reagiert. Man sollte wenigstens glauben, daſs eine Reaktion weit wahrscheinlicher wäre, wenn man gegen jemand schwört. Aber *swear at* gehört ja in das Grundstadium, wo „die Aktion vorherrscht“. Dann aber ist es mir unverständlich, wie im Schluſsstadium die Reaktion vorherrschen kann. Eine Reaktion kann ja wohl nicht gedacht werden ohne eine vorausgehende Aktion. Der Ausdruck *he started at the noise* müſste demnach bedeuten, daſs *he* erst eine Aktion gegen *the noise* vornehme, worauf dieser *noise* reagiere, so daſs *he started.*

Zu dieser künstlichen Erklärung ist Verf. gekommen, weil er sichs in den Kopf gesetzt hat, daſs „die kausale Anwendung von *at* in seiner richtungsbestimmenden Funktion („in gerader Linie auf“), nicht in der positionellen („an, bei“) begründet ist.“ — Dann ist es gewiſs unmöglich, die Bedeutung von *at* in Ausdrücken wie *start at, surprised at* u. dgl. als eine Entwicklung aus der Bedeutung in *look at, laugh at*, in natürlicher Weise zu erklären. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daſs *at* in den zwei letztgenannten Ausdrücken (also in dem Grundstadium und dem Mittelstadium des Verf.) von der lokalen Bedeutung (zu, gegen, in der Richtung von) ausgegangen ist. Um dies zu verstehen und anzuerkennen, brauchen wir nicht unsere Zuflucht zu „Aktion und Reaktion“ zu nehmen. Ebenso sicher aber scheint es zu sein, daſs die Bedeutung im „Schluſsstadium“ (*start at*) eben in der positionellen Funktion von *at* begründet ist. Ursprünglich muſs hier die Bedeutung ganz lokal sein: *Frightened at the sight* muſs ursprünglich bedeuten „dem Gesicht gegenüber erschreckt“. Dies aber führt ganz natürlich in die temporale Bedeutung über: *when he saw the sight, when he heard the noise.* Dies aber geht ferner eben so natürlich in die kausale Anwendung über: *because he saw* —, *because he heard* —, ganz wie z. B. *We use an umbrella when it rains* sehr leicht aufgefaſst werden kann als: — *because it rains.* Es soll jedoch hinzugefügt werden, daſs Verf. selbst in einer Note sagt: „Die Möglichkeit einer Entwicklung — oder jedenfalls eines Einflusses — von der temporalen Bedeutung .... kann nicht vorderhand abgewiesen werden.“ Um so merkwürdiger ist es,

dafs er die Sache durch „Aktion und Reaktion“ zu erklären versucht.

Dieselbe Lust, unnötige Schwierigkeiten heraufzubeschwören, findet sich auch sonst in dem Buche. Um den Unterschied zwischen *by* und *with* in Ausdrücken wie: *He clutched him by the collar with one hand* zu erklären, sagt er: „Das Mittel, das als Zwischenglied bei einer Handlung dient, wird mit *by* eingeführt“. Warum ist *the collar* mehr Zwischenglied als *the hand*? Die Sache verhält sich ja ganz einfach so, dafs *the collar* das passivische, *the hand* das aktivische Mittel ist. Wenn es heifst: *recognize words by eye* (*ear*), verschieden von *to see with the eyes, to hear with the ears,* so ist es nicht, weil „das Auge das Zwischenglied zwischen der Erkenntnis und den Wörtern ist (was mir geradezu unverständlich ist), sondern weil *by eye* (*ear*) hier dieselbe Bedeutung hat wie *by their form, by their sound*, ganz wie es heifst *to recognize one by his face* (*his voice*).

Im grofsen und ganzen finde ich, dafs Verf. zu doktrinär ist. Er hat sich nun einmal in sein System verliebt und mufs dann Anstrengungen machen um die verschiedenen präpositionalen Ausdrücke in das System hineinzupassen.

Ich brauche natürlich nicht hervorzuheben, dafs das Buch auch gute Einzelheiten enthält. An der Universität Kopenhagen erlangt man die Doktorwürde nicht ohne etwas wirklich Gutes zu leisten. Was ich hier kritisiert habe, ist das System selbst und der Versuch des Verfassers, alles soweit möglich aus demselben Gesichtspunkte zu betrachten. Manches in dem heutigen Sprachgebrauch läfst sich nur erklären, wenn man es im sprachhistorischen Lichte betrachtet. So ist *of* in solchen Ausdrücken wie *of an evening, of nights* wahrscheinlich nichts als eine unrichtige Schreibweise für *on an evening, on nights*, indem im Mittelenglischen sowohl *of* wie *on* oft in der Form *o* erscheint. — Dafs diese wenigen Ausdrücke wirklich, wie das NED. meint, eine Wiedergabe des altenglischen temporalen Genitivs sein sollte, scheint mir unwahrscheinlich.

Fredrikstad (Norwegen). Aug. Western.

Madame de Staël and the Spread of German Literature by **Emma Gertrude Jaeck** (*Germanic Literature and Culture, a Series of Monographs* edited by Julius Goebel). New York, Oxford University Press 1915. VI und 358.

Infolge der Zeitereignisse kommt dieses schöne Buch, das mit dem bekannten Bilde der Mme de Staël geziert ist, erst jetzt zur Besprechung. Die Stellung der berühmten Schriftstellerin zu Deutschland wird durch folgende Worte kurz und treffend gekennzeichnet: "From its geographical position Germany may be perhaps considered *the heart of Europe*, and the great association of the continent can never recover its independence but by the independence of this country" (S. 116. Nach der Ausgabe von 1813). Wenn auch die Verfasserin nichts Neues bringt, so mufs man doch ihre Arbeit begrüfsen, die auf neuesten Forschungen fufsend eine zusammenhängende Schilderung des Einflusses bietet, den *de l'Allemagne* ausgeübt hat. Dafs er nicht gering war, bestätigt A. R. Staeff: "In revealing literary and philosophical Germany to France, Mme de Staël accomplished one of those great international missions which leave ineffaceable prints upon the history of civilization" (S. 7. *La Littérature française*). Beipflichten wird man Jaeck, wenn sie S. 65 f. nachweist, dafs auch ohne W. v. Schlegel Mme de Staël zu ihren Ansichten über die deutsche Literatur gekommen wäre.

Es erübrigt sich für uns, den Inhalt des Buches hier genauer anzugeben, nur möchte ich auf den wesentlichen Unterschied zwischen deutscher und französischer Literatur, wie ihn die Staël sieht, hinweisen: "The difference between the French and German theaters is again laid to the divergence in national taste, because between minds developed in solitude and those formed in society there must arrise wholly different conceptions of art, literature, philosophy, and life. All that relates to action, intrigue, interest of events, external life, is better conceived by the French, but all that depends on the impressions of the heart, on the development of strong passions, on the portrayal of character, is much better treated by the Germans" (S. 84). Sie war befähigt und hatte den Mut, den Franzosen die Meinung zu sagen, es ihnen zum Vorwurf zu machen, dafs sie über ihre klassische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts nicht hinausgehen, sich nicht weiter entwickeln wollen. Wenn

sie deshalb von ihren Landsleuten als Romantikerin verschrieen wurde, während man sie auf deutscher Seite für klassisch orientiert hielt, so betont Jaeck mit Recht: "In reality she was a combination of both. While her conception of form remained chiefly that of French classicism, her 'romantic' ideals were largely those of the so-called German 'classic' writers, of Goethe and Schiller, especially of the former, the idol of the early German romanticists" (S. 89).

Nicht mehr zum Thema gehörig ist der Abschnitt (SS. 120—140), wo Goethes Einfluſs auf die französische Literatur gezeigt wird, denn, wie die Verfasserin selbst betont, ist dies bereits von anderen dargestellt worden, und sie verzeichnet auch die betreffende Literatur. Vielleicht tat sie es mit Rücksicht auf amerikanische Leser. Wie übrigens nur sehr langsam selbst Goethe in England an Boden gewann, erfuhren wir vor kurzem aus dem Buche einer anderen Amerikanerin, Lucretia van Tuyl Simmons, deren Goethe's *Lyric Poems in English Translations Prior to 1860* wir hier anzeigten (*Beiblatt* XXXII, 201 ff.).

Etwas anders steht es mit dem zweiten Teile des Buches: *The Spread of German Literature.* Sollte die Absicht sein — das Bindewort *and* läſst eigentlich keine andere Deutung zu —, diese Ausbreitung in den englisch sprechenden Ländern, d. h. in England und Amerika, nur dem Einfluſs der Staël zuzuschreiben, so dürfte mancher Namen wegfallen, so Rossetti, Austin u. a.; bei manchen wäre es nur bedingt anzunehmen, wie bei Scott, Coleridge und bei den meisten Amerikanern, auſser bei Emerson und Sarah Whitman. Und dennoch wollen wir mit der Verfasserin nicht rechten, denn wir erhalten auf diese Weise eine Übersicht über die englische Literatur von W. Taylor of Norwich bis Rossetti und über die amerikanische von George Ticknor bis Mrs. Elizabeth Ellet, und gerade der letztere Abschnitt muſs begrüſst werden.

Im Schluſswort (*Conclusion*), wo Jaeck die Bedeutung von *de l'Allemagne* zusammenfaſst, sehen wir, wie deutscher Geist allmählich die zivilisierte Welt durchdrang, und das Charakteristische dieses Geistes war seine Modernität. Sie findet die schönen Worte: It is the spirit which has become the gospel of our century, the apotheosis of activity and of service to humanity, the cheerful performance of duty and the

renunciation of selfish desires, and, above all, the development of personality. In the exultation of eternal love with human activity lies the keynote of our modern religious thought" (S. 344 f.).

Der *Index* (Namenverzeichnis) erleichtert die Benutzung des Buches und ist willkommen.

Frankfurt a. M. J. Caro.

T. Sturge Moore und das „Poetic Drama“.

Während eines grofsen Teils des neunzehnten Jahrhunderts beherrschten aus Gründen, die Harold Child in der Cambridge History of English Literatur XIII in dem Kapitel über das Nineteenth Century Drama [1]) auseinandergesetzt hat, Komödien, Farcen, Extravaganzen, Burlesken, Opern und Melodramen die öffentlichen Bühnen, während die Tragödie nnd das romantische Versdrama fast ganz von Aufführungen ausgeschlossen war. So hatten denn Byron, Shelley und andere Romantiker bei der Abfassung ihrer Dramen eine bühnenmäfsige Darstellung gar nicht im Auge. Auch Browning mufste, nachdem seine historische Tragödie Strafford teils an Macreadys Widerstand, teils an der Verständnislosigkeit der Zuhörer, freilich wohl auch infolge der Eigenart der Dichtung gescheitert war, damit zufrieden sein, dafs seine übrigen in den Bells und Pomegranates erschienenen Versdramen in Buchform Leser fanden. Swinburne benützte die dramatische Form, um beredte Verse in sie zu giefsen, nahm aber auf tatsächliche Bühnenerfordernisse keine Rücksicht, obwohl Liebhaberbühnen wie jene des 1855 in Cambridge gegründeten A. D. C. der Aufführung von Versdramen hätten gewachsen sein können. Tennyson, der erst in der Mitte der Siebzigerjahre als Dramatiker auftrat, gab sich alle erdenkliche Mühe, die Bühne zu erobern, aber seine an Shakespeare anknüpfenden Historien hatten keinen Erfolg und andere Stücke wie The Foresters kamen nur in Amerika einigermafsen zur Geltung. Seither ist jedoch ein Aufstieg des Dramas unverkennbar. Dafs Edmund Gosse 1891 Ibsens Hedda Gabler übersetzte und so dem nordischen Dichter den Weg zur englischen Bühne eröffnete, kam in erster Linie dem Prosadrama zu gute, das sich an Ibsen bildete. Auch die

[1]) Cambridge History of English Literature Vol. XIII, Chapter VIII, p. 255 ff.



Kunst der Dialogführung Oscar Wildes wurde zunächst für das Prosadrama vorbildlich. Dagegen konnte das Versdrama aus der Gründung neuer Theater und Theatergesellschaften einen Nutzen ziehen. So entstand in London das Independent Theatre und die Stage Society; Miss Horniman schuf das Manchester Repertory Theatre und ähnliche bedeutende Provinzbühnen erblühten im Liverpool Repertory Theatre und dem unter John Drinkwaters Leitung stehenden Birmingham Repertory Theatre; aus den Reihen Cambridger Studenten ging die Marlowe Society hervor; in Dublin wurde zunächst das mehr kosmopolitische Irish Literary Theatre eingerichtet und dann übernahm die Irish National Theatre Society das Abbey Theatre, das vor allem in nationalem Sinne tätig war. Unter den modernen Dichtern ist besonders der Ire Yeats bestrebt, dem poetischen Drama die Bühne zu eröffnen, indem er seine lyrischen Dramen immer wieder umarbeitete, um sie für Aufführungen brauchbarer zu machen und seine Beziehungen zum Irish Literary Theatre und zum Abbey Theatre kamen ihm dabei zustatten.[1]) Auf der von Tennyson eingeschlagenen Bahn schritten Michael Field und besonders Stephen Phillips weiter, der als ehemaliger Schauspieler einen guten Blick für Bühnenbedürfnisse hatte und seit seiner Sin of David (1904) auch das Gebiet des Problemdramas betrat. Tennysons Art führt auch Phillips' Vetter Laurence Binyon[2]) weiter, während die Blankversdramen Charles Doughtys die Masken Robert Bridges[3]) und die Dramatic Poems der Lady Margaret Sackville mit keinen öffentlichen Aufführungen rechnen.

Das poetische Drama wendet sich in erster Linie an Liebhaberbühnen und es ist interessant zu beobachten, wie es gern auf mittelalterliche Darstellungsformen zurückgreift. Seit 1908 wird in der Pfarre S. Silas, Kentish Town ein Mystery of Epiphany von B. C. Boulter aufgeführt und seit 1918 wird es in der Pfarrkirche selbst gespielt. Laurence Housman, der schon früher ein Nativity Play und ein Pageant of Our Lady verfaſst hatte, bestimmte seine neuesten Little Plays of St. Francis ebenfalls für Aufführungen in Landpfarren. Richard Wagner, den Bernard Shaw im Perfect Wagnerite (1898) seinen Landsleuten näher brachte, und William Morris, der ihnen mit

[1]) Vgl. Poems of W. B. Yeats, Preface.
[2]) Paris and Oenone.
[3]) Vgl. Gustav Noll, Anglia, Beiblatt XXIV, 347.

seinen Übersetzungen altnordischer sǫgur die altskandinavische Literatur erschlofs, führten dem poetischen Drama romantisch mittelalterliche Stoffe zu. So schuf Robert Calverley Trevelyan, dessen erstes Drama Cecilie Gonzaga (1903) in der Zeit der Renaissance spielt, mit dem Stück The Birth of Parsival (1905) eine Art Vorgeschichte zu Wagners Musikdrama, während er mit dem 1917 im Annual of New Poetry erschienenen Drama The Pearl Tree indischen Boden betrat. Einen anderen wagnerischen Stoff griff Maurice Baring 1911 mit Tristram und Iseult auf, nachdem er schon früher in The Black Prince (1902) ein historisches Thema nach Shakespeare-Tennysonschem Muster behandelt und in Proserpine (1908) eine Maske in der Art des gegenwärtigen poet laureate verfafst hatte. In den skandinavischen Norden führt uns Gordon Bottomley mit den Einaktern The Crier by Night (1902) und The Riding to Lithend (1909), welch letzterer jedenfalls durch William Morris' Gedicht Gunnar's House at Lithend veranlafst wurde. Von besonderem Interesse sind auch seine beiden Vorgeschichten zu Shakespeareschen Tragödien, nämlich der stark realistische Einakter King Lear's Wife (1915) und die Vorgeschichte zu Macbeth Gruach (1921).

Mit grofsem Eifer und viel Geschick tritt ein Dichter für das poetische Drama ein, der mit den Dramatikern Trevelyan, Bottomley, W. W. Gibson und Drinkwater und dem Lyriker W. H. Davies im Annual of New Poetry 1917 schrieb und der dem Versdrama neue Wege wies: T. Sturge Moore. Auf meine Bitte um Bekanntgabe einiger Lebensdaten antwortete der liebenswürdige Dichter in einem Brief: "I was born in 1870 and am not yet dead; the only other dates of importance you will find in the list of my works preceeding 'Tragic Mothers'." [1]) Sturge Moore erinnert in einer Hinsicht an Laurence Housman: wie dieser ist er Dichter und graphischer Künstler zugleich. Housman hatte sich Mitte der Neunziger-

[1]) Poetry: 1899 The Vinedressers and other Poems, 1901 Aphrodite against Artemis, 1903 Absalom, 1903 Danaë, 1905 The Little School, 1906 Poems, 1911 Mariamne, 1911 A Sicilian Idyll, 1914 The Sea is Kind, 1917 The Little School (enlarged), 1920 Danaë, 1920 Tragic Mothers. — Prose: 1899 The Centaur and the Bacchant from the French by Maurice de Guérin, 1920 The Powers of the Air. — Criticism: 1900 Altdorfer, 1904 Durer, 1906 Correggio, 1910 Art and Life (Flaubert and Blake), 1915 Hark to these three Talks about Style, 1919 Some Soldier Poets.



jahre als Illustrator des Yellow Book betätigt, jener ästhetischen Vierteljahrsschrift, die im Sinne Walter H. Paters die Kunst um der Kunst willen pflegte und deren Mitarbeiter als Impressionisten einen freien Ausdruck ihrer Beobachtungen und Gefühle anstrebten. Auch Sturge Moore ist praktisch[1]) und kritisch auf dem Gebiete der Malerei tätig. Er stellt sein malerisches Talent in den Dienst des poetischen Dramas, indem er die Entwürfe für Szenen und Kostüme selbst besorgt. Opernhaft wirkende Bilder entrollen sich in seinem Drama Mariamne vor dem Zuschauer und die Bühne bleibt bald für Augenblicke leer, um durch sich selbst wirken zu können, bald schreiten prunkvolle Aufzüge über sie hin. Im Sicilian Idyll läfst er eine Boecklinartige Küstenszene vor uns entstehen und schmückt seine Erzählung mit impressionistischen Bildern:

> The god Apollo never
> Burst through a cloud with more ease than thy son
> Poured from his homespun garb
> The rapid glory of his naked limbs,
> And like a streak of lightning reached the waves.

Mit der Übersetzung The Centaur and the Bacchant betritt er zum ersten Male die mythologische Fabelwelt und in seiner ersten Kunststudie über Altdorfer behandelt er einen Landschaftsmaler. Aus Sturge Moores Dichtung spricht öfters der ästhetische Impressionismus Paters — um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Bernhard Fehr verwendet — und zwar in jener Gestaltung, die ihm Oscar Wilde verliehen hat.

> The life that in such fellows runs to waste
> Is like a gust that pulls about spring trees
> And spoils your hope of fruit, while it delights
> The sense with bloom and odour scattered, mingled
> With salt spume savours from a crested offing,

heifst es im Sicilian Idyll, nachdem ein keckes Liebesabenteuer erzählt worden ist; in glühenden Farben wird die sinnliche Freude am nackten Körper ausgemalt; ein alter Eunuch stellt in Judith einem jungen Knaben nach. In Mariamne finden wir sogar einen wörtlichen Anklang an Oscar Wildes biblisches Pathos:

Mariamne:	Ballad of Reading Gaol:
A broken and a contrite spirit, Thou Wilt not reject.	And a broken and a contrite heart The Lord will not despise.

[1]) Seine Holzschnitte erschienen 1921 in der Sammlung Modern Woodcutters bei H. Furst.

Immer spricht Sturge Moore in einer getragenen, an archaischen Formen reichen Sprache zu uns, die sich an Shakespeares würdevollem Stil gebildet hat und wie auch der Stoff gegenwartsfremd ist. Eine an Shakespeare gemahnende Eigenart ist auch das Fehlen des Relativs in Subjektsfunktion: I think It once was age did lie quite out of sight! In seinen halbdramatischen Dialogen (The Rout of the Amazons, The Centaur's Booty, Faun and Laomedon, Pan's Prophecy) versetzt er den Leser in eine Ideallandschaft, ins klassische Altertum, wobei sich das Gespräch freilich oft um moderne Probleme dreht. Auch seiner Lyrik, halb romantisch im Gefühl, halb modern in der Gestaltung, ist der malerische Charakter eigen. Wenn die amerikanischen Imagists in jeder Dichtung eine Aneinanderreihung von Bildern in Worten erblicken, so sind es bei Sturge Moore Stilleben, die er aneinanderreiht:

A Duet.

"Flowers nodding gaily, scent in air,
Fowers posied, flowers for the hair,
Sleepy flowers, flowers bold to stare —"
"O pick me some!"

"Shells with lip, or tooth, or bleeding gum,
Tell-tale shells, and shells that whisper 'Come',
Shells that stammer, blush, and yet are dumb —"
"O let me hear!"

"Eyes so black they draw one trembling near,
Brown eyes, caverns flooded with a tear,
Cloudless eyes. blue eyes so windy clear —"
"O look at me!"

"Kisses sadly blown across the sea,
Darkling kisses, kisses fair and free,
Bob-a-cherry kisses 'neath a tree —"
"O give me one!"
Thus sang a king and queen in Babylon.

In seinen poetischen Dramen verwendet Sturge Moore Blankverse von oft sehr scharfem Gepräge, neben denen an lyrischen Stellen gern unregelmäfsige, reimlose Verse eintreten. Sowohl stofflich als auch hinsichtlich der Form hat der Dichter auf diesem Gebiete die verschiedensten Versuche gemacht. Wie Browning in seinen dramatischen Monologen, entrollt er mit Vorliebe Seelengemälde und daher ist ihm der Monolog immer ein willkommenes Darstellungsmittel.

Aphrodite against Artemis 1901, also ein der klassischen Sage entlehnter Stoff, eröffnet die Reihe seiner poetischen

Dramen, darauf folgte 1903 das biblische Drama Absalom. Von besonderem Interesse sind aber die beiden folgenden Dramen, in welchen er Stoffe wählt, die auch der deutsche Meister realistischen Dramas Friedrich Hebbel behandelt hat, ohne aber von ihm abhängig zu sein. Für Mariamne, A Conflict (1911) bildet wie für Hebbels Herodes und Mariamne Josephus Flavius die Quelle. Es ist eine grofse fünfaktige Tragödie, welche der Oper zustrebt und sich stofflich mit Hebbels 3. bis 5. Akt deckt. Stärker als Hebbel betont Sturge Moore Mariamnes Stolz, nicht blofs das gekränkte Gefühl der Frau, sondern ihren Stolz als Judenkönigin, an deren Seite Herodes nur der Prinzgemahl ist, ihren Stolz als Mutter, die in ihrem Sohn den verheifsenen Messias der Juden — ihren Christ — zu sehen hofft: und doch ist sie bereit, ihren Stolz zu beugen und um sich ihrem Sohne zu erhalten, wäre sie nicht nur imstande, die grundlose Beschuldigung des Ehebruchs und die auf Veranlassung ihrer Schwägerin und Todfeindin Salome durch den bestochenen Mundschenk des Königs gegen sie erhobene läppische Anklage des Giftmordversuchs auf sich zu nehmen, sondern sie läfst sich sogar herab, in letzter Minute Herodes um Gnade zu bitten: freilich ebenso zu spät wie des Königs aus freien Stücken gegebener Begnadigungsbefehl. Die übrigen Charaktere, selbst der des eifersüchtig, blind verliebten Herodes, treten neben ihr zurück. Aufser für die psychologische Gestaltung der Charaktere hat der Dichter für kostüm- und sittengeschichtliche Details grofse Mühe verwendet, mag es sich nun um Mariamnes Toilette in ihren Gemächern oder um ihre Anklage vor dem versammelten Sanhedrin handeln. — Ein zweites Mal behandelt Sturge Moore einen Hebbelschen Stoff in dem Einakter Judith (1911). Das Stück wurde seinerzeit von der Stage Society mit Ricketts-Kostümen aufgeführt und der Dichter ist damit beschäftigt, es durch eine Umbearbeitung, die noch nicht erschienen ist, den Bedürfnissen der Bühne besser anzupassen. Im Mittelpunkt dieser dramatischen Szene steht die Ermordung des Holofernes durch Judith und die an Marlowesche Gestalten wie Tamerlane erinnernden Charaktere der Hebbelschen Tragödie sind ins Melodramatische abgedämpft. Judith, die zunächst vor Holofernes tanzt, wie Salome bei Oscar Wilde, kämpft im Monolog einen Browningschen Seelenkonflikt durch, bevor sie den Schlafenden tötet, nicht wie bei dem deutschen Dichter, um ihre Mädchenehre

zu rächen, sondern, wie sie es in der Bibel tut, um ihr Volk zu retten. Dazu treten Kontrastgestalten, wie ein Eunuch und ein Knabe, sowie zwei Hauptleute, die von der Tragödie, welche sich in Holofernes' Zelt abspielt, keine Ahnung haben. Eine inhaltliche Abhängigkeit vom deutschen Dichter besteht nicht.

Hat Sturge Moore auch den gottlosen Holofernes nicht aus Hebbel herübergenommen, da dieser in seinem Übermafse an das Groteske grenzt, so hat er doch in einem gleichzeitigen Stück, A Sicilian Idyll, in der Gestalt des Pessimisten den Gottesleugner gezeichnet. In dem idyllischen in ideale Ferne gerückten Rahmen eines Gesprächs zwischen zwei alten Liebesleuten erfahren wir zunächst die Geschichte eines schönheitsdurstigen jungen Mannes, der seine Kraft in Casanovaartigen Liebesabenteuern vergeudet. Im düsteren Gegensatz zu ihm steht der Pessimst, der an das Wirken eines Gottes nicht glauben kann, da er die Vergänglichkeit alles Schönen erkannt hat und der nach vorübergehender Heilung nur um so sicherer dem Wahnsinn verfällt. Wie er zum Schlusse aber noch einmal als eine Art von Enoch Arden über die Bühne geht, dessen einstiger Schützling, dem er Gott und Schicksal hatte sein wollen, von seiner eigenen Mutter zu seinem Erben eingesetzt wird, kommen sogar die beiden alten Leute zu der Überzeugung von der Ohnmacht der Götter.

Einem kürzeren Gedichte, das der Sammlung The Sea is Kind 1914 den Namen gibt, verleiht Sturge Moore wieder dramatische Form und griechisches Kostüm; als eigentliches Drama ist jedoch diese Dichtung nicht zu bezeichnen. Wohl ist sie aber jenen Experimenten gleichzustellen, die der Dichter in seinem jüngsten Bande poetischer Dramen Tragic Mothers 1920 macht. Zwei derselben, Medea und Niobe, sind der klassischen, das dritte ist der altnordischen Sage entlehnt. In Medea greift der Dichter die Form der japanischen Noh-Spiele des 14. und 15. Jahrhunderts auf, die von W. B. Yeats in der Einleitung zu einer Abhandlung des amerikanischen Romanisten und Imagisten Ezra Pound [1]) über dieses Thema der modernen Bühne zur Nachahmung empfohlen worden waren. Diese Spiele [2]) sind ihrem Ursprunge nach mit der altgriechischen Tragödie nahe verwandt; sie verfolgten religiöse Zwecke; der

---

[1]) Ezra Pound, Noh, a Study of the Classical Stage of Japan.
[2]) Vgl. Arthur Waley, The Nō Plays of Japan 1920.



Verfasser war gewöhnlich auch der Hauptdarsteller und Komponist der musikalischen Rezitative und zwar gewöhnlich ein buddhistischer Priester. Nur der erste und zweite Schauspieler trugen Masken; daneben trat noch ein unmaskierter Chor auf, der während der Aufführung auf der Bühne blieb, ohne in die Handlung einzugreifen, sondern fächerschwingend sein Rezitativ sang. In der Medea, welche Beryl de Zoete zugeeignet ist, bedarf es keiner eigentlichen Bühne. Der Chor, bestehend aus einem Vorhangträger und zwei Vorhangentfalterinnen, begrüſst das Publikum, entfaltet einen Vorhang und erzählt die Geschichte Medeas, um sich dann ruhig niederzulassen: [The Second Folder has wimpled her head in grey lawn:]

> We had been over-heard but that they stir
> The boughs so, brushing through the thicket hither.
> Yet had we been, they must have deemed shrubs talked;
> For we are junipers to mortal eyes.

Die beiden einzigen Schauspieler sind Medea, die ihre Kinder getötet hat, und die Nymphe Proto, deren Schutz Artemis die unglückliche Mutter übergeben hat. Medea glaubt die Stimmen ihrer ermordeten Kleinen zu hören und da sie fürchtet, diese könnten sich scheuen, in Anwesenheit einer Fremden sich ihrer Mutter zu zeigen, versenkt sie die Nymphe in einen Zauberschlaf. Für Medea und die Zuschauer unsichtbar spielen und reden die Kinder mit ihrer Mutter, wobei die beiden Vorhangentfalterinnen mit den Stimmen der Kinder sprechen. — Sind hier die Bühnenerfordernisse schon auf ein Mindestmaſs herabgestellt, so trifft dies noch mehr für Niobe zu: A drama for three voices overheard from behind screen or curtain. Man vernimmt zuerst die Stimmen der beiden jüngsten Kinder Niobes, die sich vor den beleidigten göttlichen Geschwistern verbergen wollen, aber trotzdem getötet werden, und dann die Stimme der klagenden Niobe in einem langen Monolog, wie ihn Browning und Tennyson lieben. — Am dramatischesten, aber auch wieder opernhaft, ist Tyrfing, wofür die an. Hervararsaga den Stoff und teilweise auch die Worte geliefert hat. Das Interesse für an. Dichtung war im 19. Jh. durch William Morris geweckt worden, der selbst mit E. Magnússon eine altnordische Sagabibliothek herausgab. Das den Zwergen entwendete Zauberschwert Tyrfing, das alle tötet, die es verwundet hat und an dem der Fluch haftet, daſs jeder,

der es führt, eine schmähliche Tat vollbringen und sterbend um seinen Besitz kämpfen mufs, ist mit seinem letzten Besitzer Angantyr auf Samsey begraben. Seine Tochter Hervor strebt darnach und sucht die Grabstätte des Vaters auf, beschwört ihre gefallenen Onkel und Angantyr, der schon bereit ist, ihr Tyrfing auszuliefern, als ihre Mutter Tofa, welche die Tochter vor dem Fluche retten will, das Schwert ergreift, das ihr im Ringen mit der Tochter in die Brust dringt. Sie stirbt und Hervor zögert nun, das Schwert zu behalten, allein die Geister ihrer Eltern fordern sie auf, Tyrfing ihrem zu erwartenden Heldensohne aufzubewahren. Teile des Gesprächs zwischen Angantyr und Hervor sind wörtlich in der an. Hervararsaga vorgebildet:[1])

Angantyr qvað:	Angantyr:
„Liggr mer vnd herðum	*The slayer of Hialmar lies beneath my shoulders,*
Hialmars bani,	Hilt and blade *wrapped in fire. No maid on earth*
allr er hann vtan	*Dare put her hand to it.*
elldi sveipin;	
mey veit ek enga	
molldar hvergi,	
at þan hior þori	
i hendr nema.“	
Hon segir:	Hervor:
„Ek man hirða	*I'm game to grasp*
ok i hendr nema	*That hot hilt,* risking a scorched palm; and quickly
hvarsan mæki,	Could cool it in this grass, then stroke the blade
ef ek hafa mættag;	To let it know I love good workmanship.
vggi ek eigi	Look, when I wave my spear these elf flames limp
elld brennanda:	And droop and start aside: the draught my shield fans
þegar logar lægir,	Chases them right and left. I'll peep inside
er ek lit yfir.	And see if I can reach to Tyrfing's cradle.
Hann qvað:	Angantyr:
Heimsk ertv, Hervor!	*Though brave, thou wert a fool to push wide — eyed*
hvgar eigandi,	*Into these fires;* stand back! *I rather give*
er þv at avgvm	*Thee sword* and curse than see thee self — destroyed.
i elld rapar;	Pull a good hand-full of the dewiest bents
ek vil helldr selia þer	Lest it should scorch thy flesh.
sverð or havgi,	
mær en vnga!	
makað ek þer synia.	

An anderen Stellen hat aber Sturge Moores Fantasie ganz selbständig geschaffen. Hervors Mutter Tofa, die tragische

[1]) Sophus Bugge in Det Norske Oldskriftselskabs Samlinger. XVII. Norröne Skrifter af sagnhistorisk Inhold, Christiania 1873 (S. 219 ff.).

Mutter, wird in der an. Saga nur einmal erwähnt, ganz frei erfunden ist die packende Szene, in der Hervor ihre Onkel heraufbeschwört und vor allem der ganze Konflikt. Auch hier haben wir ein poetisches Drama vor uns, das sich zur Aufführung nicht an die grofsen öffentlichen Bühnen wendet, sondern lieber im engeren Rahmen privater Theatervorstellungen bleibt. Der Dichter hat das Stück mit Lehrkräften der Bedales School lange eingeübt, bis er bei einer Aufführung am 4. November 1922 einen wirklichen künstlerischen Erfolg erzielte.

Wien, am 26. Dezember 1922. Friedrich Wild.

Der Verfasser der *Meditationes vitae Christi*.

Da dies früher unter den Werken Bonaventuras gedruckte Werk auch im Mittelenglischen öfters benutzt, bearbeitet und übersetzt worden ist,[1]) dürfte es die Anglisten interessieren, etwas über den Verfasser und die Abfassungszeit zu erfahren. Wir wissen jetzt, dafs es zwischen 1263 und 1328, vermutlich noch vor 1300 geschrieben ist, und zwar von dem Franziskaner Johannes de caulibus (Fra Giovanni) von San Gimignano in Toskana, vgl. H. Boehmer in den Berichten über die Verhandlungen der sächs. Ak. der Wiss., Phil.-hist. Kl., 73. Bd., 1. Heft, Leipzig 1921, S. 35 ff. Dies hat zwar schon Bonelli nachgewiesen, aber die Kunde davon scheint bisher nicht in unsre Fachkreise gedrungen zu sein, denn überall, wo von dem Werke die Rede ist, wird es höchstens als pseudobonaventurisch bezeichnet.

[1]) Zuletzt (vor 1410) von Nic. Love, gedr. 1488 u. 1495, herausg. von Powell, Oxford 1908.

Kiel. F. Holthausen.

[20. 5. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. August 1923. Nr. VIII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Guy of Warwick. Nach Coplands Druck zum ersten Male herausgegeben von Prof. **Dr. Gustav Schleich,** Geh. Studienrat, Ober-Studiendirektor a. D. Leipzig, Mayer & Müller, 1923.
A. u. d. T.: **Palaestra** 139. — VIII + 274 Ss. 8°.

Nachdem Zupitza schon mehrere Fassungen der Guy-Romanze veröffentlicht hatte, gibt nunmehr G. Schleich aus dem Nachlafs seines Lehrers den Coplandschen Druck (nach V. 5042, wo ein Erdbeben erwähnt wird, 1551—61 zu datieren) heraus. Die Abschrift beruht auf zwei alten Exemplaren des seltenen Buches. S. hat der Ausgabe einige einleitende Bemerkungen nebst einer Inhaltsangabe nach den wichtigeren englischen Fassungen vorangeschickt, sowie 30 Seiten erklärender Anmerkungen nebst einem Verzeichnis der Eigennamen und einem Register zu den Noten beigefügt. Das Gedicht umfafst 7976 Verse in Kurzreimpaaren und befindet sich, formell betrachtet, in recht übler Verfassung. Viele Verse sind zu lang oder zu kurz, manche haben gar keinen oder einen sehr schlechten Rhythmus. Schleich hat der Versuchung widerstanden, die oft auf der Hand liegenden Besserungen vorzunehmen; nur wenn der Sinn oder der Reim Hilfe erforderte, hat er behutsam eingegriffen. Oft wäre schon durch Anfügung eines End-*e* der ursprüngliche Text leicht herzustellen gewesen, vgl. V. 7 f.:

And gladly hearë good⟨e⟩ sawes
Which that good⟨e⟩ men us shawes.

Das Gedicht zu lesen, ist also kein besonderer Genufs, aber es eignet sich vorzüglich zu textkritischen Übungen im Se-

minar. Dafs es in der gedruckten Form nicht aus der Hand des Dichters hervorgegangen ist, daran ist nicht zu zweifeln! Copland oder ein Zeitgenosse desselben ist gewifs auch nicht der Verfasser gewesen, da das sehr oft erhaltene, bezw. erforderliche End-*e* spätestens auf die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts weist, wozu auch die häufigen Endbetonungen französischer Wörter trefflich passen.

Zu den Anmerkungen nur ein paar Worte. Bei V. 14 behandelt S. die Infinitive auf *-n*. Dabei hätten aber die Fälle ausgeschieden werden sollen, wo *to* vorhergeht, z. B. *to done* 3512, *to lyne* 6523, *to warrayne* 2236. — V. 2088: *of them slewe so great a bente* ist dem Herausgeber unklar geblieben. Ich fasse *a bente* = *on bente* und ergänze *wane* 'Menge' hinter *great* nach 2095. — Zu 2572: *horse* ist doch die alte endungslose Pluralform! — 2799: die Alternative: *and 3 knightes sentest me agayne* möchte ich aus rhythmischen Gründen ablehnen. Der Vers hätte ja fünf Hebungen. — 3062: Reime wie *I* : *sorry* sind keine blofsen 'Augenreime', da im älteren Neuenglischen die Aussprache *ai* für nebentoniges *-y*, *-ly* gut bezeugt ist. Daher auch der Reim *arise* : *enemies* in der englischen Nationalhymne, den freilich die Engländer durch ihre moderne Aussprache *enimis* verderben. — V. 3880. Der Anstofs fällt weg, wenn man bedenkt, dafs *ylaive* im Me. 'Schwert' und 'Lanze' bedeutet. — V. 4788 f. Da eine Form *glede* 'glitt' natürlich unmöglich ist, haben wir *glode* dafür einzusetzen; das Reimwort *head* ist dann durch *hood* 'eiserne geflochtene Kappe über dem Kopfe unter dem Helme' zu ersetzen. Desgleichen in V. 7865 f. — V. 5077. Wenn wir *gan*, resp. *gunne* vor *all* einschieben, wird das auffallende *to-flawen* Infinitiv. — V. 5091: *and he toke him with the spurres gresse* (: *presse*) ist gewifs sinnlos. Man lese *a resse* 'einen Lauf' und fasse *toke* in der Bedeutung 'gab'; *he* ist zu tilgen. — 6459: *John* mit *ū* zu lesen, scheint mir doch untunlich. Der Reim: *Mahoun* ist nicht schlechter, als der von *lond* : *ground*. — V. 6832. Das weifse Wiesel, das aus des schlafenden Terrys Munde läuft, ist natürlich seine Seele in Tiergestalt.

Obwohl es interessantere und wichtigere me. Texte gibt, die eine Ausgabe oder Neuausgabe verdienten, sind wir dem um die mittelenglische Literatur so verdienten Herausgeber für seine pietätvolle und sorgfältige Arbeit zu hohem Danke

verpflichtet. Das Abhängigkeitsverhältnis der verschiedenen Fassungen hat er leider ungeklärt lassen müssen und sich auf S. 269 f. mit einem kurzen Hinweis auf Weyrauchs und Zupitzas Feststellungen, bezw. Annahmen, begnügt. Möge es einem deutschen Forscher vergönnt sein, auch die noch ausstehenden Texte zu veröffentlichen und die damit verbundenen literarischen Fragen endgültig zu entscheiden! Dafs deutsche Verleger in dieser schweren Zeit, wo fast die ganze Kulturwelt uns schmählich im Stich läfst, einen belanglosen me. Text in so anständiger Ausstattung herausgebracht haben, dürfte selbst im feindlichen Ausland Anerkennung und Bewunderung erwecken.

Kiel, im Juni 1923. F. Holthausen.

H. Kalén, A Middle English Metrical Paraphrase of the Old Testament. Göteborg 1923. 194 + 177 S.

Eine fleifsige Textausgabe nach traditionellem Muster. Ein Drittel der Paraphrase wird hier nach zwei Hdschr. veröffentlicht. Eine Ausgabe der weiteren ca. 1000 Stanzen wird in Aussicht gestellt. Die Einleitung behandelt Hdschr., Lautlehre, Grammatik, Mundart und Datierung, Verslehre und Literaturgeschichtliches. Letzteres ist besonders unbefriedigend. Verf. kennt äufserst wenig von der bezügl. Literatur. Auch hinsichtlich der benutzten Bücher wird eine Menge sonderbarer Behauptungen geboten. So sagt Verf., die Eltern Moses seien nicht mit Namen in der Bibel erwähnt (S. CLXXXIV), sondern der Dichter hätte die Namen aus Pet. Comestor geholt. Die Bibel nennt aber diese Namen geradezu häufig (Exod. VI, 18—20, Num. III. 19; XXVI. 58—59; I Ch. VI. 2—3, 18; XXIII. 12—13; XXIV. 20). Auch Asmodeus sei nicht in der Bibel, sondern nur in Comestor. Die Stelle, die Verf. aus Comestor zitiert (S. CLXXXVIII), ist aber wörtlich aus Tobiæ III. 8 geholt. Die Verbindung *swynke & swell* (S. CLXXXIX) ist nicht nur der *Paraphrase* und den *York Plays* eigentümlich, sie war eine äufserst häufige und findet sich bei Layamon, in *Cursor Mundi,* bei Shoreham, in den *Altengl. Leg.* usw. Auch die Verbindung *fysch to flett with fyn* (ib.) findet sich anderswo (Langland). Die Tradition hinsichtlich Balaam, Balak und

Moses etc. (S. CLXXXVI), erscheint schon in der Apokalypse II. 14. Die vier Flüsse des Paradieses (S. CLXXXIV) sind ausführlich beschrieben Gen. II. 10 ff. Hinsichtlich Esau & Jacob (S. CLXXXIV) vgl. Gen. XXV. 26 usw. Das Ganze ist ein Beispiel mechanischer Zusammenstellung von mehr oder minder ähnlichen Stellen aus den wenigen Verf. bekannten Büchern und für die eigentliche Forschung irreführend. Das *Catholicon* (S. CXCIII) dürfte das eigentliche Buch dieses Namens von Joh. Balbus de Janua sein (vgl. dies Buch *s. v. talentum*).

Lund. S. B. Liljegren.

A. E. Brooks, Browningiana in Baylor University.
A. u. d. T.: **Baylor University Bulletin** Vol. XXIV. 5—6. Waco, Texas, 1921. VII + 405 S.

Miss Brooks hat hier einen ausführlichen Katalog von den Browningiana angefertigt, die der bekannte Browning-Enthusiast Prof. A. J. Armstrong an der Baylor Universität gesammelt hat. Es handelt sich hier um eine Spezialsammlung, die die gröſste in Amerika sein dürfte. Mehr als 500 Nummern sind verzeichnet in diesem Kataloge, der doch nicht ganz ausschöpfend ist. Es gibt da eine groſse Menge von Erst-Ausgaben, Briefen aus Brownings Briefwechsel, noch nicht veröffentlichten Gedichten usw. Eine besondere Sammlung von Browning-Parodien ist auch im Fortschreiten. Hinsichtlich Elizabeth Browning ist Vollständigkeit nicht erzielt. Die Zahl der Bücher und Zeitschriften, die sich mit Browning beschäftigen, erscheint hier in dem Katalog eine ganz unerwartet groſse. Daſs dieses Verzeichnis für das Studium von Browning sehr wichtig ist, erhellt ohne weiteres. Besonders die Kenntnis des Ethikers ist hier durch amerikanischen tatkräftigen Enthusiasmus und groſse Geldmittel in einer Weise erleichtert, wie wohl mit keinem seiner Zeitgenossen unter den Dichtern es sonst der Fall ist oder kaum werden wird. Nach den Hilfsmitteln zu urteilen, könnte also diese uns noch wenig bekannte amerikanische Universität vielleicht der Mittelpunkt der Browning-Forschung werden.

Lund. S. B. Liljegren.



An Enterlude of Welth and Helth. Eine englische Moralität des XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von **F. Holthausen.** Zweite verbesserte Auflage.

A. u. d. T.: **Engl. Textbibliothek.** Hg. von **J. Hoops.** Bd. 17. Heidelberg, Winter, 1922. XIX + 50 Ss.

Nachdem die erste kritische Ausgabe dieser in vieler Beziehung — nicht zum wenigsten durch ihre Ähnlichkeit mit Skeltons *Magnificence* — interessanten und als Text für Seminarübungen recht geeigneten Moralität seit längerer Zeit vergriffen war, legt Holthausen eine neue Ausgabe vor, die mit vollem Recht als eine verbesserte bezeichnet werden kann. Während für die erste Ausgabe nur der von Greg veranstaltete Faksimiledruck des 1906 in Irland gefundenen Druckes als Grundlage dienen konnte, ist für die Neuausgabe auch das 1907 aufgetauchte Exemplar benutzt worden, das zwar nicht minder nachlässig gedruckt, doch bedeutend leserlicher ist und auch einige bessere Lesarten aufweist. So stellt der jetzt vorgelegte Text einen wesentlichen Fortschritt dar.

Die Einleitung unterrichtet zunächst über Überlieferung und Ausgaben und beschäftigt sich dann eingehender mit den verschiedenen, planmäfsig im Stücke wechselnden metrischen Formen, deren Verschiedenheit auch im Text typographisch hervorgehoben ist. Ferner enthält sie eine kurze Inhaltsanalyse nebst einigen Bemerkungen über Aufbau, Idee, Aufführung und Entstehungszeit sowie eine Charakteristik des Dichters.

Die Veränderungen in der Einleitung gegenüber der Ausgabe von 1908 sind nicht erheblich. Hinzugefügt sind die Angaben über den neu gefundenen Blackletterdruck B (S. VIII) sowie einige Bemerkungen über die Entstehungszeit (S. XVII), Während in der ersten Ausgabe (S. 52) als *terminus a quo* 1553 angenommen wurde, verlegt Holthausen jetzt im Anschlufs an Hunter MLR 3_{367} die Entstehung in den Anfang des 16. Jhdts.; als Grenzen kommen die Jahre 1493—1519 in Betracht. Entscheidend sind die historischen Anspielungen. Den sprachlichen Kriterien kommt nicht allzu viel Bedeutung zu. Verbalformen wie die Plurale *doth* und *gettëth* kommen bis ins 17. Jhd. vor. Auch dürften diese Plurale auf *-th* nicht ausreichen, um den Verfasser als Südengländer zu erweisen (S. XVIII); vgl. Verf. AB 34_{72}. — S. X Z. 32 lies Aufgabe.

Göttingen, 17. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

Hereward T. Price, The Text of Henry V. Newcastle-under-Lyme: Mandley & Unett. [o. J.] 55 SS.

Die Studie ist das Ergebnis langjähriger und eindringender philologischer Beschäftigung mit dem Texte von Shakespeares *Henry V.* Von den drei Quartoausgaben ist so gut wie ausschliefslich Q^1 von 1600 berücksichtigt; mit Recht, denn Q^2 (1602) besitzt keinen Quellenwert, und Q^3 (1608, d. i. 1619) besitzt gegenüber Q^2 nur den Vorzug öfterer Übereinstimmung mit F^1. Q^1 enthält etwa die halbe Zahl der Verse von F^1 und erscheint auch sonst in inhaltlicher Hinsicht F^1 unterlegen.

Eingehend behandelt Price die Geschichte der Kontroverse um das Verhältnis von Q^1 und F^1 seit Pope, der Q^1 als ersten Entwurf, F^1 als ausführlichere, wenn auch geringwertigere Version ansah. Den entgegengesetzten Standpunkt begründete zuerst ausführlich P. A. Daniel: nach ihm ist F^1 der erste Entwurf, Q^1 eine revidierte Ausgabe von F^1; er brachte als erster gute Gründe dafür bei, dafs Q^1 nicht als erste Skizze zu betrachten ist. Seine Darlegungen wurden für die meisten modernen Editoren mafsgebend. Erst Pollard und Wilson[1]) brachten das Problem von neuem in Flufs: das früheste Stück mit dem Titel *Henry V.* mufs vor dem 3. September 1588 bestanden haben; das erste gedruckte Stück *The Famous Victories of Henry the Fifth* erschien 1598 und lieferte Shakespeare den Stoff für *Henry V.*, namentlich aber für *Henry IV.* Jedoch entnahm Shakespeare seinen Stoff nicht direkt von dort, sondern aus einer Zwischenfassung (*intermediate play*), die vor 1593 von den *Strange's men* gespielt und von Shakespeare kurz vor 1593 bis etwa Akt I einschliefslich revidiert wurde. Q^1 beruht auf der gekürzten Fassung dieses Stückes, die für die Wanderfahrt von 1593 hergestellt wurde; ein in Nebenrollen auftretender Schauspieler verschaffte den Druckern seine eigenen Rollen und den übrigen Text, soweit es ihm möglich war. Für F^1 sind die Erfahrungen langjähriger Bühnenpraxis nutzbar gemacht. — Allgemein gilt heute jedenfalls Q^1 als *surreptitious.* Price greift auf die Theorie von Daniel zurück: Q^1 ist nicht ein erster Entwurf, sondern F^1 liegt deutlich vorauf und ist das Werk Shakespeares. Prices Studie läuft also im wesent-

[1]) *Times Literary Supplement* 1919: 9. 1., 16. 1., 13. 3., 7. 8., 14. 8.

lichen auf eine Widerlegung von Pollard-Wilson hinaus.

In Kapitel III wird der Text von Q^1 eingehend beleuchtet: Q^1 ist eine Bühnenausgabe; ganz interessant ist der Nachweis, dafs die neueren Bühnenausgaben hinsichtlich der Auslassungen, vor allem auch der Chöre, mit Q^1 weitgehend übereinstimmen. Ausführlich kommt die Möglichkeit einer Aufnahme des Q^1-Textes mit Hilfe von Brights Stenographiesystem zur Sprache. Der Nachweis von Spuren einer stenographischen Vorlage ist schwierig; meist stehen befriedigende andere Erklärungen zu Gebote; nicht selten gibt die befehdete Auffassung von Pollard-Wilson eine gleich gute Deutung. Zu einer durchschlagenden Beweisführung gelangt Price nicht; der Hauptgrund gegen eine stenographische Vorlage ohne Zuhilfenahme anderer Quellen ist die erstaunlich gute Versabteilung. Einzelne Teile wie die Rolle *Gowers* und *Exeters* wurden auch nach Price zweifellos vom Schauspieler zur Verfügung gestellt.

Ebenso ausführlich wird in Kapitel IV der Foliotext untersucht; für eine genaue Festlegung der Entstehungszeit sind weder innere noch äufsere Gründe zureichend. So beschränkt sich Price auf eine kritische Betrachtung der Theorie Pollard-Wilson, wonach in F^1 langjährige Bühnenerfahrung verwertet sei. Dem ist augenscheinlich nicht so; die dramatische Konzentration erscheint eher abgeschwächt. Zudem steht in Einzelheiten wie in der Gesamtkomposition F^1 Holinshed näher als Q^1. Die Übereinstimmungen gehen soweit, dafs F^1 als direkte Bearbeitung von Holinshed erscheint; eine lange Bühnengeschichte ist undenkbar. Q^1 ist lediglich eine "*potted*" F^1. Manches mufs auch hier offen bleiben; das Quellenverhältnis von *Henry V.* ist noch nicht genügend geklärt. Auch bleibt die Frage nach dem Bühnenredaktor von Q^1 ungelöst.

Kapitel V erörtert auf Grund der vorangegangenen Darlegungen einige Lesungen des *textus receptus*, die im allgemeinen wenig belangvoll sind.

Vergleicht man die erzielten sicheren Resultate mit der aufgewandten Mühe, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs sie in keinem befriedigenden Verhältnis zueinander stehen. Dafs in F^1 das eigentliche Werk Shakespeares

zu sehen sei, haben auch Pollard-Wilson nicht bestritten. Über die Entstehung von Q^1 hat auch Price keine endgültige Erhellung zu geben vermocht. Die vorgeschlagenen Textbesserungen sind meist wenig belangreich, einschneidendere sind nicht immer zwingend begründet. Trotzdem wird die methodisch umsichtige und sorgfältige Studie als besonnene Kritik der Ansicht von Pollard-Wilson ihren Platz in der Geschichte der Shakespeareforschung beanspruchen dürfen.

Göttingen, 22. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

George R. Stewart, Modern Metrical Technique as illustrated by ballad meter (1700—1920). Diss. Columbia University. New York 1922. 120 S.

Die Abhandlung setzt sich zum Ziel, die Entwicklung der Struktur des engl. Verses etwa von der Zeit Popes bis auf die unmittelbare Gegenwart zu verfolgen an einer einzigen Versform; dem *ballad meter*. Diese Beschränkung ist methodisch sehr vorteilhaft: die wesentlichen Punkte treten in der Analyse einer einzelnen Versform weit schärfer hervor, und Rückschlüsse auf andere Versformen sind leicht möglich. Dazu kommt, daſs die wichtigen Entwicklungstendenzen im *ballad meter* eher als anderswo greifbar werden und sich hier auch energischer ausgewirkt haben.

Die Untersuchung zerfällt eigentlich in zwei groſse Teile. Die ersten vier Kapitel sind mehr als eine breit angelegte Einleitung gedacht. Kap. I. *Introductory* enthält einige allgemein einleitende Bemerkungen, namentlich auch über die verwandten metrischen Zeichen und Termini. Kap. II. *Ballad Meter before 1700* schildert kurz die Geschichte des behandelten Metrums, das Verf. zuerst im Poema Morale findet, bis zum Ende des 17. Jhdts.; dabei wird die Frage nach dem Ursprung hier offen gelassen und erst am Schluſs (S. 111 ff.) kurz aufgenommen. Um 1700 ist in der hohen Literatur das Metrum eindeutig geregelt, während die volkstümliche Literatur sich ihre Freiheiten bewahrt. Die Entwicklung bis um 1700 führt von der Vielartigkeit zur Einheitlichkeit, von der Freiheit zur Regelgebundenheit; nach 1700 setzt die umgekehrte Tendenz ein. Somit ist mit dem Jahre 1700 ein historisch begründeter Ausgangspunkt für die Untersuchung gegeben. Kapitel III

handelt kurz über die Fortentwicklung der um 1700 herrschenden regelmäſsigen Form des *ballad meter*, die noch bis ca. 1800 den Vorrag behält und erst seit dem ersten Viertel des 19. Jhdts. zugunsten der neuentwickelten Spielarten zurücktritt. Wenig lebenskräftig ist *The Trisyllabic Verse* (Kap. IV). *Trisyllabic verse may be defined as meter in which each foot is composed of three syllables'* (S. 36). Er beginnt als literarische Form mit Matthew Prior, findet sich aber bis auf die Gegenwart nur sporadisch. Ein bestimmter künstlerischer Zweck ist mit dieser Versart nicht verbunden; als Folgeerscheinung läſst sich eine gewisse Neigung zur Verbosität feststellen. Historisch betrachtet stellt der *trisyllabic verse* die erste Variation des *ballad meter* dar; von hier nimmt die Einführung dreisilbiger Füſse ihren Ausgang.

Damit ist Stewart beim eigentlichen Hauptteil angelangt. Vier Erscheinungen sind es, die die Entwicklung der engl. Versstruktur von Pope zur Gegenwart hin bestimmen; diese kommen nacheinander zur Sprache.

An erster Stelle steht die *Trisyllabic Substitution* (Kap. V). *'Trisyllabic substitution is the practice by which feet of three syllables are mingled in the same verse with feet of two syllables'* (S. 42). Dies findet sich zum ersten Mal in recht geringem Ausmaſs bei Allan Ramsay und Burns. Wichtig für die Ausbreitung war der Einfluſs, der von der Wiederbelebung der Balladenliteratur, namentlich Percy, ausging. Kühner ist schon Blake. Bahnbrechend aber wurden die eigentlichen Dichter der Romantik, Southey und Coleridge einerseits, Scott, Lewis und Leyden andrerseits: *Christabel* und *The Lay of the Last Minstrel* sind die Werke, die der Neuerung das Heimatsrecht sichern. Um 1825 ist der gegenwärtige Standpunkt bereits erreicht; von den vier Neuerungen ist diese am festesten verwurzelt. In technischer Hinsicht bieten sich keine schwierigen Probleme. Bestimmte künstlerische Effekte sind — trotz Coleridges Vorwort zu *Christabel* — nach der Meinung des Verf. nicht damit verbunden. Erreicht wird damit einmal — wie bei den anderen Neuerungen gleichfalls — eine stärkere metrische Abwechslung, sodann eine Angleichung des Verses an die dreisilbigen sprachlichen Einheiten.

Die zweite Neuerung ist die *Metrical Pause* (Kap. VI). *'The metrical pause is a period of silence in verse produced by the omission of one or more syllables from the regular metrical scheme'* (S. 65). Obwohl im allgemeinen mit der Zäsur zusammenfallend, ist sie doch prinzipiell davon geschieden zu halten. Diese Neuerung gewinnt erst um 1820 an Raum, zunächst in Lockharts *Ancient Spanish Ballads* unter deutlicher Anlehnung an die fremden Originale. An Lockhart knüpft bewufst Macaulay in seinen *Lays of Ancient Rome* an; durch ihn wird der Gebrauch allgemein. Den Höhepunkt der technischen Entwicklung bezeichnet Morris' *'Sigurd'* (S. 75 ff.). Auch diese Neuerung bietet in technischer Hinsicht nicht viele Schwierigkeiten; ebensowenig lassen sich bestimmte künstlerische Absichten als mit ihr verbunden erweisen. Erzielt werden dadurch metrische Abwechslung und innigere Versbindung.

Diese Erscheinung führt unmittelbar hinüber zur dritten Neuerung, dem *Monosyllabic Foot* (Kap. VII), wie dieser andrerseits auch mit der dipodischen Versstruktur eng verwandt ist. *'The monosyllabic foot is a metrical time interval composed of one (stressed) syllable not followed by a pause perceptible to the ear'* (S. 80). In der Literatur tritt er seit etwa 1820 auf, gewinnt aber erst gegen Beginn dieses Jhdts., vor allem bei Kipling und Masefield, an Verbreitung. In technischer Hinsicht bietet sich mancherlei von Interesse; bei Verwendung des *monosyllabic foot* halten die Dichter es vielfach für notwendig, ihn durch irgendwelche typographischen Mittel zu bezeichnen. Heute haftet ihm noch etwas Populäres, sogar z. T. Vulgäres an. Neben der metrischen Abwechslung wird dadurch die Verwendung monosyllabischer Wörter im Verse ermöglicht.

Am meisten Schwierigkeiten bereitet der *Dipodic verse* (Kap. VIII). *'Dipodic verse is meter in which the time interval is measured by a compound unit of two ordinary feet alternately carrying a stronger and a weaker stress'* (S. 95). Er findet sich seit der Romantik ab und an in der Literatur, ist aber noch heute recht selten; starke Verwendung findet er bei Kipling. Technische Probleme bieten sich in grofser Zahl. Der Hauptgrund zu seiner Verwendung ist in der dadurch ermöglichten metrischen Abwechslung zu sehen; eine sprach-

liche Basis fehlt. Da hier noch so vielerlei problematisch bleibt, mufs es umso bedenklicher anmuten, wenn Stewart S. 109 ff. eine Reihe weittragender konstruktiver Schlüsse zieht, die sich z. T. auf die ae. Metrik beziehen und deren letzter besagt, dafs die letzte Quelle des *ballad meter* der ae. Alliterationsvers sei.

Kapitel IX bietet eine Zusammenfassung der Untersuchungen mit gelegentlichen Ausblicken auf andere Versformen sowie einige Bemerkungen über den *free verse.*

Bei allen metrischen Untersuchungen mischt sich ein stark subjektives Element hinein; hier lassen sich viel weniger exakte Ergebnisse erzielen als bei sprachlichen Forschungen. Unter diesem Vorbehalt verbleibt nach Abzug der bereits angedeuteten Schwächen des VIII. Kapitels noch ein erheblicher Bestand von wohlerwogenen und sorgfältigen Ausführungen zur Geschichte der ne. Versstruktur. In den grofsen Linien scheint der Versuch, der nicht geringen Schwierigkeiten Herr zu werden, wohl gelungen.

Göttingen, 23. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

Karl Westendorpf, Das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens. Diss. Greifswald 1923. (Zu beziehen durch das Engl. Seminar Greifswald. Grz. 0, 50.) 31 S.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung greift mit Umsicht und Geschick ein Problem auf, das für die allgemeine Sprachwissenschaft nicht minder von Bedeutung ist als für die Anglistik. Der Rahmen der Arbeit ist erfreulich weit gespannt. Der prinzipielle Teil unterrichtet über die Slangforschung und die Hauptströmungen seit Francis Grose (1785). Der Begriff des Slang wird recht gut formuliert als „der bewufste, scherzhaft-metaphorische Gebrauch sprachlicher Ausdrucksmittel“ (S. 7). Die einzelnen Absätze behandeln: Versuch einer Bibliographie des Slang, Hauptströmungen der Slangforschung in kritischer Darstellung, Wesen des Slang, Scheinbare Verwandte des Slang, Etymologie des Wortes Slang, Geschichte des Slang. Der spezielle Teil erörtert das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens in den Romanen bis zur Amerikareise (1842); behandelt werden 212 Wörter, zu denen ein alphabetischer Index beigegeben ist. In

dem letzten Abschnitt werden einige interessante Folgerungen für die künstlerische Eigenart Dickens' vom Gesichtspunkt der vorausgehenden Darlegungen aus gezogen.

Die Arbeit bietet namentlich in ihrem ersten Teile einen recht wertvollen Beitrag zu der noch ungeschriebenen Geschichte der ne. Sprachperiode. Bei der Durchprüfung der Bibliographie sind mir kaum Lücken aufgefallen; zu erwähnen wären etwa noch für den Schulslang der Aufsatz von Fredrik Schmidt, ESt. $39_{240-274}$, ferner das Winchester Word Book compiled by R. G. K. Wrench, Lo. 1891.

Göttingen, 17. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

Schriften zum Englischen Deismus.

Da die englische Aufklärung in einem ihrer wesentlichsten Züge eine religionsphilosophische Bewegung ist, erwächst dem Literarhistoriker die Pflicht, sich bei eingehenderem Studium des Zeitraums auch aufserhalb seines engeren Faches umzusehen und seine Aufmerksamkeit Veröffentlichungen zuzuwenden, die er sonst als „zu theologisch" vielleicht weniger zu beachten geneigt wäre. Es soll daher in Folgendem auf eine Reihe teils älterer, teils neuerer Veröffentlichungen hingewiesen werden, die infolge ihres für den Literarhistoriker etwas abgelegenen Erscheinungsortes in deutschen Anglistenkreisen anscheinend ziemlich unbekannt geblieben sind, die aber infolge ihrer wissenschaftlichen Bedeutung weitere Verbreitung verdienen. Zwar sind einige von ihnen nur Übersetzungen der alten Quellen; aber bei den heutigen Schwierigkeiten, Bücher aus England oder selbst aus deutschen Bibliotheken zu beziehen, sind uns auch gute Übersetzungen willkommen. Es handelt sich um die Theologen wohlbekannten, 1907 begründeten „Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus", nebst den dazugehörigen 'Quellenheften', herausgegeben von H. Hoffmann und L. Zscharnack, Verlag von Alfred Toepelmann, Giefsen. Folgende Schriften aus dieser Reihe liegen mir vor:

1. John Toland's *Christianity not mysterious* (Christentum ohne Geheimnis) 1696. Übersetzt von W. Lunde. Eingeleitet und unter Beifügung von Leibnizens *An-*



notatiunculae 1701, hg. von Privatdozent Lic. Leopold Zscharnack, 1908; 148 S. (= Quellenhaft 3 [Grundzahl 1,50]);

2. John Locke's *Reasonableness of Christianity* (Vernünftigkeit des biblischen Christentums) 1695. Übersetzt von Prof. Dr. C. Winckler, mit einer Einleitung hg. von Prof. Lic. L. Zscharnack, 1914; LXVI + 140 S. [S. 135—140: Brief Limborchs an Locke vom 26. März 1697] (= Quellenheft 4 [Grundzahl 5]);
3. *Die Religionsphilosophie des Herbert von Cherbury.* Auszüge aus '*De Veritate*' (1624) und '*De Religione Gentilium*' (1663) mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Privatdozent Heinrich Scholz, 1914; 49 S. (= Quellenheft 5 [Grundzahl 1,50]);
4. Dr. Georg Bohrmann, *Spinozas Stellung zur Religion.* Eine Untersuchung auf der Grundlage des theologisch-politischen Traktats. Nebst einem Anhang: Spinoza in England (1670—1750), 1914; 84 S. (= Studien zur Gesch. des neuer. Prot., Heft 9 [Grundzahl 1,60]).

Diese Schriften führen uns von den Anfängen des englischen Deismus zu seiner Blüte und lassen deutlich die grofsen Strömungen erkennen, von denen die gesamte Bewegung getragen wurde.

Die kurze Skizze, die Scholz von Herbert von Cherburys Leben entwirft, zeigt ihn uns als ein wahres Kind der Renaissance, das im Frankreich Heinrichs IV. sich an den Ideen des Späthumanismus begeisterte. Drei Gedanken sind es hauptsächlich, welche in diesem Humanismus zum Ausdruck kamen: die Wertschätzung der aufserchristlichen, besonders der antiken Religion, das Vertrauen zur religiösen Vernunft des Menschen, und das Eintreten für persönliche Glaubens- und Gewissensfreiheit, d. h. der Toleranzgedanke. Während die scholastische Philosophie seit Thomas von Aquino die (ganz im Sinne der Stoiker entwickelte) rationale Religionserkenntnis mit dem spezifisch christlichen supranaturalen Offenbarungsglauben zu einem eindrucksvollen, logisch abgerundeten System vereint hatte und Melanchton als „Vater der altprotestantischen Scholastik“ dieses Schema auf die neuen Lehren der Reformation übertrug, hat Thomas Morus in seiner *Utopia*

(1516) die humanistische Vernunftreligion, die nur eine allgemeine Weltoffenbarung kennt, in schönster Reinheit ausgebildet. Die fünf berühmten Herbertschen Grundsätze sind bei Morus schon alle der Sache, wenn auch nicht dem Wortlaut nach, ganz klar vorhanden. Auch (worauf Scholz nicht besonders hinweist) das für die Diskussion des 18. Jahrhundert so charakteristische Bild von der „Weltmaschine“ und vom höchsten „Werkmeister“ findet sich schon hier. So breitet sich allmählich das Wort und die Sache des Deismus immer weiter aus, und als Herbert sein *De Veritate* veröffentlichte (1624), wollte Mersenne in Paris allein über 50000 *"athei"* (d. h. Deisten) zählen (vgl. Lechler, *Gesch. des engl. Deismus,* 1841, S. 35, Anm. 1). Es entspricht nur der so oft hervorgehobenen englischen Vorliebe für das Praktisch-Ethische, wenn Herbert bei seinem Spüren nach einer Theorie der Wahrheit mit Notwendigkeit zur Aufstellung seiner Religionstheorie gedrängt wurde. Und deshalb wollen auch seine *notitiae communes,* die angeborenen Allgemeinbegriffe, als deren wichtigste das Gewissen und die Religion erscheinen, vor allem der Orientierung im Leben dienen. Auch die fünf Kernwahrheiten aller Religionen sind vor allem praktisch-sittliche, ein Grundsatz, durch den wiederum dem späteren Deismus seine bezeichnende Richtung aufs Moralische gegeben wurde. Die für die spätere Entwicklung so charakteristische optimistische Natur- und Weltauffassung ist gleichfalls von Herbert schon deutlich ausgesprochen, und die Vernunft wird bereits zur obersten Richterin über den stark eingeschränkten Offenbarungsglauben erhoben. Was sich aber dem Schema der Vernunft nicht fügt, wird in voreingenommener Verkennung entwicklungsgeschichtlicher Bedingungen kurzer Hand als "*fabulae et figmenta*", als Priesterbetrug erklärt.

Die von Scholz gewählten Auszüge geben ein deutliches Bild von Herberts Stil und Art der Beweisführung. Da die Erstausgabe von *De Veritate* (1624) in England wie auf dem Kontinent verschollen zu sein scheint, wurden die Auszüge nach der dritten vermehrten Quartausgabe (1645) unter Vergleich mit der Duodezausgabe von 1656 hergestellt; für *De Religione Gentilium* waren die beiden textgleichen Ausgaben von 1663 und 1700 mafsgebend. Eine synoptische Tabelle erleichtert das Auffinden der Stellen in den Originalausgaben;

ungern vermifst man eine genauere Bezeichnung der in der Einleitung angeführten Originalstellen.

Wennschon von Herbert zu Toland der Weg über Lockes Erkenntnistheorie führt, so ist Tolands Jugendwerk *Christianity not mysterious* (1696) trotz seines Erscheinungsjahres unabhängig von Lockes *Reasonableness of Christianity* (1695), da Tolands Arbeit an seinem Buche nach unverfänglichen Zeugnissen bereits 1694 weit gediehen war. Von gröfstem Einflufs auf Toland wurde, wie Zscharnack in seiner sorgfältigen einleitenden Untersuchung feststellt, sein Aufenthalt in Holland (1690—92), der ihn mit den bedeutendsten holländischen Theologen in Beziehung bringen sollte. Dort entwickelte er jene latitudinarischen Anschauungen, die seine erste Periode und insbesondere *Christianity not mysterious* (³ 1702 war die Vorlage von Lundes gewissenhafter Übertragung) kennzeichnen. Auch Toland hat den supranaturalen Standpunkt keineswegs aufgegeben. Die Offenbarung existiert für ihn noch immer; aber sie ist Unterrichtsmittel, nicht Überzeugungsgrund,[1]) und wie Herbert und (in etwas engerem Sinne) Locke, ist auch ihm die Vernunft die kritische Norm des geoffenbarten Glaubens. Indem er aber dann auch praktisch dazu übergeht, geheimnisvolle Dogmen — vorsichtigerweise nennt er nur solche der römischen Kirche (II. 2) — als widervernünftig zu kennzeichnen und die Wunder — wiederum allerdings nur die der „Papisten, Juden, Brahmanen, Muhammedaner" (III. 72) — anzugreifen, indem er erklärt, „es darf kein anderer Mafsstab an die Erklärung der Schrift gelegt werden als der, der allen Büchern gemeinsam ist" (II. 22; S. 88), geht sein „rationaler Supranaturalismus" weit über die ihm sonst nahe stehenden Latitudinarier hinaus und weist der destruktiven Aufklärung deutlich den Weg. Die von Herbert schon entwickelte Fälschungshypothese wird von Toland noch weiter ausgebaut, und in einem methodisch bemerkenswertel Kapitel seines Buches (III. 6) bringt er heidnische und christliche Mysterien zusammen.

Für die Biographie Tolands ergiebig sind die Abschnitte der Einleitung, in der sein Aufenthalt in Deutschland und

---

[1]) Diese von den Theologen des Oberhauses beanstandete Ketzerei nahm Toland im *Vindicius Liberius* (1702) ausdrücklich zurück, indem er die Offenbarung jetzt als „ein notwendiges Motiv der Zustimmung" erklärte.



seine Beziehungen zu Leibniz auf Grund eines reichen, aber schwer zugänglichen Materials, das in Leibnizens Briefwechsel und kleineren Schriften verstreut ist, behandelt werden. Es ergibt sich, dafs der Eindruck, den Toland sowohl bei den deutschen Philosophen wie bei seinen vornehmen Schülerinnen, der Kurfürstin-Witwe Sophie von Hannover und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte von Preufsen, hinterliefs, nicht sehr tief war, wennschon er von ihnen bei persönlichen Begegnungen mit aller Zuvorkommenheit behandelt wurde. Von einem befruchtenden Einflufs Tolandscher Ideen auf die deutsche Aufklärung kann kaum gesprochen werden. Für die deutsche Stellungnahme war im allgemeinen stets Leibnizens ablehnende Kritik, die *Annotatiunculae* (8. August 1701), mafsgebend, deren Abdruck im Anhang daher sehr begrüfsenswert ist.

Lockes *Reasonableness of Christianity* zeigt im Gegensatz zu den umstürzlerischen Neigungen Tolands, wie ein aus innerlichem Bedürfnis religiöser Mensch bei allen theoretisch-rationalen Forderungen sich innerhalb des kirchlichen Dogmas zurechtzufinden sucht und als „vernünftiges Christentum“ ein durchaus biblisch orientiertes, theologisches System statuiert, das zwar alle Zeichen des Kompromisses auf der Stirne trägt, das aber die Glaubens- und Gewissenskämpfe nicht nur des Verfassers sondern seiner ganzen religiös bedrängten Zeit deutlich bekundet. Zscharnack warnt mit Recht davor, diese Schrift, wie gemeinhin geschieht, als eine logische Folge oder ein praktisches Exempel der rationalen Theorie des "*Essay concerning human understanding*" (1690) aufzufassen.[1]) Es sind natürlich viele mit dem *Essay* verbindende Züge vorhanden: die Forderung der unabhängigen Prüfung der Heilswahrheiten, Warnung vor verstiegenen Spekulationen, das stete Betonen der Empirik und der rationalen Demonstration; aber die Duldsamkeit, der „irenische Sinn“, der durch Beschränkung auf das allen Einleuchtende konfessionellen Frieden stiften will, verbindet diese Schrift noch mehr mit den Toleranzbriefen (1689). Während im *Essay* die natürliche Theologie, die

[1]) Auf die Kompromifsnatur der "*Reasonableness*" hat auch schon Th. Fowler in seiner bekannten, von Zscharnack nicht angeführten Locke-Biographie (London 1880, *English Men of Letters Series*) S. 156—162 kurz hingewiesen.



Vernunftreligion und Vernunftmoral, im allgemeinen als völlig genügend betrachtet und dem Supranaturalismus nur ein bescheidener Platz im ganzen System angewiesen wird, wird hier die Vernunftreligion in weitestem Umfang von der Offenbarungsreligion überragt, die für die meisten Menschen einen kürzeren und sicheren Weg zur Wahrheit darstelle als die bloſse Vernunft. Sehr schön zeigt Zscharnack weiter, wie *Reasonableness of Christianity* als Verteidigungsschrift gegen eine doppelte Front gedacht war, einerseits gegen die strenge Orthodoxie, die nichts von der dogmatischen Überlieferung preisgeben wollte, andrerseits, und vor allem, gegen die Deisten, die die Notwendigkeit aller Offenbarung leugneten. Also weit entfernt, eine deistische Programmschrift zu sein, gehört die Veröffentlichung vielmehr in die antideistische Literatur. Auch Locke ist in gewissem Sinne den Latitudinariern beizugesellen, und mit den holländischen Arminianern verbinden ihn viele Gemeinsamkeiten, wennschon seine Selbständigkeit, etwa Philipp Limborch gegenüber, im Einzelnen durchaus anzunehmen ist. Das ungünstige Urteil, das diese Schrift Lockes, trotz ihrer orthodoxen und supranaturalen Elemente, in England fand, ist nach Zscharnacks einleuchtender Erklärung vor allem auf den damals in kirchlichen Kreisen tobenden „trinitarischen Streit" zurückzuführen; denn die Orthodoxie glaubte auch in *Reasonableness* unitarische Neigung zu spüren. Zugleich aber begann mit dieser ablehnenden Haltung jetzt auch die Opposision gegen den *Essay*. Denn es zeigte sich nun mmer deutlicher, daſs Locke, wenn auch ohne es zu wollen den Deisten in seinem *Essay* eben doch die stärksten Waffen in die Hand gegeben hatte. Erst mit G. Benson (1743) und J. Leland (1743) tritt hier ein Umschwung ein. Im Ausland, besonders in Holland und Deutschland, wirkte *Reasonableness* ziemlich stark durch die französische Übersetzung von Pierre Coste (1695, [4]1740), aber auch hier wurde die negative Seite stärker als ihre apologetische Tendenz empfunden.

Die ausgezeichnete Übersetzung Wincklers, der auch Lockes „Versuch" für die „Philosophische Bibliothek" übertragen hat, ist besonderen Lobes würdig. Sie wurde nach der Originalausgabe von 1695 gearbeitet, die aber nicht, wie Zscharnack (S. IV) vermutet, die einzige zu Lebzeiten Lockes erschienene ist. Es gibt vielmehr noch eine sehr seltene

"Second Edition. To which is added, a Vindication of the same, from Mr. Edwards's Exceptions" [vorhanden in der Sächsischen Landesbibliothek, Dresden]. Daſs es sich bei dieser „zweiten Auflage", die weder im D. N. B. noch in der *Cambridge History of E. L.* VIII, 471 verzeichnet ist, um eine bloſse Titelauflage handelt, erscheint durch die in unabhängiger Seiten- und Bogenzählung hinzugefügte „kurze" *Vindication*, deren Sondertitelblatt[1]) die Jahreszahl 1695 trägt, so gut wie gesichert. Auffällig bleibt jedoch bei dem Haupttitel dieser *"Second Edition"* das Wort *"Exceptions"* (gegenüber *"Reflections"* im Sondertitel). Dieses erinnert an den Titel der anonymen Schrift *"The Exceptions of Mr. Edwards ... examined ..."*, 1695, die sich in Verteidigung von Lockes *Reasonableness* gegen Edwards richtete (vgl. Zscharnack, S. LVI—LVII).

An der Peripherie englisch-deistischer Probleme liegt die Frage nach Spinozas Einfluſs in England zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, die Dr. Bohrmann im Anschluſs an seine Untersuchung über Spinozas Vernunftreligion mit guter Quellenkenntnis zu lösen versucht.[2]) Die Ergebnisse sind wesentlich negativer Art, doch gelingt es ihm, F. Pollocks Darstellung (*Spinoza, his Life and Philosophy*, [2]1899, S. 355 f. und 374 f.) in mehreren Punkten zu ergänzen. Persönliche Beziehungen Spinozas freundschaftlicher Art sind zunächst zu Kreisen der Royal Society nachzuweisen, zu H. Oldenburg, ihrem Sekretär, mit dem Spinoza in Briefwechsel stand, und Robert Boyle, mit dem er in naturwissenschaft-

[1]) Dieses ist identisch mit dem von Zscharnack S. LVI, Anm. 2 angegebenen Titel: *A Vindication of 'The R. of Chr., etc.' from Mr. Edwards's Reflections.*

[2]) Bohrmann zieht nur (religions-)philosophische Autoren in Betracht. In der schöngeistigen Literatur wäre wohl noch manches anzuführen; vgl. etwa Popes Brief (1742), in dem er sich gegen L. Racines Vorwurf wehrt, daſs sein *Essay on Man* spinozistisch und religionsfeindlich sei (Warton II, 121; angeführt in J. M. Robersons Ausgabe der *Characteristics* von Shaftesbury, London 1900, I, S. XXVII). Die gegen Mandeville gerichtete Schrift 'Aretē-Logia' (1728) des Alexander Innes will auch zugleich alle Irrlehren von *'Machiavel, Hobbs, Spinosa* and Mr. *Bayle'* widerlegen, während der Verfasser der Bienenfabel selbst im 6. Dialog des 2. Teiles sich gegen den allmählich wieder in Mode kommenden *'Spinosism'* wendet. Vgl. *The Fable of the Bees*, Part II, [2]1733, S. XXVII und 373.

lichen Gedankenaustausch trat.[1]) Die Veröffentlichung des theologisch-politischen Traktats (1665) liefs jedoch die Herzlichkeit der Engländer etwas erkalten; Spinozas Monismus, Determinismus, Wunderkritik und Christologie waren im damaligen England der offiziellen Tradition unmöglich. Und so knüpfen sich an den Traktat eine Reihe abfälliger Beurteilungen; Cudworth (1678) suchte ihn in neun Zeilen, H. More (1679) auf 70 Folioseiten abzutun. Wie wenig Spinoza aber auch auf fortschrittliche Kreise wirkte, zeigt die Tatsache, dafs Bohrmann in den Schriften von Bury, Blount, Collins, Tindal, Chubb und Annet keine oder nur ganz belanglose Erwähnungen des Philosophen und seiner Anschauungen fand. Selbst Locke kannte Spinoza nur wenig — nur zwei kurze, ablehnende Bemerkungen über ihn finden sich in all seinen Schriften —, und zur strittigen Frage von Shaftsburys Berührungen mit Spinoza vermag auch Bohrmann kein neues, schlüssiges Material beizutragen, aufser der Tatsache, dafs Spinozas Schriften weder in Shaftsburys Werken ausdrücklich erwähnt werden, noch in seiner Bücherei, soweit uns diese bekannt ist, vertreten waren.[2])

Inzwischen war schon 1683 eine Übersetzung des sechsten Kapitels über die Wunder erschienen, und 1689 folgte eine Übertragung des ganzen Traktates. Toland war einer der wenigen, die Spinoza eifrig und mit Gewinn gelesen haben; schon Hettner (*Geschichte der engl. Literatur*, [7]1913, S. 161) wies mit Nachdruck auf die im vierten und fünften Briefe der *Letters to Serena* (1704) enthaltene Spinozakritik hin. In R. Blackmores philosophischem Lehrgedicht *Creation* (1712) erscheint eine Polemik gegen das System Spinozas in heroische Reimpaare geschmiedet mit dem abschliefsenden Urteil:

> "[*All*] *their assertions are alike absurd,*
> *Who own no God, or none to be ador'd.*"

---

[1]) Dafs die briefliche Bekanntschaft mit Oldenburg Spinoza auch in Miltons Gedankenkreis bringen konnte, hat jüngst D. Saurat, *La Pensée de Milton*, Paris 1920, S. 355—356, ausgesprochen. Daselbst auch das Nötigste über die Ähnlichkeit und Gegensätze der Spekulationen Miltons und Spinozas.

[2]) Hier wäre nachzutragen, dafs einige der wörtlichen und gedanklichen Ähnlichkeiten zwischen der *Inquiry concerning Virtue or Merit* und der Lehre Spinozas in der verdienstlichen Ausgabe der *Inquiry* von J. Ruska (Heidelberg 1904) anmerkungsweise festgestellt werden.



Berkeley unterscheidet sich in seinem absprechenden Urteil und seiner schroffen Tonart in nichts von den übrigen englischen Gegnern des Philosophen (vgl. bes. *Alciphron*, 7. Dial.), und Bolingbroke wie auch Hume scheinen von Spinoza nur oberflächliche, indirekte Kenntnis besessen zu haben. Der letzte Autor, der sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts ausführlich gegen Spinozas Lehre wendet, ist A. M. Ramsay (1748, posthum),[1] der im Gegensatz zu so manchen Vorgängern eine erfreuliche Achtung vor dem Menschen Spinoza zeigt. Die moderne Auffassung von Spinozas wahrer Bedeutung beginnt in England erst mit Coleridge, der, als junger Student sich in die Systeme der neueren Philosophie versenkend, in Spinoza bereits den „gotttrunkenen Mann" erblickte, zu dem die deutsche Romantik ihn gestempelt hatte (vgl. A. Brandl, *Coleridge,* 1886, S. 52).

Dresden. Walther Fischer.

Ein vergessener englischer Lexikograph.

Zu derselben Zeit, als die deutsche Literatur in England bedeutenden Einfluſs gewann, also im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, hören wir auch von einem gewissen Interesse für die deutsche Sprache, wenn auch naturgemäſs in viel geringerem Maſse. Die Gründe dafür sind nicht weit zu suchen: es sind in erster Reihe die gerade in dieser Zeit regen Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern und der nach dem siebenjährigen Kriege so lange dauernde Friedenszustand, der die Reisen auf dem Continent begünstigte. Wir haben eine ganze Reihe von Reisebeschreibungen aus diesen Jahren: als Verfasser wären Wraxall (1776), Bruce (1782), der Herzog von Bedford (1786), Piozzi (1789), Clarke (1790), Mrs. St. George (1799) zu nennen, womit aber ihre Zahl nicht erschöpft ist. Wie weit diese Reisenden deutsche Sprachkenntnisse erwarben, ist schwer zu ermitteln; wohl aber wissen wir es von einigen Männern, die um dieselbe Zeit lebten. Hierhin gehören der Bischof Butler von Hereford, der Arzt Dr. Thomas Beddoes in Bristol, endlich Walter Scott und seine Freunde. Herbert

---

[1]) Über A. M. Ramsay (1686—1743) vgl. jetzt auch C. F. Weiser, *Shaftesbury und das deutsche Geistesleben,* Leipzig 1916, S. 282, Anm.



Marsh (nachmals Bischof von Peterborough) hielt sich jahrelang in Deutschland auf und verfafste sogar auf Deutsch eine Schrift zur Verteidigung der englischen Politik. Wie er in Leipzig, so studierten manche seiner Landsleute in Göttingen, z. B. Josiah Dornford (vgl. Archiv 139, 149), dann vor allem Coleridge und seine Freunde Parry und Carlyon. Daneben war auch Hamburg[1]) als Aufenthaltsort beliebt; hier finden wir z. B. Thomas Holcroft, vorübergehend Coleridge und Wordsworth, Crabb Robinson[2]) und endlich einen bisher kaum beachteten Engländer, über den hier Einiges zu sagen ist: Herbert Croft.

Croft war nach Angabe des Dict. of Nat. Biogr. 1751 geboren und erbte frühzeitig von einem Verwandten den Titel eines Baronet, nicht aber die Familiengüter, die bereits in andere Hände übergegangen waren. Dies war ein Unglück für ihn, weil er so sein Leben lang nie aus den Schulden herauskam, wozu auch sein unpraktisches und unstätes Wesen beitrug. Er studierte zuerst in Oxford, dann die Rechte in Lincoln's Inn, mufste aber dies Studium aus Mangel an Mitteln aufgeben. Schliefslich wurde er Theologe und erhielt auch eine Pfarre mit geringen Einkünften, fuhr indessen fort in Oxford zu leben. Er hatte den Plan gefafst, Johnsons grofses Wörterbuch neu bearbeitet herauszugeben, da dessen Mängel schon bald nach des Autors Tode erkannt wurden. Croft war noch mit ihm in Verbindung gewesen, hatte auch zu Johnsons 'Lives of the Poets' eine Biographie von Young beisteuern dürfen. Croft nennt ihn 'my great friend and master', den er trotz allem bewundert, wirft aber seinem Werk trotzdem 'incredible, radical and incurable defects' vor (Gentlem. Mag. 58, 91).[3]) Mit dieser Meinung stand er nicht allein. Ein Kritiker in der Monthly Review von 1798 (Bd. 27, 494), anscheinend William Taylor, tadelt darin die Wortdefinitionen,

[1]) Auch eine kleine französische Kolonie hatte sich hier gebildet, an ihrer Spitze Antoine de Rivarol (vgl. J. Texte, J. J. Rousseau et le cosmopolitisme littéraire, p. 353), der zur selben Zeit (1797) ein französisches Wörterbuch plante und einen discours, préliminaire dazu schrieb.

[2]) Auch Robinson lieferte einen beachtenswerten deutschen Aufsatz für Nicolais Berliner Monatsschrift (Sept. 1803: Bd. 10, 190).

[3]) Dies Magazine enthält vom 57. Bande an eine Reihe von Briefen Crofts, die sich mit seinem Wörterbuch beschäftigen.



die Bedeutungsentwicklung, das Fehlen der Etymologien u. a. m. Er hebt zugleich hervor, wie das Bedürfnis nach einer Neubearbeitung verstärkt sei durch das Aufkommen zahlreicher neuer Fachausdrücke aus dem Gebiet der Technik und Naturwissenschaften sowie durch das Eindringen von Neologismen im Gefolge der französischen Revolution.

Croft hatte schliefslich, wie er sich rühmte, über 20 000 Worte, hauptsächlich germanischen Ursprungs, zusammengebracht, die bei Johnson fehlten. Schon im Jahre 1792 war sein Manuskript 200 Quartbände stark; als er aber an den Druck gehen wollte, fanden sich nicht genug Subskribenten, sei es aus Mangel an Interesse, sei es, weil man kein Vertrauen zu ihm hatte. Inzwischen war er immer tiefer in Schulden geraten, so dafs er sich veranlafst sah, England zu verlassen und 1796 nach Hamburg überzusiedeln. Hier gab er eine Schrift heraus u. d. T. 'A letter from Germany to the Princess Royal of England on the English and German languages' (1797), die uns jetzt zu beschäftigen hat.

Mit der Widmung seines Büchleins an die Prinzessin verfolgte Croft einen doppelten Zweck. Einmal will er sich dankbar erweisen für die Förderung, die er durch ihren Bruder erfahren haben will; dann aber hofft er auf eine gröfsere Verbreitung seiner Schrift mit ihrer Tendenz, die beiden Nationen über die nahe Verwandtschaft beider Sprachen aufzuklären. Dabei läfst er sich keine Gelegenheit entgehen der Prinzessin plumpe Schmeicheleien zu sagen. Leider ist die Schrift durch sehr zahlreiche Abschweifungen verunziert, indem er auf Dinge eingeht, die gar nicht zur Sache gehören. Er spricht da u. a. von der fehlerhaften englischen Erziehung, von deutschen Schriftstellern und Dichtern (vor allem Klopstock, den er gekannt hat), von Helgoland, von den Vorzügen und Schattenseiten Hamburgs u. a. m. Für uns kommt es darauf an, die Spreu vom Weizen zu sondern und den brauchbaren Kern aus seiner Darstellung herauszuschälen.

Es liegt Croft vor allem daran, die Ähnlichkeit des Englischen mit dem Niederdeutschen klar zu machen, woraus er dann weiter die leichte Erlernbarkeit des Deutschen für seine Landsleute folgern will. Zu diesem Zweck druckt und übersetzt er die acht Anfangsverse des niederdeutschen Reineke Vos, ein Gedicht, das er enthusiastisch rühmt und sogar Chaucer

an die Seite stellt. Es ergibt sich, dafs nur sechs Worte im Englischen abweichen; freilich mufs er dabei der Sprache etwas Gewalt antun, indem er „Vogel“ mit der älteren Form fowgel und „fröhlich“ mit frolic wiedergibt. Das letztere Wort ist als Adjektiv selten geworden, findet sich aber z. B. noch bei Disraeli (1873). Dies Zitat und ein darauf folgendes (S. 21) könnte man zur Not als beweisend gelten lassen. Wenn Croft aber dann dazu übergeht, eine Stelle aus dem dritten Gesang des Messias (die bekannte Schilderung der Pest) als beweisend abzudrucken, so mutet er der Gläubigkeit seiner Leser doch etwas zu viel zu. Hier werden die Abweichungen der beiden Sprachen von einander doch zu einem schweren Hindernis, und es ist ohne weiteres klar, dafs es schon damals bei aller Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel besser gebahnte Wege für die Engländer gab, die sich das Deutsche aneignen wollten. So entschieden daher Crofts Methode abgelehnt werden mufs, so sehr mufs man doch anerkennen, dafs er mit einem für einen Engländer damaliger Zeit ganz bedeutenden Wissen an seine Aufgabe herangegangen ist. Offenbar hat er bereits in Oxford Angelsächsisch getrieben; dort hatte er König Alfreds Testament herausgegeben, und nun mit den Werken von Skinner, Junius, Hickes u. a. in seinen Händen entschlofs er sich zu der Reise nach Deutschland 'for the purpose of visiting the fountain-head of the English tongue and worship at the pure and sacred source of what is at present the *second* language in the world for universality, and will hereafter perhaps be the *first*'. Dafs er in Hamburg ausgedehnte Studien auch in der älteren Sprache getrieben hat, ergiebt sich aus seinen Zitaten. Er kennt Schilters Thesaurus, die Wörterbücher von Haltaus und Wachter: er führt Stellen aus Otfried und dem altdeutschen Rolandslied im Original an. Als Beilage zu seiner Schrift erscheint eine Tafel mit folgendem Inhalt: 1. Reineke Fuchs (die Anfangsverse) in siebenfacher Fassung: zweimal niederdeutsch, zweimal hochdeutsch, dann Gottscheds Übersetzung und Goethes Bearbeitung. 2. Das Vaterunser in den verschiedenen germanischen Dialekten. 3. Vier Verse aus dem ersten Kapitel des Lukasevangeliums auf Gotisch, Alt- und Neuenglisch, Hoch- und Niederdeutsch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch und Isländisch. Ist auch der Abdruck keineswegs fehlerfrei (wobei einiges wohl auf die Rechnung

des Setzers kommt), so genügt er doch, um den Lernenden einen Begriff von der Verwandtschaft dieser Sprachen zu geben. Man wird auch kaum bezweifeln können, dafs sein Wörterbuch, wenn es zur Veröffentlichung gekommen wäre, einen Fortschritt über Johnson hinaus bedeutet hätte. Man vergleiche z. B., was er S. 68 über die Worte respect und regard sagt, und beachte seinen sehr vernünftigen Grundsatz: 'We are not to expect that they [die Lexikographen] shall fix language, when their humble business is only to register words' (p. 25).

Ein Abschnitt der Schrift verdient hier noch besondere Erwähnung (S. 47 ff.). Croft zitiert da, um zu zeigen, wie weit man es in der Beherrschung des Deutschen bringen könne, ein Gedicht eines Engländers in deutscher Sprache. Er nennt zwar den Namen des Verfassers nicht, zufällig aber kann ich ihn nachweisen. Es ist Joseph Charles Mellish, den Croft ebenfalls in Hamburg kennen lernte. Er war als junger Mann nach dem Kontinent gekommen, hatte sich längere Zeit in Weimar aufgehalten und sich dort mit einer Dame aus dem thüringischen Hofadel (Marschall von Ostheim) verlobt. An sie ist eben das genannte Gedicht gerichtet, das er bei seiner Abreise nach England seiner Braut widmete. Es erschien dann später in der Sammlung „Deutsche Gedichte eines Engländers" (Hamburg 1818), die auch einige Übersetzungen aus dem Deutschen enthält.[1]) Mellishs dichterische Versuche sind formell nicht ungewandt, stehen aber vollständig unter dem Einflufs von Goethe und Schiller, mit denen er befreundet war. Er lebte später noch längere Zeit in Weimar und war dort literarisch tätig. Vor allem ist hier seine Übersetzung von Schillers Maria Stuart (1801) zu nennen, die unter Mitwirkung und Aufsicht des Dichters entstand. Sie darf als die beste Übersetzung des Dramas gelten und ist noch 1888 neu aufgelegt worden.[2]) Mellish übertrug ferner Goethes Palæophrocon und Neoterpe und schliefslich Hermann und Do-

---

[1]) Seine deutschen Gedichte sind wohl einzig in ihrer Art. Ein Seitenstück dazu sind die metrischen Versuche eines Engländers, der u. a. Wolfes Burial of Sir John Moore, Campbells Brave Roland und Wordsworths Ode to a Skylark ins Deutsche übertrug. Der Verfassor war vermutlich Edward Craven Huwtrey, Provost der Schule zu Eton.

[2]) Vgl. hierzu den Schiller-Cottaschen Briefwechsel, in dem öfters von Mellish's Übersetzung die Rede ist und die auch Briefe von ihm enthält.



rothea. Diese Arbeit von ihm wurde aber nicht publiziert, da ihm Thomas Holcroft zuvorgekommen war. Mellish starb als englischer Konsul in Hamburg 1823. Da er offenbar ein sprachlich begabter Mann war und den Vorzug genossen hatte, jahrelang in Deutschland und im Verkehr mit seinen grofsen Dichtern zu leben, so ist auch durch sein Beispiel Crofts Behauptung von der leichten Erlernbarkeit der deutschen Sprache keineswegs bewiesen.

Auf Crofts spätere Jahre müssen wir noch einen Blick werfen. Er verweilte bis 1800 in Hamburg, ging dann nach England zurück und versah noch zwei Jahre lang sein Amt als Pfarrer. Da sich seine Verhältnisse immer noch nicht besserten, verliefs er England wieder und lebte in einer Villa bei Amiens, die einer Lady Hamilton gehörte. Auch jetzt war seine schriftstellerische Tätigkeit sehr rege. Über seine Arbeiten haben wir Nachricht durch Charles Nodier, später bekanntlich ein Haupt der romantischen Schule, der damals bei Lady Hamilton die Stelle eines Sekretärs angenommen hatte. Seine Schilderung in seiner Novelle 'Amélie' ist zwar etwas ironisch gefärbt, aber gewifs im ganzen zutreffend. Er führt uns da einen wunderlichen Engländer, Sir Charles Grove vor, zu dem Croft gewifs Modell gestanden hat. Er bezeichnet ihn als "un homme bon, facile, expansif, abondant dans ses idées avec la naïveté d'un enfant content de lui, heureux de croire en lui et d'inspirer la confiance aux autres, mais tolérant et même docile pour les opinions les plus opposées aux siennes, quand elles ne se présentaient pas sous une apparence tracassière et hostile ...... hyperbolique de paroles et de sentiments, d'éloges et de reproches ... ne connaissant point de nuance d'expression entre les superlatifs extrêmes, parce qu'il était lui-même un superlatif, une hyperbole morale, le plus excellent homme que la bonté divine ait jamais produit." (Mme Menessier, Ch. Nodier, Épisodes et souvenirs de sa vie, 1867, S. 107). Eine bessere und erschöpfendere Charakteristik Crofts braucht man nicht zu suchen. Der Verfasser der Notiz über ihn im Dict. of Nat. Biogr. hat sie sich freilich entgehen lassen.

Es scheint, als ob Nodier auch später Croft bei Abfassung seiner Schriften hilfreiche Hand geboten hat. Dahin gehören ein 'Critical Dictionary of the difficulties of the French

language' und seine 'Commentaires sur les meilleurs ouvrages de la langue française' (vol. I, 1815). Dieser Kommentar betrifft Massillons 'Petit Carême' sowie zwei andere Predigten von demselben. Weitere Arbeiten blieben ungedruckt. Croft siedelte schliefslich nach Paris über, wo er als Korrespondent für ein englisches Blatt tätig war, und starb dort 1816.

Berlin. Georg Herzfeld.

Anglo-romanisches.

I.

1. Ne. *envelop*: afrz. *envoluper* stellt Gamillscheg, ZfrPh. XLI, 521 f. nebst it. *viluppo* 'Bündel, Haufen' und *avviluppare* 'einhüllen' zu ir. *fillim* 'falte' < **velvo* = lat. *volvo*. Urkelt. **velukuo* 'Umhüllung' ergab **volup-*, vgl. gäl. *foluich* 'einhüllen'.

2. *skirmish*: afrz. *esquermuche* stammt aus prov. *escaramusa*, gebildet aus *escarar* 'zerfleischen' und *mus* 'Gesicht'. Das Wort gelangte zuerst nach Italien, von da nach Nordfrankreich. Ders. ib. S. 523 f.

3. *stanchion*: afrz. *estanchon* stammt nach dems. S. 524 von germ. *stamn* 'Stamm', vgl. it. *staminara* 'Knieholz', frz. *estéminaire* 'Ansatzstück der Bohlen' u. a. m.

4. *sta(u)nch*, *stank*: von vlat. *tanāre* 'gerben' wurde ein **extanicāre* 'ermüden' > afrz. *estanchier* gebildet, ferner von dem Verbum ein vlat. Adj. **stancus*, worauf prov. *estanca* 'Schleuse', afrz. *estanche*, und afrz. *estanc* 'Teich' beruhen; ders. 525 ff. Brüch dagegen erklärt S. 650 vl. **stancus* < **stagnicus*.

5. Gam. erklärt S. 529 afrz. *estandard* 'Standarte' und 'Sammelplatz der Kämpfer' aus fränk. *stand-ord* 'Standort, Aufstellungsplatz'. Die Bedeutungsentwicklung vergleicht sich der von nhd. *Fähnlein* 'Fahne' und 'Abteilung, die sich um eine Fahne sammelt'. Die Fahne bezeichnete den Formierungsplatz der Abteilung. Die zweite Silbe wurde dann durch das german. Suffix -(*h*)*ard* ersetzt.

6. *demijohn*: afrz. *dame-jeanne* ist nach Brüch ib. 584 das ursprüngliche, nicht etwa ar. *dama-*, *damiǧāna*, das erst aus dem it. *damigiana* entlehnt ist. Dies stammt wieder aus dem

Frz. „Grofse zweihenklige Flaschen erinnerten an Frauen, die, die Arme an die Hüfte angestetzt, dastehen“ (Baist).

7. So dürfte auch die im NED. nur als unsicher bezeichnete Gleichsetzung von _jug_ 'Krug' mit _Jug_ 'Johanna; Weib überh.' richtig sein, vgl. ZfrPh. 30, 308; 33, 61 und 64, wonach grofse Flaschen gern als Frauen bezeichnet werden.

8. _to bruise_: afrz. _bruiser_ führt derselbe S. 147 auf ein adj. _bruis_ < gall. _*brekṷos_ (vgl. bret. _bresk_ 'gebrechlich') zurück.

9. _to soil_: afrz. _soeillier_, nfrz. _souiller_ beruht nach demselben S. 150 auf vl. _*sudiculāre_ (prov. _sǫlha_ ist analogisch nach _sǫlhár_ gebildet).

10. _to broil_: frz. _brouiller_ geht nach S. 151 oben gleicherweise auf _*brodiculāre_ zurück; Spitzer dagegen nimmt S. 696 nhd. dial. _brodeln_ 'mischen, mengen', alem. _brodla_, _brudla_ 'sprudeln, undeutlich, schnell reden' als Etymon an.

11. Me. _cainard_ 'Faulpelz': frz. _cagnard_ verteidigt derselbe S. 697 als Ableitung von _cagne_ 'Hündin' gegen eine neue Etymologie von Gamillscheg (auf S. 152 ff.).

12. _bittern_ 'Rohrdommel': it. siz. _buturnu_ geht nach G. S. 140 auf vl. _*būturnum_, Ableitung von _būtio_, zurück. Zur Bildung vgl. lat. _sturnus_ 'Star'.

13. _orphrey_ 'Goldborte': afrz. _orfreis_ kommt von lat. _aurum frēsum_ nach Brüch ib. S. 313, vgl. frz. _fraise_ 'Halskrause'.

14. _plum_ beruht nach demselben S. 318 auf gr. _προῦμνον_, nicht auf lat. _prūnum_. Vgl. auch Weigand-Hirt unter _Pflaume_.

15. Über _jangle_ < afrz. _jangler_ handelt Braune S. 335 ohne sicheres Ergebnis. Ich kenne kein ndl. _jangeln_ (sic!) und finde es auch in van Dale's Handwoordenboek nicht verzeichnet, sondern nur ein westf. _jängeln_ 'mifstönend spielen; eigensinnig weinen'. Es sind wohl alles schallnachahmende Bildungen.

16. _debauch_: afrz. _desbauchier_ ist nach Gamillscheg S. 519 f. eine Neubildung zu _ébaucher_ < _esbochier_ < _*exbodīcāre_ 'ein Brachfeld reuten', dann 'Unkraut jäten'. _Débaucher_ bedeutet als Gegensatz zu dieser beschwerlichen Tätigkeit 'es sich gut gehen lassen', dann, durch das Relativum vermittelt: 'gut leben lassen'.

17. Über _scarf_ 'Schärpe' und _scrip_ 'Tasche', resp. deren romanische Entsprechungen, handelt Brüch ib. S. 647 mit Verweisung auf nhd. _schärpe_. Neuerdings hat E. Schröder das



Wort auf lat. *scirpus* 'Binse, Binsenkorb' zurückgeführt, vgl. Zfvgl.Spr. 48, 141 ff.

18. *champion*: die lateinische Herkunft des Wortes sowie von hd. *Kampf* etc. verteidigt derselbe S. 691 ff.

19. *pilot*: it. *pedota, -o* beruht nicht auf gr. **πηδώτης*, sondern auf mgr. *ποδότας* < *ἀπο-δότης* 'Ablieferer', weil der Lotse das Schiff im Hafen wieder abgibt, vgl. Glotta XI, 234.

20. *flask* und *flagon*: dafs vl. *flasco, -a* ursprünglich germanisch ist und 'Flechtwerk, Geflecht' bedeutet, weist Meringer, Wörter u. Sachen VII, 11 ff. eingehend nach.

21. *to jump* steckt nach E. Richter, ZfrPh. 31, 432 ff. in lat. *triumpe* < *tri-jumpe*, das aber mit osk. *Diumpais* nichts zu tun hat; vgl. Meringer a. a. O. 48.

22. *bar* 'Schranke' beruht nach Brüch, W. u. S. 7, 149 ff. letztlich auf einem kelt. **barros* 'Busch, Gestrüpp', das vl. zu *barra* wurde, wie lat. *ramus* > *rama*. Die Bedeutungsentwicklung war: Busch > Buschhecke > Heckenzaun > Einfriedigung > Absperrung. Ableitungen sind *barrier* u. *barrister*. Dazu gehört auch it. *baracca* 'Hütte', eigtl. 'Flechtwerk' > frz. *baraque* > ne. *barracks* 'Kaserne' und mit iber. *p-* statt *b-*: *park* und *parrock, paddock* [1])

23. *barrel* 'Fafs' < afrz. *baril* gehört zu lat. *baris* 'Nachen', das mit *barca* verwandt ist, wovon ne. *bark* und *barge* stammen (ib. S. 166 f.). Dazu gehört auch *barricade*, weil ursprünglich aus Fässern gebildet.

24. *constable*: das afrz. *conestable* < lat. *comes stabuli* erklärt Brüch, ZfrPh. 36, 677 aus Mischung von *come-* + *contestable*. Sollte nicht eher Dissimilation von *m* — *b* zu *n* — *b* vorliegen?

25. *fard*: frz. *farder* 'schminken' beruht nach dems. S. 684 auf wgerm. **farwiðōn* 'färben'.

26. *flatter*: für frz. ~ sucht ders. S. 685 Ableitung von germ. *flat* 'flach' begreiflich zu machen, indem er von prov. *aflater* 'sich anschmiegen' ausgeht, woraus afrz. *flater* stammt.

27. *halberd*: afrz. *halebarde* ist nach Brüch S. 692 f. aus germ. *helm-barda* 'Barte mit Schaft' zu erklären.

---

[1]) Über *p-* < *b-* vgl. Brüch, KZ. 48, 365. Gehört auch ne. *purse* 'Börse' hierher?

28. _hurt_: afrz. _hurter_ 'stoſsen' stammt nach dems. S. 694 < ml. _*hūrtāre_ < _*hrūtāre_ zu aisl. _hrūtr_ 'Widder'.

29. _label_: afrz. _label_ ist nach dems. S. 700 von ndd. _labbe_ 'hängende Unterlippe' abgeleitet.

30. _liege_: afrz. _lige_ gehört nach dems. S. 701 f. zu afries. _lītik_ 'klein', afrz. _liege_ aber entstammt einem roman.-germ. _*lēticus_.

31. _flute_: Gamillscheg erklärt ZfrPh. 41, 636 afr. _flaüter_ < vl. _flabūtāre_, zu lat. _flābellum_ 'Fächer', einer Ableitung von _flāre_ 'blasen'. Zu _flābellum_ sei ein _*flābum_ 'Flöte' gebildet worden, wozu vl. _flābārius_ 'Schweinehirt', eigtl. 'Flötenspieler' gehört. Das inl. _-t-_ weist auf das provenzalische als Ursprung des Wortes.

32. _tan_: afrz. _tanner_, ae. _tannian_, vl. _tan(n)āre_ 'gerben' gehört nach Kluge, ib. 683, nicht zu nhd. _Tanne_, sondern ist eher keltisch, vgl. bret. _tann_ 'Eiche, Lohe'.

33. _drab, drape, trap_: Brüch erklärt es ib. 687 ff. aus kelt. _*drappo-_ < _*drapnó-_, cf. lit. _drapanà_ 'Kleid, Gewand', ai. _drāpì_ 'Mantel, Gewand'; dies _*drappo-_ drang als _drappus_ ins Lat. Im Span. und Port. wurde _drapo_ > _trapo_ durch Lautsubstitution. — Im Engl. scheint der Auslaut (_b_) an den Anlaut assimiliert zu sein, wenn nicht eine Anlehnung an irgend ein Wort von ähnlicher Form oder Bedeutung vorliegt.

34. _bargain_: Zu seiner Ableitung des ital. _bargagnare_ < gr. _πρᾶγος_ bringt Brüch ib. S. 690 noch nhd. _pfragner_ 'Krämer' = ahd. _pfraganāri_ zu _pfragana_ 'Schranke' und mhd. _pfragen_ 'Markt, Handel' bei.

35. _jade_: afrz. _jade_ führt Segel, ZfrPh. 42, 103 f. mit Behrens auf lat. _jaspidem_, Akk. von _jaspis_ zurück und rechtfertigt diese Etymologie auch sachlich.

Kiel. F. Holthausen.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Lehrgang der englischen Sprache für Realschulen, Oberrealschulen, Reformschulen und höhere Mädchenschulen von **Karl Käb**, Studienprofessor an der Realschule Neu-Ulm, und **Dr. A. Wetzlar**, Studienprofessor an der Kreisoberrealschule Ludwigshafen a. Rh. Teil I. Elementarbuch. I. Schuljahr. München

und Berlin 1922. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. VI + 70 S.

Das Unterrichtswerk ist zum Gebrauche an solchen Anstalten berechnet, die sich für das Englische als erste Fremdsprache entschlossen haben, daher mufsten Inhalt und Form dem Bildungsgrade eines Anfängers angepafst werden. Ich bezweifle stark, dafs das vorliegende dünne Elementarbändchen die gründliche grammatische Schulung und Durchbildung erreichen wird. Die Lautlehre reicht jedenfalls bei weitem nicht aus. Die Schlufsleseübung über die gesamte Lautlehre in 36 Zeilen mit lauter einsilbigen Wörtern wirkt unnatürlich und langweilig. An dem ganzen Büchlein haften die Spuren einer gewissen Hast, die mit dem begreiflichen Bestreben, zeitig auf dem Plane zu sein, kaum entschuldigt werden kann. All die vielen kleinen Mängel aufzuzählen würde zu weit führen, aber einige seien doch namhaft gemacht: S. 32 Plur. Akk. *they* statt *them*; 33: *Yesterday we have had late dinner at half past seven*; 34: *where wished she to eat the cheese?* 38: *ninteen* (*nine*); 39: Regentennamen gleichen Namens; 45: *Fatur* statt *Futur*.

Möge die Bearbeitung der folgenden Bände sich einer wohltuenden Ruhe erfreuen!

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

Ferdinand Schöninghs französische und englische Schulbibliothek herausgegeben von **Elvira Krebs** (Trier) und Dr. **Franz Schürmeyer** (Krefeld). II. Serie. 16.—18. Band. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Band 16. **The English Novel of the 19th Century: I. Specimens of the Social Novel** (Kingsley, Sheehan, Corelli, Besant). Für den Schulgebrauch erklärt von **Hedwig Büning,** Oberlehrerin in Münster i. W. 108 S., 18 S. Anm., 59 S. Wörterb. Grundzahl 1 M., Wörterb. 0,20 M.

Eine in flottem Englisch verfafste Einführung von 21 Seiten macht den jugendlichen Leser mit den sozialen Zuständen während des Viktorianischen Zeitabschnittes und den vielfachen Bemühungen, die soziale Frage zu lösen, im allgemeinen und mit dem Wirken und den Werken der vier erwähnten Schriftsteller im besondern bekannt. Sie schildert die folgenschweren

Umwälzungen auf den Arbeitsgebieten mit all ihren Begleiterscheinungen, die edlen Bestrebungen, Härten zu mildern und der körperlichen und geistigen Not zu steuern. Mit klarem Blicke vermag so die Untersekundanerin, denn für diese Stufe und Gattung scheint mir die Auswahl bestimmt zu sein, das volkswirtschaftliche Ziel der Autoren zu erkennen und zu verfolgen: Hebung der Landbevölkerung in England und Irland aus der Tiefe wirtschaftlichen Elends und soziale Fürsorge in den Armenvierteln der Grofsstädte.

Band 17. **The English Novel of the 19th Century. II. Specimens of the Local Novel** (S. R. Crockett, William Black, R. L. Stevenson, Hall Caine). Für den Schulgebrauch erklärt von **Dr. Karl Holtermann,** Professor am Städt. Gymnasium zu Münster i. W. 122 S., 32 S. Anm., 40 S. Wörterb. Grundzahl 1,10 M., Wörterb. 0,20 M.

Die Einleitung gibt auf 18 Seiten eine wertvolle Übersicht über die Entwicklung des heimatkundigen Romans in England, Schottland und Irland. Die vier Proben sind gut ausgewählt, mögen aber den Oberklassen vorbehalten bleiben, da sie doch sehr viel Bauernsprache enthalten. Erwähnenswert ist noch, dafs die vierte Erzählung auf Island spielt.

Band 18. **The Extension of Greater Britain.** Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von **Dr. Paul Schultz,** Studienrat am Städt. Gymnasium zu Münster i. W. 88 S., 32 S. Anm., 34 S. Wörterb. Grundzahl 0,90 M., Wörterb. 0,20 M.

Die ersten fünf von den dreizehn Kapiteln des Bändchens sind dem vielgelesenen Werke *The Expansion of England* von Seeley entnommen und sollen ein aufklärendes Bild von dem Streben der innern und äufsern Politik Englands geben. Fünf weitere Abschnitte, aus McCarthy, *A History of our own Times* entlehnt, kennzeichnen in markigen Zügen das rücksichtslose Vorgehen der Engländer in China, Ägypten, Jamaika, Amerika und Irland.

Wie das neue deutsche Geschichtslesebuch durch bezeichnende Einzeldarstellungen Weltgeschichte zu lehren unternimmt, so wollen die drei Bände 16—18 durch markante Proben und Bilder die Strömungen und Neigungen in dem Romane und der Politik Englands vorführen und zu ihrem Verständnis an-

leiten. Zu diesem Zwecke dürfen sie mit Fug und Recht empfohlen werden. — Der Druck ist deutlich und fast fehlerfrei; die Wörterverzeichnisse allerdings enthalten viele Mängel, besonders in der Aussprachebezeichnung.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke.

The Lay of the Last Minstrel. A poem by Sir **Walter Scott.** Herausgegeben von **Dr. Oskar Emmerig,** Stud.-Prof. am Ludwigsgymnasium zu München. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. 1922. Hölder-Pichler-Tempsky A. G. Verlag von G. Freytag G. M. B. H., Wien-Leipzig. 190 S.

Eine Neuausgabe des Erstlings-Epyllions des schottischen Barden wird für seine Verehrer eine freudige Überraschung bedeuten, zumal wenn sie finden werden, dafs sie mit einer Sorgfalt, einer Wissenschaftlichkeit, einer Gründlichkeit bearbeitet worden ist, die weit über das an Schulausgaben gewohnte Mafs hinausgeht. Gediegen ist die 45 Seiten lange Einleitung über das Leben und Wirken des Poeten, kritisch genau der etwas gekürzte Text und erschöpfend die 34 Seiten füllenden Anmerkungen. Besonders empfehlenswert ist die Ausgabe für die angehenden Anglisten, die sich die eingehende Beschäftigung mit Scott als Sonderstudium erkoren haben.

Münsterberg i. Schles. J. Mellin.

[19. 7. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. September 1923. Nr. IX.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Eilert Ekwall, Historische neuenglische Laut- und Formenlehre. Zweite, verbesserte Auflage. [**Sammlung Göschen,** Nr. 735.] Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1922. Kl. 8°. 150 S.

Die neue Auflage des kleinen Buches des bekannten schwedischen Anglisten bedarf keiner ausführlich begründeten Empfehlung mehr. Das Büchlein ist als eine zuverlässige, auf der Höhe der Forschung stehende Darstellung der historischen neuenglischen Laut- und Formenlehre anerkannt. Auf kleinem Raum ist ein erstaunlich reicher Inhalt zusammengedrängt. In der demnächst erscheinenden Neubearbeitung meiner seit mehreren Jahren vergriffenen *Historischen Neuenglischen Grammatik* habe ich Gelegenheit, strittige Fragen zu behandeln. Hier seien nur zwei Einzelheiten herausgegriffen.

§ 97. Jespersen, *Modern English Grammar* 11, 62 schliefst aus den Angaben des Portugiesen de Castro (1751), dafs der heutige *ʌ*-Laut für me. *u* schon um die Mitte des 18. Jahrh. gesprochen worden sei. De Castro vergleicht engl. *u* mit port. *a* und umschreibt *rub, gun, custom* mit *ráb, gán, cástam.* Nun lautet hochbetontes port. *a* dem engl. *ʌ* ähnlich, während schwachbetontes *a* dem engl. *ə* verwandt ist: port. *kasa* = *kʌzə.* So weit scheint das portugiesische Zeugnis sehr beachtenswert zu sein. Aber seine Beweiskraft wird erschüttert, wenn man beachtet, dafs de Castro nicht nur die engl. Weiterentwickelung des *u* dem port. *a* gleichsetzt, sondern auch die andersartigen Weiterentwickelungen des *o* und des me. *au.* Die Vergleichungen des Portugiesen sind also sehr ungenau. Ekwall hat durchaus recht, wenn er den Beweis nicht für



sicher hält, „da die unreinen *a*-Laute auch mit einem unreinen *o*-Laut verwechselt werden konnten".

§§ 151 und 154. Ekwall nimmt gegenüber dem „Vernerschen Gesetz im Englischen" eine etwas zweifelnde Stellung ein. Der Hinweis auf den Wechsel von *ks* und *gz* im Französischen, auf den Wawra schon Gewicht gelegt hat, ist wertvoll. Die Ausnahmen *accept, exceed, descend, assume* u. dgl. können keine grofse Schwierigkeit machen; es handelt sich bei diesen Fremdwörtern offenbar um Einflufs des Schriftbildes (die schottische Mundart von Perthshire hat *z* in *December*). Dafs ein Lautgesetz, das der Natur der Sache nach fast nur in Fremdwörtern wirken kann, viele Durchbrechungen durch den Einflufs des Schriftbildes erleidet, ist nicht auffallend. Das „Vernersche Gesetz im Englischen", das zuerst von Jespersen, *Studier over Engelske Kasus* 1891 aufgestellt und fast gleichzeitig von Kluge in Pauls Grundrifs I[1] (1891), 846 angedeutet worden ist, besteht zu Recht. Bemerkenswert ist doch das Nebeneinander von *éksəsaiz* 'exercise' und *igzə̄́t* 'exert', *eksibišən* 'exhibition' und *igzíbit* 'exhibit', *éksikjut* 'execute' und *igzékjutə* 'executor'; *æŋkšəs* 'anxious' geht auf **æŋksjəs* zurück, daneben steht *æŋzaíəti* 'anxiety'; das Nebeneinander von *lʌkšəri* 'luxury' und *lʌgžúəriəs* 'luxurious' geht auf ein früheres Nebeneinander von *lʌ́ksjuri* und *lʌgzjúriəs* zurück. Den Fremdwörtern nach Art von *possess, discern, desert* sind fremde Namen anzureihen: Der italienische Name *Rossetti* wurde in der Familie des englischen Dichters *roséti* gesprochen, die literarische Welt spricht ihn jedoch *rozéti* (Archiv 133, 185); der aus der Sprache der Ureinwohner von Amerika stammende Name *Missouri* wird in Amerika *mizúəri* gesprochen (daneben *s* unter dem Einflufs des Schriftbildes, in England spricht man nur *s*). F. Wawra, der in seiner recht beachtenswerten Untersuchung *Die Lautung des engl. intervok.* s *in einigen Wörtern frz. und lat. Abstammung* (Progr. Wiener-Neustadt 1910) bei engl. Wörtern mit *z* von der frz. Aussprache ausgeht, sieht sich gezwungen, für *discern, dessert* u. a. Sondererklärungen aufzustellen, die nicht befriedigen können; in *possess* könnte allerdings Ferndissimilation vorliegen.

Ein ähnliches Gesetz wie im Ne. wirkt auch im Nhd. Auch da sind die Akzentbedingungen, unter denen stimmlose Reibelaute stimmhaft werden, vorwiegend in Fremdwörtern

gegeben. Neben *kasə* 'Kasse' steht in Nordwestthüringen *kazírə* 'kassieren', neben *masə* 'Masse' stehen *mazíf* 'massiv' und *mazírə* 'massieren'. Zu *hanōfər* 'Hannover' gehört die Ableitung mit einem fremden Suffix *hanovərānər* 'Hannoveraner'. Vgl. H. Schröder, PBBeitr. 43, 352, M. Hentrich, ebenda 44, 184 und 45, 300, GRM. 9, 244.

Gieſsen. Wilhelm Horn.

Elise Richter, Lautbildungskunde. Einführung in die Phonetik. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1922. 8°. VIII und 114 S. [**Teubners Philologische Studienbücher.**]

Das vorliegende Buch der Wiener Romanistin Elise Richter bietet eine Einführung in die Phonetik, die den Leser bis an die Schwelle der Sonderstudien heranführen will. Die Phonetik wird in diesem Buch dargestellt als die Grundlage der Sprachbetrachtung, der beschreibenden und der geschichtlichen. Die Studierenden irgend eines sprachwissenschaftlichen Sonderfachs finden hier eine willkommene Einführung, die auch die Lautwandlungen verständlich macht und so die phonetische Unterlage für die historische Lautlehre bietet. Der psychischen Seite der Lautbildung wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Darstellung ist einfach, klar und übersichtlich; sie wird durch eine Reihe von Abbildungen verdeutlicht. Die Verfasserin meidet die fremden Fachausdrücke und führt, was schon M. Trautmann versuchte, deutsche dafür ein; aber im Gegensatz zu diesem Vorgänger sind ihre Verdeutschungen fast alle gut und handlich. Sie spricht von Öffnungslauten oder Öffnern und Schlieſslauten oder Schlieſsern (= Verschluſs- und Engenlauten); die Artikulationsbasis heiſst Mundlage, Assimilation und Dissimilation heiſsen Angleichung und, was vielleicht weniger Anklang finden wird, Ungleichung.

Das kleine Buch zerfällt in zwei Teile: I. Die Laute (1. der menschliche Sprechapparat, 2. Einteilung und Darstellung der Laute), II. Die Hervorbringung der Laute (1. Bewegungs- und Empfindungsvorgänge, 2. Silbe, 3. Hervorhebung, 4. Folgeerscheinungen der Hervorhebung [wäre besser mit 3 in einen Abschnitt zusammenzuziehen], 5. Rhythmus).

Der Abschnitt über Einteilung und Darstellung der Laute scheint der Teil zu sein, der am wenigsten gelungen ist. Da werden aus verschiedenen Sprachen die wichtigsten Laute

aufgezählt, z. B. 12 *a*-Laute, 3 *b*-Laute usw. Es will mir scheinen, dafs eine getrennte Behandlung der Laute der wichtigsten in unserem Gesichtskreis liegenden Sprachen für den Studierenden wohl wertvoller wäre. Das Englische kommt, was man bei der Studienrichtung der Verfasserin verstehen kann, etwas zu kurz. Unter den *r*-Lauten fehlt der engl. Reibelaut; engl. *ā* in *father* ist velarer als das deutsche Bühnen-*ā*. Auch das Literaturverzeichnis zeigt eine stiefmütterliche Behandlung des Englischen: Sweet fehlt auffallenderweise ganz, auch A. Westerns englische Lautlehre vermifst man. Übrigens fehlt auch Jespersens ausgezeichnete kleine Phonetik. Doch diesem Mangel stehen grofse Vorzüge gegenüber. Ich weise hier auf die trefflichen Bemerkungen über Anglitt und Abglitt, über die Lautreihe (Gleitlaut, Angleichung usw.). Besonders wertvoll ist der Abschnitt über die Hervorhebung und ihre Folgeerscheinungen. Die Verfasserin legt mit Recht Gewicht darauf, dafs mit der Hervorhebung eine Vernachlässigung verbunden ist (S. 96): „In demselben Mafs, wie das Wichtige hervorgehoben, wird das Unwichtige zurückgedrängt, d. h. es wird im verlaufendem Atemstrom gesprochen, im Tiefton, es wird gekürzt. Je stärker die Hervorhebungsabsicht für einen Laut ist, desto mehr wird seine Umgebung vernachlässigt." Das zeigt sich auch in der Sprachgeschichte: daher die Kürzungen in den Interjektionen, Imperativen, Vokativen, auch in den Demonstrativen und Verneinungen, überhaupt in den „Wortformen mit Affektbetonung" (Wundt, Sprache I[4], 322); vgl. dazu meine Bemerkungen *Sprachkörper und Sprachfunktion*[2] S. 32 ff. und *Giessener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas* I (Verlag des Englischen Seminars in Giefsen, 1923), 134 f.

Giefsen. Wilhelm Horn.

Alb. Stanburrough Cook, Theodore of Tarsus and Gislenus of Athens. S.-A. aus **Philological Quarterly** II, Jan. 1923, p. 1—25.

Über das Studium des Griechischen, Theodors Vorleben und Schüler in England im Menschalter vor und nach 700 sammelt Verf. aus neuesten, auch deutschen, Handbüchern Nachrichten nur ungefähr jener Zeit, die er zu Kulturbildern

kühn verbindet. So ergeben sich höchstens Möglichkeiten auf die Frage, welche Bildungsquellen Theodor umrauschten. Sicher aber schöpfte dieser aus Basilius, dem hier mit Recht ein Abschnitt gewidmet wird; denn (was Verf. nicht vermerkt) das verraten die *Canones Theodori.* Zu ihrer wissenschaftlichen Ausgabe, die mein Aufsatz (*Zeitschr. der Savigny St. f Rechtsgesch., Kanon.* 1922) anregte, macht jetzt ein Deutscher Kanonist Hoffnung. — Einflüsse der umgebenden Aufsenwelt, der Landschaft sowohl wie der bildenden Kunst der Antike, d. h. nackter Statuen oder gar götzendienerischen Ursprungs, auf einen unseres Wissens nur kirchlich gerichteten Mönch hellenistisch-orientalischen Kreises möcht ich bis zum Nachweise gegenteiliger Einzelausnahmen leugnen. Verf. wiederholt seine Ansicht, Beowulf sei von Homer beeinflufst, und Theodors Sendung erkläre das. — Dafs Theodor erst als Mann aus Tarsus vor dem Islam geflüchtet sei, stimmt nicht zum Athener Studium, offenbar doch in Jünglingsjahren; auch pflegt ein frommer Kirchenmann den Beweggrund der Glaubenstreue nicht zu vergessen. — Aus dem Zusammentreffen von Ort und Zeit eine Beziehung Theodors zu Gislen, dem belgischen schattenhaften St. Ghislain, zu vermuten, fehlt m. E. jeder Anlafs: des letzteren *Vita,* die, teilweise märchenhaft, Zweifel erweckt, und deren neuere Literatur (Potthast *Bibl. hist. m. aevi* II [1896] 1342) Verf. nicht kennt, weifs nichts davon. Dafs ein Adliger aus Attika Gislen geheifsen haben soll, machte schon die Bollandisten stutzig: könnte der Hagiograph einen Zug von Dionys, dessen Legende er zitiert, Gislen angeheftet haben? — Dankenswert ist der Auszug aus *Liturgica historica* des um frühestes Kirchenaltertum hochverdienten E. Bishop [† um 1917, der auch Deutsche Forschung selbstlos gefördert hat]: danach erhielt um 695 England, und dorther erst Irland, die Griechische Litanei aus Rom, auf dessen Papstsitz damals Gelehrte von hellenistischer Herkunft oder Bildung einander folgten. — So sammelt der Aufsatz manches für die Kenntnis von der Antike bei den Angelsachsen Bemerkenswerte.

Berlin. F. Liebermann.



The Old English Physiologus. *Text and Prose Translation* by **A. S. Cook**, *Verse Translation* by **James Hall Pitman.** New Haven: Yale University Press, London: Humphrey Milford, Oxford University Press MDCCCXXI.

A. u. d. T.: **Yale Studies in English, Albert S. Cook,** Editor. LXIII.

Die Veröffentlichung dieses 25 Seiten umfassenden Heftes ist wohl dem glücklichen Zufall zu danken, dafs A. S. Cook, der bekannte amerikanische Anglist, unter seinen Schülern einen hatte, dessen dichterische Begabung ihn befähigte, das altenglische Poem in neuenglische Verse umzusetzen. Diese Verse des Schülers lesen sich gut, und für den Inhalt hat die einwandfreie Übersetzung des Lehrers jedesfalls ausgezeichnete Dienste geleistet.

Der ae. Text stimmt, abgesehen von einigen Äufserlichkeiten, überein mit dem Texte, den Cook bereits in seinem Buche *The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus* (1919) Seite 75—81 veröffentlicht hat und an dem nichts auszusetzen ist. In diesem selben Buche und zwar in der Einleitung zum *Physiologus* (p. LVII—LXXXIX) will Cook u. a. die Erzählung vom „Walfisch" zurückführen auf den Bericht Arrians über eine geheimnisvolle Insel, von der niemand, der sie betritt, zurückkehre, und den Walfisch indentifizieren mit der Riesenschildkröte, die sich dort finde. So sehr ich Cooks Belesenheit anerkenne, kann ich doch seine Beweisführung nicht als zwingend ansehen. Trotz des Namens *ἀσπιδοχελώνη* steht unter allen Umständen fest, dafs der Text des Physiologus unzweideutig von einem fischartigen Wassertier spricht, das auf der hohen See lebt, und alle Abbildungen, die ich aus den Hss. kenne, stellen es als Fisch dar. In der Hs. des isländischen Physiologus läfst der naive Illustrator sogar Bäume auf dem Rücken des Tieres wachsen, damit der ahnungslose Seefahrer umso zuversichtlicher auf der vermeintlichen Insel lande.

Doch zurück zur vorliegenden Publikation. Sie bietet — das sei noch festgestellt — keinen gelehrten Apparat. Cook schickt ihr eine Einleitung voraus, die über das Wesen des Physiologus unterrichten soll. Diesen Zweck wird sie nie erfüllen. Da mufs einer schon zu der glanzvollen Darstellung in Carus' Gesch. d. Zoologie greifen, die vor 50 Jahren ge-

schrieben wurde und noch nicht überholt worden ist. Cook stützt sich aufserdem auf drei Zeugnisse über das Fortleben des Physiologus bei Spenser (*Faerie Queene*), Shakespeare (*Hamlet*) und Alfred de Musset (*La Nuit de Mai*), die schon längst vor ihm herangezogen worden sind. Es handelt sich hier nicht um welterschütternde Dinge, aber es bleibt doch bedauerlich, dafs — auch bei viel wichtigeren Fragen — die Anglisten englischer Zunge sich häufig gar nicht um das kümmern, was die deutsche Wissenschaft schon längst festgestellt hat.

Frankfurt a/M. Max Friedrich Mann.

Joseph Wright and **Elizabeth Mary Wright, An Elementary Old English Grammar.** Oxford, Clarendon Press, 1923. VIII + 192 Ss.

Wrights Old English Grammar war vor dem Kriege ein auch im deutschen Universitätsunterricht häufig benutztes Handbuch. Nunmehr legen die Verfasser eine gekürzte Ausgabe vor. Die verwickelteren Fragen der ae. Grammatik, die den Anfänger leicht verwirren, sind beiseite gelassen; namentlich sind auch die in den Bereich der urg. und idg. Laut- und Flexionslehre übergreifenden Abschnitte stark reduziert oder gänzlich fortgefallen und dafür Verweise auf das gröfsere Werk eingefügt. Schon rein äufserlich tut sich das Prinzip der Zusammendrängung darin kund, dafs eine kleinere Schriftart gewählt ist. Aber die Elementary Old English Grammar stellt nicht lediglich einen Auszug dar, der sich Schritt für Schritt an die OEG. anschliefst; die revidierende und überarbeitende Hand ist überall zu spüren, sodafs die gekürzte Ausgabe zugleich auch als eine Art Neuauflage des Hauptwerkes angesehen werden darf.

Am wenigsten verändert ist die Formenlehre. Hier bringt die gekürzte Ausgabe eine mehr auf die Bedürfnisse des Anfängers berechnete Zusammenstellung des Wesentlichen; die Zahl der Beispiele ist verringert und den Abweichungen weniger Raum zugestanden. Ganz ausgefallen ist Chapter XIV. (*Word-formation*) der gröfseren Ausgabe. In der Lautlehre sind die Veränderungen umfangreicher und durchgreifender. Vielfach ist der Stoff neu gruppiert, klarer gefafst und ge-

legentlich erweitert. Hervorzuheben ist insbesondere das Bestreben, die Wandlungen im idg. und urg. Vokalismus in *dependent changes* und *independent changes* zu scheiden. Die Behandlung der Vokale der unbetonten Silben hat an Umfang und Wert gewonnen.

An Einzelheiten hab ich mir notiert: S. 4. *'o had the same sound as the o in NE. not'*; ae. *ŏ* = [ǫ]. — § 36 N. 1: wg. *ā* erscheint im ostangl. als *ǣ*. — § 45. Die Rückentwicklung des ure. *ǣ* > *ā* trat nur im ws. ein. — § 47. *'e became i before Germanic m'* ist ein zweifelhafter Ansatz. — § 56. Auch *ē* erlitt Diphthongierung durch anltd. Palatal. — § 57. *ǫi* > *æ* findet sich nicht nur in der *'oldest period of the language'*. — S. 34. Unter den Beispielen für den Doppelumlaut von wg. *a* ist *mæȝden* zu streichen. — § 66. Für ae. *u* in *bucc* u. ä. ist kaum Labialeinflufs anzunehmen. — § 74 und § 76 sind inhaltlich identisch. — Druckfehler: S. 6 Z. 7 v. u. ist *oldest* zu streichen. — S. 101, § 218 l. *strenȝþu*.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

M. M. Arnold Schröer, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. I. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. Zweite, vermehrte Auflage. Durchgesehener Neudruck. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 1920. A. u. d. T.: **Sammlung Göschen.** 286.

Seit seinem ersten Erscheinen (1906) ist das vorliegende Werkchen von der Kritik übereinstimmend freundlich beurteilt worden; durch seine Behandlung der englischen Literatur in Verbindung mit der nationalen Eigenart nimmt es auch heute noch unter den deutschen Darstellungen der englischen Literaturgeschichte eine bemerkenswerte Sonderstellung ein. In dem durchgesehenen Neudruck der zweiten Auflage sind im Text nur unwesentliche Änderungen vorgenommen worden. So z. B. ist S. 47 Anm. jetzt Schückings Datierung des Beowulf aufgenommen worden, die nicht genügend gesichert ist. Neu hinzugekommen ist ein Nachtrag S. 149—154, der das Wichtigste der neueren Forschung beibringt, insbesondere auch neuere Literatur zur Charakteristik des englischen Wesens. Möge dem Neudruck des bewährten Büchleins ein recht grofser Leserkreis beschert sein!

Göttingen, 18. Juli 1923. Hermann M. Flasdieck.

Allen Mawer, Place-Names and History. *Robert Spence Watson Memorial Lecture* delivered before the Literary and Philosophical Society, Newcastle-upon-Tyne, September 25, 1922. Liverpool, The University Press, 1922. 38 Ss.

Der zum Besten des von der British Academy unter Mawers Leitung geplanten *Survey of English Place-Names*[1]) veröffentlichte Vortrag enthält keine neuen Ergebnisse der Ortsnamenforschung, will vielmehr in angenehmer Form über den Wert der toponomastischen Studien für die Historie unterrichten und für das grofse Unternehmen Interesse wecken. Unterstrichen werden die Bedeutung der Ortsnamen als Hilfsmittel der historischen Forschung, namentlich der Siedlungsgeschichte, und der Wert des darin für die Erläuterung der Kulturgeschichte vergangener Zeiten vorliegenden Materiales. Als erste anspruchslose Einführung in die Aufgaben der Ortsnamenforschung ist das kleine, gründlich gearbeitete Heftchen recht geeignet.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

Elizabeth Mc Clausland, The Knight of Curtesy and the Fair Lady of Faguell.

A. u. d. T.: **Smith College Studies in Modern Languages.** Vol. IV, Nr. 1. Northampton, Mass. 1922. XXXI + 32 Ss.

Der Hauptwert der Schrift besteht in einem bequemen Wiederabdruck (S. 1—19) der sonst nur in den Sammlungen von Ritson, Hazlitt und Child zugänglichen Romanze, die in einem Coplanddruck von 1568 überliefert ist. Das Gedicht umfafst 126 vierzeilige Strophen von Viertaktern mit dem Reimschema abab. Die Einleitung behandelt zunächst (S. VII—XI) Datierungs- und Lokalisierungsfragen. Dieser sprachliche Teil ist völlig unbefriedigend: nicht einmal Reimsprache und Formen des Versinnern sind geschieden. Auf zahlreiche Unrichtigkeiten und Unzulänglichkeiten braucht hier im Einzelnen nicht eingegangen zu werden. Die Behandlung der stoffgeschichtlichen Fragen (XII—XXVI), grofsenteils lediglich über die Ergebnisse der Forschungen über den Herzmärestoff referierend, kommt zu dem Ergebnis; dafs als direkte

[1]) Vgl. A. Mawer, English Place-Name Study. Its present condition and future possibilities. Proceedings of the British Academy, vol. X, London 1921.



Quelle der me. Romanze die Version in Fauchets *Chronique* zu betrachten sei, jedoch unter Beeinflussung durch den *Roumans dou Chastelain de Couci.* Gar nicht eingegangen ist auf die stoffliche Verwandtschaft mit andern me. Romanzen wie dem ebenfalls in einem Coplanddruck erhaltenen *Squyr of lowe degre* und den Legenden vom Konstanze-Griseldistypus. Ein *Literary Criticism* überschriebener Abschnitt (XXVII—XXX) weist darauf hin, dafs der engl. Dichter gegenüber seiner Quelle den Stoff stark zusammengedrängt und die Liebeshandlung ins Platonische gewendet hat, aufserdem ist ein in den genannten Quellen nicht vorhandener Absatz (v. 232—272) zugefügt; hier wäre in der schon bezeichneten Richtung weiter zu forschen gewesen. In der Bibliographie vermifs ich einen Hinweis auf die ne. Übersetzung von Rickert (1908). Das Glossar ist recht ausführlich und weist überall die Etymologien nach. Auch hier sind mehrere Fehler unterlaufen, z. B.: *rydde* (v., *rid*) < aisl. *ryðja*, nicht ae. *hreddan*; *syster* geht nicht auf ae. *sweoster*, *shoute* (n., *shout*) nicht auf an. *skūta* zurück u. a. m.

Göttingen, 18. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

Wilhelm Eichler, Wortschatz und Wirtschaft im grofsbritannischen Kriegsenglisch. Diss. Greifswald 1923. Greifswald (Adler). 38 Ss.

Die vorliegende Arbeit ist in gewissem Sinne als Gegenstück und Ergänzung zu der weiter unten von mir angezeigten Dissertation von Ehlers zu betrachten.[1]) Auf Grund einer Ausbeutung einer stattlichen Reihe von englischen Zeitungen und Zeitschriften führt Eichler das Wortmaterial des Wirtschaftswesens vor, soweit sich darin Begleit- und Folgeerscheinungen des Weltkrieges fühlbar machen. Eichlers Sammlung ist also gewissermafsen ein Parallelunternehmen zu der Kriegswortsammlung des *Imperial War Museum.* Die aufgezeigten Eigenheiten der *war words* beruhen im wesentlichen auf Bedeutungswandel und Neukomposition; Neuschöpfungen sind kaum zu bemerken. Wenngleich der Verf. absichtlich Irland, die Dominions und Kolonien sowie die Vereinigten Staaten unberücksichtigt gelassen hat, so wird man doch billig von ihm keine Vollständigkeit erwarten. Die Bedeutung der Arbeit besteht vorwiegend in der Sichtung eines mühsam

---

[1]) Vgl. S. 267.



gesammelten Materials, dessen Benutzung ein Wortverzeichnis erleichtert. Belangreiche Schlüsse auf sprachgeschichtlichem oder kulturkundlichem Gebiet sind im allgemeinen daraus nicht zu gewinnen; am ehesten noch bietet in kulturkundlicher Hinsicht der Abschnitt „Staat und Gesellschaft“ (S. 12 ff.) einiges Beachtenswerte über Krieg und englischen Individualismus. Erwähnt seien auch die Nachbildungen einer Fleischkarte (S. 28) und einer Urlauber-Fleischkarte (S. 37). — S. 30, Z. 7 l. Bestimmungswort.

Göttingen, 5. Juli 1923. Hermann M. Flasdieck.

Hans Ehlers, Farbige Worte im England der Kriegszeit. Diss. Greifswald. 1922. 31 Ss.

Wesen und Ergebnisse dieser Abhandlung mit wenigen Worten wiederzugeben, ist so gut wie unmöglich. Der Verf. hat die gekürzte Druckfassung mit grofsem Geschick aus einer augenscheinlich umfangreichen Materialsammlung herausgearbeitet und damit einen reizvollen Beitrag zur englischen Kulturkunde geliefert. Wenn auch durch die Form der Veröffentlichung diese mehr den Charakter der Materialausschüttung angenommen hat, als es in der ungekürzten Fassung der Fall ist, so ist sie doch nicht unangenehm zu lesen. Untersucht sind die für das England der Kriegszeit charakteristischen, heute z. T. schon gänzlich wieder verschwundenen Worte aus dem aufsenpolitischen, innenpolitischen, militärischen und wirtschaftlichen Bereich. Kunst, Religion, Pädagogik u. ä. ist beiseite gelassen. Der Akzent liegt auf der Kennzeichnung der Kriegspsyche vom Wortschatz aus; die historische Aufarbeitung des Materials war erklärlicherweise im Rahmen einer Dissertation nicht möglich; gleichwohl sind ab und an recht beachtliche Ansätze zu einer Entwicklungsskizze gemacht. Die Schrift verdient auch aufserhalb der engeren Fachkreise erhebliche Beachtung.

Göttingen, 17. Juni 1923. Hermann M. Flasdieck.

Walter Savage Landor, Erdichtete Gespräche. Deutsch von **E. von Schorn.**

A. u. d. T.: **Lebenskunst,** hrsg. von **Heinrich Conrad.** Bd. VIII. München, Georg Müller, 1919. 403 Ss.

W. S. Landor gehört zu den Gestalten der englischen Literatur des 19. Jhdts., die bislang in England sowohl wie



in Deutschland beim Leserpublikum und in der literarhistorischen Forschung nicht die Aufmerksamkeit gefunden haben, die sie beanspruchen dürfen. Obwohl Landor keine eigentliche Schule in der engl. Literatur gebildet hat, ist sein Einfluſs unverkennbar. Wenngleich in Deutschland die Kritik ihm von vornherein günstig war, so hat sie doch nicht vermocht, ihn in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Bereits 1878 erschien eine Auswahl aus den *Imaginary Conversations* — die zweifellos das künstlerisch Wertvollste in Landors Schaffen bedeuten — in deutscher Übersetzung unter dem Titel: 'Männer und Frauen des Wortes und der That, im Gespräch zusammengeführt von W. S. Landor. Auswahl und Übersetzung aus den Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen durch E. Ostwald, Paderborn (Schöningh). Nach diesem Titel zu schlieſsen — das Buch ist mir nicht zu Hand —, handelt es sich um eine Auswahl aus den beiden ersten 1824 erschienenen Bänden der *Imaginary Conversations.*

Die vorliegende Auswahl von 23 aus den etwa 150 Gesprächen spannt ihren Rahmen weiter; sie berücksichtigt auch die drei später erschienenen Bände. Allerdings ist die Auswahl nicht gerade glücklich getroffen. Gänzlich unberücksichtigt sind jene groſsen Dialoge, die Landors Stellung zu Plato und, was noch wichtiger ist, zu Epikur erkennen lassen. Das ist umso mehr zu bedauern, als gerade diese mit zu dem Besten gehören, was die *Imaginary Conversations* enthalten. Insbesondere die Unterredung zwischen Epikur und seinen Lieblingsschülerinnen Leontion und Ternissa wird sehr vermiſst. Landors Epikuräismus ist — zum Unterschied etwa von dem Walter Paters — der Ausdruck einer sensualistisch-ästhetischen Weltanschauung, die zugleich die Erklärung gibt für seine Ablehnung aller Metaphysik und Abstraktion. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen seines ausgedehnten Aufenthaltes in Italien (1815—35, 1858—64) und seines ständigen geistigen Umgangs mit dem klassischen Altertum ist Landor durch und durch Engländer geblieben. Ebenso fehlt der für die Beurteilung Landors wichtige Dialog *Epictetus and Seneca,* in dem die wahre = praktische und die falsche = theoretische Philosophie kontrastiert werden. Überhaupt sind diejenigen der groſsangelegten Dialoge, die wichtige Einblicke in Landors Gedankenwelt gewähren, wenig berücksichtigt; eine Ausnahme bildet *Washington und Franklin*: dieser Dialog behandelt zu-

gleich die irische Frage und das Verhältnis zu Amerika, zwei politische Fragen, die Landor immer stark interessiert haben. Sonst ist die Wahl durchgehends auf die kürzeren Dialoge gefallen, die Sir Sidney Colvin als *dramatic* bezeichnet hat; bei Landor fallen die Bezeichnungen dramatisch und kurz und andrerseits undramatisch und umfangreich fast durchgängig zusammen. Ausgezeichnet gewählt als Beispiele wohlgelungener dramatischer Szenen — im allgemeinen ist Landor durch und durch undramatisch — sind die Dialoge *Marcellus and Hannibal*, *Metellus and Marius*, *Tiberius and Vipsania*, die mit ihrem stark heroischen Einschlag geradezu an die Grundstimmung des grofsen Dramas erinnern.

Landor ist in hohem Mafse Autist, und zu einem wirklichen Verständnis des Dichters wäre eine Einleitung dringend erwünscht gewesen. Wer Landor verstehen und würdigen will, mufs ihn studieren, und Landor will gründlich studiert sein. Er kommt dem Publikum nie einen Schritt entgegen. Einen wirklichen Einblick in Landors Eigenart gewährt die vorliegende Ausgabe nicht, und vielleicht liegt dies auch weniger im Wesen und Ziel der Sammlung. Die Perlen Landorscher Kunst sind und bleiben seine Maximen, die sich überall in reicher Fülle finden und deren Form immer aufs neue über die Gestaltungskraft eines Meisters der Prosa staunen läfst. Allgemeingut erhält hier marmorgemeifselte Form.

Die Übersetzung darf wohl als im allgemeinen ganz gut gelungen bezeichnet werden. Landor ist nicht leicht zu übersetzen. Der intime Reiz der *Imaginary Conversations* — wie überhaupt der Schriften Landors — liegt gerade in ihrer sprachlichen Form. Landor ist ein Meister eines individuellen und vornehmen englischen Prosastiles, dessen Charakteristikum in der an die Beredsamkeit Burkes erinnernden Polarität zweier Faktoren besteht: auf der einen Seite ein an Pindar angelehntes Bestreben nach gröfstmöglicher Konzentration und Gedrungenheit im sprachlichen Ausdruck, auf der anderen Seite eine Überladenheit des Stiles, wie sie später bei Pater und Stevenson begegnet. Der Stil als äufsere Form spiegelt die innere Form und das sie bedingende Gedanken- und Stofferlebnis: Die klassizistische und romantische Komponente lösen sich nicht eigentlich ab, sondern gehen unter engster gegenseitiger Durchdringung eine originale Verbindung ein.

Göttingen, 10. Juni 1923. **Hermann M. Flasdieck.**

The Year's Work in English Studies 1919—20. Edited for the English Association by **Sir Sidney Lee.** London, Oxford University Press (Humphrey Milford) 1921. 140 Ss.

Nur langsam knüpfen sich wieder die Beziehungen zwischen der deutschen und englischen Anglistik. Die Unterbrechungen der wissenschaftlichen Kontinuität, die die Kriegs- und Nachkriegszeit im Gefolge gehabt hat, werden noch lange sich bemerkbar machen. Umso mehr ist es zu begrüfsen, dafs die vorliegende Bibliographie mit sehr ausführlichen kritischen Referaten hauptsächlich über die in England geleistete Forschung es der deutschen Anglistik ermöglicht, wenigstens einigermafsen auf dem Laufenden zu bleiben.

Der vorliegende Band stellt den ersten eines Parallelunternehmens zu *The Year's Work in Classical Studies*, das von der *Classical Association* seit bald zwei Jahrzehnten herausgegeben wird, dar und umfafst die Erscheinungen während der Zeit vom November 1919 bis zum November 1920, berücksichtigt jedoch auch einige wenige bereits vor dieser Zeit erschienene Werke von weittragender Bedeutung. Absicht der Herausgeber ist es, nicht nur die in England erschienene anglistische Literatur zu berücksichtigen, sondern auch die im Ausland veröffentlichte miteinzubeziehen. Doch zeigt eine Musterung des Bandes, dafs dieses Bemühen bei dem ersten Versuch noch nicht ganz gelungen ist. Auch die in England erschienene Literatur ist nicht immer vollzählig verzeichnet. Doch wird dieses neu begonnene Unternehmen ebenso wie die von der *Modern Humanities Research Association* herausgegebene *Bibliography of English Language and Literature* (seit 1920) in Zukunft ein wertvolles und unentbehrliches Nachschlagewerk jedes Anglisten bilden.

Der Band zerfällt in 10 Abschnitte, die von verschiedenen Bearbeitern stammen: I. Literary Criticism and History. General Works (Robert Dewar). II. Philology. General Works (Hilda M. R. Murray). Phonology (Lilias E. Armstrong and J. C. Ward). III. Anglo-Saxon Studies (Edith E. Wardale). IV. Middle English (Margaret L. Lee). V. The Renaissance (Arundell Esdaile). VI. Shakespeare and Elizabethan Drama (Sidney Lee). VII. The Elizabethan Period. Poetry and Prose (Frederick S. Boas.). VIII. The Restoration (Rev. Montague Summers). IX. The Eighteenth Century (Edith J. Morley). X. The Nineteenth Century and After (Rev. Montague Summers).

Auf die Nachtragung fehlender Werke sei hier verzichtet; zudem werden ja wohl auch die nächsten Bände noch immer die eine und andere Ergänzung bringen. Möge diesem in seiner Ausführung lang verzögerten Unternehmen der *English Association* manch glücklicher Erfolg beschieden sein!

Göttingen, 16. Juli 1923. Hermann M. Flasdieck.

Zu ae. *onȝ̇ean* u. ä.[1])

Sämtliche ae. Formen erklären sich durch den Tonvokal wg. *a* > anglofries. *æ*: VPs., kent. *onȝ̇eȝn*; spätndh. *onȝ̇ęæȝn*, *onȝ̇æȝ̇n* Ri., *onȝ̇ęǣn*, *onȝ̇ǣn* Li.; ws. *onȝ̇eaȝ̇n* > *onȝ̇ēan*, *onȝ̇ęȝ̇n* > *onȝ̇ēn*. Die von Bülbring, ae. EB § 333 angesetzte Entwicklung *onȝ̇eān* > *onȝ̇ęān* > *onȝ̇ān*, *aȝ̇ān* kann füglich unberücksichtigt bleiben.

Cornelius, St. E. Ph. $30,_{97}$ nimmt als vorauszusetzende Varianten **-gagani* neben **-gagana* an. Björkman, Scand. Loanw. 151 setzt neben **gagin-* > me. (*on*)*ȝein* für ne. *again* **gagani-* an (vgl. NED). Falk-Torp s. v. *gjen* postulieren germ. **gagina-* : **gagana-* als zu *ga-* und Wz. **gā* gehörig. Luick, Arch. 107_{416} zieht eine Basis **gagno-* : **gagni-* heran. Die letzte Möglichkeit einer Suffixabstufung wäre endlich **gaguni-* : **gaguna-*.

Die Entwicklung dieser Ansätze würde sich in den ae. Dialekten folgendermafsen gestalten:

**gagani* > aglfr. *ȝ̇æȝ̇æni* (Luick § 301 a) > *ȝ̇æȝ̇eni* (Luick § 302_4) > **ȝ̇æȝ̇ni* > **ȝ̇æȝ̇n* > VPs. *ȝ̇eȝ̇n*, ws. *ȝ̇eaȝ̇n* usw., ndh. *ȝ̇æȝ̇n* usw.

**gagana* > aglfr. **ȝ̇æȝ̇ænæ* > **ȝ̇æȝ̇næ*. Der Tonvokal entwickelt sich wie bei **gagani*; nur könnte ausltd. *-æ* > *-e* nicht geschwunden sein.

**gagin*(*i*) > aglfr. **ȝ̇æȝ̇ini* > **ȝ̇æȝ̇in* > VPs. kent. **ȝ̇eȝ̇en*, Vorstufe des ndh. ws. **ȝ̇eąȝ̇in* > ws. **ȝ̇ięȝ̇en*, ndh. **ȝ̇eȝ̇en*.

**gagina* > aglfr. **ȝ̇æȝ̇inæ* > VPs. kent. **ȝ̇eȝ̇ene*, Vorstufe des ndh. ws. **ȝ̇eąȝ̇inæ* > ws. **ȝ̇ięȝ̇ene*, > ndh. **ȝ̇eȝ̇ene*.

**gagni* > aglfr. **ȝ̇æȝ̇ni* > VPs. kent. *ȝ̇eȝ̇n*, Vorstufe des ws. ndh. **ȝ̇eąȝ̇ni* > ws. **ȝ̇ięȝ̇n*, ndh. **ȝ̇eȝ̇n*.

**gagna* > aglfr. **ȝ̇æȝ̇næ* > VPs. kent. **ȝ̇eȝ̇ne*, ws. **ȝ̇æȝ̇ne* usw., ndw. **ȝ̇æȝ̇ne* usw.

---

[1]) Vgl. Verf. AB 34_{122}.

***gaguni* > ure. ***ȝaȝyni* > ***ȝæȝini* > ***ȝæȝin* > VPs. *ȝeȝen*, ws. *ȝæȝen*, ndw. *ȝæȝen*.

***yaguna* > ure. ***ȝaȝunæ* > VPs. kent. ***ȝæȝone*, ws. ***ȝaȝone*, ndw. *ȝaȝune*.

Von allen Ansätzen befriedigt also nur ***gagani* voll und ganz; hinsichtlich des Tonvokals genügen ebenfalls ***gagana* und ***gagna*, jedoch erregt der dann anzunehmende nicht gesetzliche Schwund des ausltd. *-æ* > *-e* Bedenken. ***gagini*, ***gagina*, ***gagni* genügen im Tonvokal nur für VPs. und kent.; für das sächs. sind sie unbedingt abzulehnen. Hinzu kommt bei ***gagin*(*i*) der zu der Überlieferung nicht stimmende Vokal *ȝeȝen*; bei ***gagina* > ***ȝ̇eȝ̇ene* ergibt sich sogar ein zwiefacher Anstofs. ***gaguna* endlich kommt gar nicht in Betracht; bei ***gaguni*, das allenfalls für VPs. kent. denkbar wäre, da die Natur des *ȝ* nicht erkennbar ist, stimmt wiederum das w. *e* in *ȝeȝen* bedenklich. Die Annahme früher Synkope in den Formen von ***gagini*, ***gagina*, ***gaguni* wäre wohl möglich, vgl. Luick, HGr. § 340 ff. und Bülbring § 438 zu *tōȝeȝ̆nes*. Doch ist zu bedenken, dafs *-ȝæȝen*, *-ȝeȝen* gegenüber *-ȝæȝn*, *-ȝeȝn* nur ganz vereinzelt ist. Der Schwund des ausltd. Vokals in den Formen von ***gagana*, ***gagina*, ***gagna* wäre keinesfalls lautgesetzlich. Demnach ist für das Ae. alleinige Urform ***gagani*.

Me. anltd. Verschlufslaut hätte sich nur bei ***gaguni*, ***gaguna* entwickeln können. Da diese aber wegen der Vokalgestaltung abzulehnen sind, bleibt als einzige Erklärungsmöglichkeit des ne. [g] an. Einflufs, wie bereits Luick, Arch. 107_{416} angenommen hat. Der Ansatz ***gagani* bei Björkman und im NED. genügt nicht für das Ne. Mit Luick, a. a. O. ***gagno*, ***gagni* anzunehmen, ist trotz des fast durchgängigen *-ȝæȝn*, *-ȝeȝn* nicht notwendig, ja sogar lautlich unmöglich.

Göttingen, 18. Juli 1923. Hermann M. Flasdieck.

Korrekturen zum Juli-Heft.

S. 203 Z. 8 v. u. Villedieus, ebs. S. 204 Z. 5.
„ 6 „ „ Version aus . .
„ 2 „ „ numerandi
204 Z. 18 Bodley
„ 27 Me. Gr.
205 Z. 16 geprägte Terminus
„ 19 Correspondence
„ 21 Typus
„ 23 vorliege

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.



Zur englischen Wortkunde.

V.

119. Die Gl. *ambila* : *laec* bezweifelt S. ib. und macht daraus *ampulla* : *ceac*. Aber sie ist ganz richtig, denn *ambila* dürfte < *ampela* < *ampeloprasum* = ἀμπελόπρασον 'Weinbergslauch' entstellt sein. Also hätte Sweet wieder einmal recht. Dieselbe Gl. findet sich auch bei Wr.-Wü. 271, 9, wo Wülker *ambila* zu *allium* „bessern" möchte. Im übrigen vgl. Angl. XXI, 234 f.

119a. Die Corp. Gl. *gitrende* : *taxauerat* soll nach S. S. 470 aus *giuuenende* oder *ginemnende* (*wæs*) entstellt sein. Näher liegt ohne Zweifel *girēdende* oder *girēdde*, vgl. Corp. Gl. T 25 *taxatione* : *raedinne*, sowie Napier, OEGll. *taxauerat, i. iudicauerat, hē dēmde* (p. 54, Nr. 2014).

120. Zu *dodrans* : *aegur*, *ēgur* vgl. jetzt noch Napier, OEGl. p. 180, Nr. 13, 1. Ihre Richtigkeit steht aufser Zweifel!

121. *Teter* : *basis, balsis*, bei Wr.-Wü. 125, 13 auch *briensis*, ist nicht so rätselhaft, dafs es mit S. S. 473 in *geter* : *convulsio* geändert werden müfste, denn *ba(l)sis* und *briensis* sind einfach aus *psoriasis* = ψωρίασις 'Krätze' entstellt!

122. Die Glosse *gebrec*, *-bræc* 'pituita, reuma, umecta' ist so oft belegt (vgl. auch noch *gebræceo* 'Husten' Leechd.), dafs an eine Änderung derselben mit S. S. 474 in *gehrec* nicht zu denken ist. Vgl. auch Glogger, Leid. Gl. 3, 64. — Das von S. zitierte *flegma* : *hrog* Wr.-Wü. 290, 32 [1]) ist aus *hrāca* entstellt, vgl. *flegmata* : *hraca* Napier, OEGll. Nr. 31, 2. Wenn *gebrēc* von *brōc* = ahd. *bruoh* abgeleitet wäre, müfste es doch *gebrēce* heifsen!

123. Die Gl. *scripith* 'kratzt' ist richtig und nicht wegen *scribid* im Leid. Glossar in *scrifeð* zu ändern, wie S. ib. vorschlägt. Seit wann 'schreiben' denn die Hennen? Vgl. aufserdem Glogger, Leid. Gl. 2, 80 und 3, 64.

124. Corp. 438 *faertyhted* : *clinici* = Wr.-Wü. 205, 35 *clinice, i. lectus, tetrus* : *fortihtend* soll nach S. S. 475 für *fǣrgyhted* 'durch Schlag plötzlich gichtbrüchig geworden' stehen. Abgesehen von der medizinischen Unmöglichkeit dieser Deutung spricht einmal dagegen, dafs es im Ae. ein unserm *gicht* entsprechendes Wort nicht gibt, und zweitens, dafs *clinici* <

[1]) Vgl. zu diesen Glossen Herr. Arch. 85, 316 ff.

cynici entstellt ist, vgl. noch *fortyhtigend* : 'incestator' bei Napier, OEGl. 89, 3337. Der *fortyhtend* ist also ein 'Verführer' und im Corpusglossar ist *fer-tyhtend* zu lesen.

125. Da ein Geifsbock auf ae. *gāt-bucca* heifst, wird *gāta loc* : *titula* wohl mit Sweet als 'Ziegenstall' aufzufassen sein (vgl. noch Corp. 172 *titule* : *gata loc*), trotz S.s Bemühungen, *titula* mit *τίτυρος* zu vereinigen (S. 478). Vgl. übrigens Jordan, Angl. Forsch. XII, 138.

126. Die Glosse *thessera* : *beeme* verwandelt S. S. 478 f. in *tesserae* : *becne* (letzteres soll der Plural von *bēcn* 'Zeichen' sein!!). Ich möchte mit Bosw.-Toller, Supplem. von der Bedeutung 'hölzerner Würfel, Täfelchen', die *tessera* auch hat, ausgehen und *beeme* als Ableitung von *beam* 'Baum' fassen.

127. *āðegen* : *distentus* ist PP. von *āðicgan*, bedeutet also 'vollgegessen' (cf. Bosw.-Toller Supplem.) und ist daher nicht mit S. S. 479 in *aðenet* zu verwandeln.

128. Wenn *torosa* für *tortuosa* steht (natürlich kann es auch aus *teres* entstellt sein), wird man *sionuualt* = *sin-walt* fassen dürfen, nicht aber mit S. S. 479 in *sionuuald* 'sehnengewaltig' ändern!

129. In Sweets Glossar zu den OET. fehlt die Corpusgl. *paruca* (l. *parula*) : *hicae*. Dasselbe Wort erscheint in der Zusammensetzung *hice-māse* : *parrax* in Aelfrics Glossar und nach Bosw.-Toller in korn. *hick-mal, kekky-mal* 'Blaumeise'. Der Name ist wohl schallnachahmend.

130. Dafs ae. *foor* : *porcaster* nicht mit S. S. 480 in *baar* geändert zu werden braucht, ergibt sich aus mnd. *vôr* 'mageres, jüngeres Schwein'; der von ihm S. 481 angezogene *porcus dimisus* wird kaum ein 'abgeschnittener' oder 'entlassener', sondern eher ein *admissus* = *admissārius* 'Zuchteber' sein!

131. Die ae. Corpus-Glosse *unguana* : *nægIsperu* möchte ich gegenüber S. S. 484 in *unguata* (sc. *lancea*) : *nægled speru* bessern.

132. Das ib. 485 erwähnte *gelostr* ist anderweitig als *gĕolstor* häufig belegt (vgl. z. B. Napiers OEGll., Register); an eine Entstehung aus **ge-olstr* < **ge-wolstr* ist natürlich gar nicht zu denken, trotz der von S. beigebrachten „Parallelen“. Sollte es nicht zu *gĕolu* 'gelb' gehören? *Gillistre* kann ebensowenig aus *gilstr* < *geolstr* entstanden sein, das spricht ja allen Lautgesetzen Hohn! Über *illeracu* erlaube ich mir kein Urteil, glaube aber, dafs es mit ahd. *wullido, willido* und lusern. *göln, güllen* nichts zu tun hat.

133. Dafs die Interjektion *georstu* aus *gehērcst ðū* entstanden sei (S. S. 486), halte ich für ausgeschlossen. Woher sollte wohl das *eo* kommen?

134. *Suuefl-suueart* wird eher 'vom Schwefeldampf schwarz' bedeuten (so Bosw.-Toller), als mit S. S. 487 in *suuefles uueorc* zu ändern sein.

135. Dafs *wellyrgae* richtig ist, zeigt die jüngere Form *wellere,* vgl. Beow.-Toller. Daher zerfallen die versuche S.s S. 487 unten in nichts.

136. *Læpeldre* 'Schüssel' ist auch sonst (vgl. B.-T.) belegt[1]) und daher gesichert, eine Entstellung aus *laefoldre* zu *lacw* (!) ist folglich ausgeschlossen. Es gehört zu mnd. *lepel,* ahd. *leffil* 'Löffel' und hat nichts mit *lebil, læfel* (Napier, OEGll. 230, 435) zu tun, das dem ahd. *labal* < mlat. *labellum* entspricht. Vgl. im übrigen Angl. XXI, 237.

137. Eine bessere Erklärung von *æt-tælg* gibt B.-T. Suppl. Danach erledigen sich die phantastischen Versuche S.s S. 498. Vgl. auch seinen Widerruf Angl. 30, 252.

138. Die Glosse *bux(us)* : *box* Corp. 198 wird von S. ib. ohne Grund verdächtigt und in *pax* : *borg* verwandelt, weil Wr.-Wü. *bux* für *pax* hat!

139. Die Gl. C.Gl. L. V, 347, 4: *honduyrp* ist in *hondwyrm,* nicht in *-wyrsm* zu bessern (S. S. 490), vgl. Bosw.-Toller s. v.

140. Die Erklärung von *tinde* : *tetenderunt* ib. ist alles andre als überzeugend. Ist *tinde* vielleicht für *bende*, resp. *bendun* verschrieben?

141. *Cēosol* und *cēolor* sind natürlich zwei ganz verschiedene Wörter und dürfen nicht mit S. S. 493 zusammengebracht werden. Letzteres entspricht ahd. *kelur*, *-or* 'Hütte, Kneipe, Kehle, Schlund, Magen', verwandt mit ae. *cēole,* ahd. *kela* 'Kehle'; ersteres könnte als 'Träger' mit lat. *gero* < **geso* verwandt sein. Die Übersetzung 'Keller' ist irreführend, um so mehr, als dies aus lat. *cellārium* stammt.

142. *Ampre, ompre* könnte doch = ne. *amper* 'Ampfer' sein, wenn lat. *uarix* für *rumex* verschrieben sein sollte. Was *cocilus* ist, weifs ich nicht; jedenfalls erscheint es mir sehr kühn, es aus *κότυλος* = *κοτύλη* zu erklären und *ampre* in *amber* 'Eimer' zu verwandeln, wie dies S. S. 494 tut.

---

[1]) Lat. *parapsis, catinus* beweisen doch, dafs es Kluge richtig durch 'Schüssel' übersetzt!

143. Da *ἀνάστασις* trotz S.s Ableugnung auch 'Zerstörung' bedeutet, ist die Glosse *dilignis* ganz richtig und nicht mit S. S. 494 in *resurrectio ab inferis* : *dīgelnissum* zu verwandeln!

144. Unser *frisch* heifst bekanntlich im Ae. *fersc*, daher wird *butio* : *frysca* nicht mit S. S. 494 in *pusio* : *frisca* zu ändern sein. Vgl. auch Angl. 26, 293.

145. Die Corpus-Gl. *bouestra* : *radre* ist in *caballestra* : *rādhere* zu bessern. Was macht S. S. 496 daraus? *Bouestar* : *hrīðerstěal*!!

146. Das von S. Angl. XX, 383 f. besprochene *genyclidae* steht für *gehnyclidae*, vgl. Falk-Torp, Norw. dän. etym. Wtb. unter *nok* 4. Es gehört also zu ae. *hnocc* 'Haken' und aisl. *hnykill* 'Geschwulst, Knoten' etc. Zusammenstellung mit ahd. *nuoha* ist natürlich abzulehnen, vgl. Angl. XXI, 243. Anders erklärt S. das Wort wieder Angl. 30, 133.

147. *Obolitio* in den Corpusgll. steht für *abolitio*, daher ist die Glosse *ēðung* 'Ödung' ganz richtig, vgl. *amnestiam* : *obolitionem* Corpusgl. A 514. S.s Änderung (S. 384) in *ebullitio* : *īðung* = *ȳðung* ist daher ebenso falsch wie überflüssig.

148. Lat. *ames* bedeutet auch 'Tragstange, Querholz', daher ist die Glossierung durch *ræfter, refter* nicht so unwahrscheinlich, dafs man aus letzterem ein *rifter*, aus ersterem ein *amiteras* (= *ἀμετῆρας*) machen müfste (S. 385).

149. Ib. 387 verwandelt S. *leahtroh* in *leac-cnop*, obwohl ein *cnop* < *cnob* im Ae. gar nicht existiert. Seine frühere Erklärung (s. oben Nr. 89) erwähnt er nicht, hat sie also wohl wieder vergessen oder aufgegeben. Natürlich kann nur *leaccrop* in Frage kommen. Daher darf auch *hromsan crop* nicht in *hr. cnop* geändert werden und *pampinus* : *crous* steht gewifs für *pampinos* : *crohas*, nicht für *cnobs* = *cnopse*.

150. In *caelibem* : *duo* sieht S. S. 388 ein ursprüngl. *caelibe* : *uuiduo*. Letzteres ist aber doch nicht ags.!

151. Die Erklärung der Corpusgl. *nauat* : *frangat* (ib.) als ae. *fram-gāð* mufs ich ablehnen, da letzteres nur 'geht fort' bedeuten könnte. S. denkt wohl, es könnte das Adj. *frâm* 'tüchtig' darin stecken? Auch Hessels sieht *frangat* in seiner Ausgabe als lateinisch an, obwohl die Glossierung auffallend ist. Ist *fran* vielleicht aus *biforan* entstellt?

152. Was auch immer in *bofor* : *lendislieg, laembis lieg* stecken mag, mit *slean* 'schlagen', westf. *slîe* 'Eutergeschwulst', nhd. *schlier* 'Geschwür, Leistenbeule' hat es gewifs nichts zu

tun (S. 389) und die Zusammenstellung von ahd. *sclierrun* mit ne. *share* ist ebenso falsch.

153. Die Glosse *læmpi-halt* : *lurdus* wird ib. aus *loripes* erklärt. Sollte nicht eher das Grundwort von frz. *lourd* darin stecken? Im übrigen vgl. Angl. XXI, 243 f. [1])

154. Ae. *falthing* : *moles* sieht aus, als ob es = ne. *folding* wäre (vgl. got. *falþan*). Aber wie paſst dazu lat. *moles*? Jedenfalls sind S.s Ausführungen S. 391 wenig überzeugend.

155. *Thrahit* kann natürlich ebensowenig ae. sein, wie *hlachith*, das S. S. 394 daraus macht. Es wird wohl lat. *trahit* sein, obwohl ich *dichoc* nicht erklären kann.

156. *tyrfahga* kann nicht = *tyrfhaga* 'Spaten' sein, denn dies müſste mindestens *turfhaga* heiſsen, das El. V. 830 in der Bedeutung 'Rasendecke' erscheint. [2]) Das von S. angeführte ahd. *hago* (l. *hâgo*) heiſst 'Haken' und hat nichts mit ersterem zu tun! Die richtige Form des Wortes ist entweder *turf-spada*, resp. *-spadu* (Analogien für diese Buchstabenverwechslungen hat ja S. in Hülle und Fülle beigebracht) oder ~ *hoga*, woraus ne. *hoe* 'Haue' (älter *howe*, *hough*) entstanden sein könnte.

157. Wenn *haelftre* für *hæftre* (nicht *hælftræ*) steht, wie S. S. 395 schlieſslich annimmt, wozu dann noch die phantastische Erklärung aus *hæfl-treo* 'Halteknüppel' oder 'Kopfknüppel'? Das *-o* wird wohl dem lat. *cerno* seinen Ursprung verdanken.

158. In Bd. 24, 526 ff. der Anglia veröffentlicht Schlutter eine Menge Aldhelm-Glossen aus Brüssel, die bei Sweet fehlen sollen. Dies ist z. T. nicht richtig, zudem wimmelt der Abdruck (für den noch Hausknecht, Angl. VI, 96 ff. hätte beachtet werden müssen) von Ungenauigkeiten und Fehlern. Ich trage zu dem Angl. XXV, 389 ff. beigebrachten noch folgendes nach. *behlisnian* (l. *belisnian*) : *forleten* steht für *forlegen* (cf. Napier 113, 4307); das lat. Wort ist keinesfalls *defamaiur* gewesen, ein Verb *be-hlísnian* (zu *hlísa*) wäre erst nachzuweisen. — *earcen*: die Deutung von *inhoh* als *inóh* ist gewiſs falsch, desgl. die Gleichsetzung von *ærten* mit ahd. *erhhan*. — *feohléastnes* : l. *gehæft féasceaftnys* mit Napier 32, 1171. S.s Erklärung ist

[1]) *Bickars* ist natürlich nicht = *blickars*, und *blick* ist nicht aus *be-lick* zu ne. *lick* 'schlagen' entstanden!

[2]) Anglia 31, 70 unten wird die Vermutung geäuſsert, statt *tyrf-* könnte auch *eyrf-* gelesen werden!



höchst unwahrscheinlich, da es doch entweder *feohleast* oder *-leasnys* (das Sw. bietet!) heifsen müfste! — *gerynelic* kann nach Nap. 70, 2581 nicht richtig sein; l. *gewynsumlic?* — *rúhwearrihtnes*: l. *-wœrihtnys.* — *smǽr*: die Hs. hat *sincares* 457 a. — *út-áleonian* : *álynnan* beweist, wie got. *usluneins*, kurzen Stammvokal, daran kann doch auch ein Akzent der Hs. nichts ändern! — *wocige*: lies *catenarum* und *wociga.*

159. Wenn *forsceta* : *cataracte* = nhd. 'Vorschütze' (gibt es das?) sein sollte, wie S. Anglia 26, 292 vermutet, müfste es doch mindestens **forscytta* heifsen! Kluges *forssceta* wird das richtige treffen.

160. Dafs *dōc* 'Bastard' mit nhd. *tuch* identisch ist, wie S. ib. vermutet, halte ich nicht für unmöglich. Das westf. Wort für 'Kind' heifst aber *blāge*, nicht *plāge*! Als Parallelen wären etwa noch nhd. *Schürze* 'Mädchen', westf. *wämmesken* 'Metzger' (Soest), die aus der schwed. Geschichte bekannten *hattar* 'Hüte' und *mössor* 'Mützen', nhd. *Unterrock* 'Frauenzimmer', und *bange Büchse* 'Angsthose' (als Schelte) zu nennen.

161. Die Gl. *polopis et crinitus .i. grona* erklärt sich wohl als *pilosus* etc. *grona* ist 'Barthaar', ahd. *grana*, aisl. *grǫn*, darnach wäre ae. *gronu* zu erwarten. Dazu vgl. S. S. 293.

162. Es heifst die Tatsachen verdrehen, wenn S. S. 294 oben sagt, Sweet leite *hǣlig* von *hālstān* ab. So lange die Etymologie des letzteren nicht ganz sicher gestellt ist, kann man eine Verweisung auf das letztere (Sw. schreibt: 'cp.') nicht so unverzeihlich finden, wie S. meint. Sein Hinweis auf mhd. *hǣle* findet sich übrigens schon bei Bosw.-Toller.

163. *Nette* 'Kohl', das S. S. 295 erwähnt, ist doch bei Bosw.-Toller genügend belegt, so dafs an der Bedeutung 'Netz' kein Zweifel bestehen kann. Kluge scheint ne. *coal* und *caul* verwechselt zu haben, was S. scheinbar entgangen ist.

164. Die Gl. *spurul* < *spurnul* braucht gar nicht auf eine Vorlage *spūrul* zu deuten, wie S. S. 296 behauptet, sondern das *n* kann hier ganz gut fortgelassen sein.

165. Die Leidener Gl. *lurida* : *pox* soll nach S. S. 301 für *þox* stehen. Er vergifst nur dabei, dafs dies Glossar das Zeichen *þ* nicht kennt! *Dox* gehört zu ne. *dusk.*

166. Ae. *hlīf*, pl. *hlības* : *lunulae*, das S. S. 302 f. erwähnt, bedeutet gewifs 'mondförmiges Schildchen' und entspricht bis auf die Stammbildung dem aisl. *hlīf* 'Schutz, Schirm,

Schild'. Es gehört zu ae. *hlīfian* 'emporragen'. Über das dabeistehende *scillingas* < **scildlingas* vgl. E. Schröder, Zfvgl. Spr.wiss. 48, 257.

167. Dafs es ein ae. *swinglung* gegeben hat, ersieht man aus Bosw.-Toller; auch Napier ergänzt *vertigine* : *swing* zu *swinglunge* (p. 200, 3 oben). Schlutters Entrüstung über Sweet S. 303 war also recht überflüssig.

168. *Wulluc*, ahd. *wulluh* 'Hülle', gehört zu ahd. *wellan* 'wälzen, rollen'; was es mit *geuĕalc* und *wĕalca* zu tun haben soll, worauf es S. ib. bezieht, entgeht mir. Er hält wohl das zweite *u* für einen Sprofsvokal?

169. Gegen die Deutung von *berian beed* : *lecti aurei* (S. 303), als *bericgan bed* (daraus wird *bericge* 'Trägerin' gefolgert), mufs ich Einspruch erheben. Vgl. dazu Glogger a. a. O.

170. Sollte in der Ep. Gl *tabetum* : *bred* das erstere Wort nicht für *tabellam* verschrieben sein? Die Bedeutung von ne. *braid* 'Geflecht, Band' das S. S. 304 darin sucht, ist doch nach dem NED. ganz modern! Dann würde Sw. mit seinem *bred* 'board' recht behalten, desgl. Bosw.-Toller, Suppl.

171. Ae. *bedecian* 'betteln' kann nicht aus "got. *bidaga*" (l. *bidagwa*) erklärt werden, wie dies S. S. 305 tut. Wie sollte wohl *gw* zu *c* werden?

172. Das nordh. Part. Präs. *sloegende*, das ich nach S. S. 306 unten nicht kenne, das mir aber in Cooks Glossar ebenso leicht erreichbar ist, wie ihm, ist natürlich eine Neubildung.[1]) Wenn Bouterwek darauf hin ein Verbum *slǽgan* ansetzte, so beging er damit einen ebenso grofsen Fehler, wie viele andere Grammatiker der älteren Zeit. Oder glaubt S. wirklich an ein solches Verb?

173. S. ändert S. 309 das *raedgaesran, -gasram* : *hyades* der alten Glossen in *raeng-gifaestran* 'Regengeberinnen'. Überzeugend wirkt diese phantastische Deutung nicht gerade. Vielleicht ist einfach *r* für *n* verschrieben, dann erhalten wir *rǣd-gǣsnan* 'die ratlosen', vgl. Horazens *tristes hyades* (Carm. I, 3, 14).

174. Die Glosse *underāgenlic* : *submixus* des Durhamer Rituals ändert S. S. 310 in *underhnāgenlic*, obwohl ein Verbum *hnāgan* m. W. nicht vorkommt (soll wohl zu *hnīgan* gehören?).

---

[1]) Daneben stehen die Formen *slaegende, slegende*, die zum Part. Prt. *slaegen, slegen* gebildet sind nach der Analogie von *fœrende* zu *fœren, feren*.



175. In Anglia XXX, 125 erschliefst S. ein ae. *hortu* 'Harz' aus der Glosse *bapis .i. hortus l teru*; dafs soll heifsen: *hortu saxonice*! Die Form *hortu* ist schon aus lautgesetzlichen Gründen unmöglich, da *-u* nach langer Silbe ja schwindet. Harz und Teer sind zudem nicht identisch.

176. Das ae. *herse* 'Hirse', das S. ib. 126 in dem *hense* des Zaubersegens finden will, ist ebenfalls lautgesetzlich unmöglich. Auch wird durch S.s Anordnung des Verses die Alliteration zerstört. Ich vermute Entstellung aus *hehre* = *hēhra*, vgl. *scire* = *scīr(r)a*, *þǣre* < *þǣra* in demselben Texte.

177. Aus *awrænst* vermag ich nicht mit S. S. 128 einen Inf. *āwrǣnsian* zu erschliefsen, denn das würde doch *āwrǣnsast* ergeben, sondern nur einen Inf. *āwrǣnan* (*ja*-Klasse).

178. Das von S. S. 129 zitierte *fȳran* 'verschneiden' hat mit *fȳran* 'furchen' nichts zu tun, sondern gehört zu ahd. *ur-fūr* 'spado'.

179. Gegen Zusammengehörigkeit von *gymmian* : *jugulare, perfodere* mit *gōman* 'Gaumen' (ib. 133) sprechen sowohl die Formen wie der Sinn!

180. S. weist S. 241 auf einen Plural *clymppan* in 'Peri didaxeon' hin, dessen zweites *p* natürlich für *r* stehen kann, sodafs wir hier doch nur die Form *clympre* hätten!

181. Die Zusammengehörigkeit von ae. *brogne* (?) mit mhd. *brogen, brangen*, ne. *brag* (S. S. 246 f.) erscheint mir doch sehr unsicher; jedenfalls gehört aber *bōgian* 'prahlen' nicht zu *bōg* 'Zweig'! Ich stelle es zu lat. *fārī* 'sprechen'.

182. Das ae. *hēle-leaf*, das S. ib. nennt, kann nichts mit *hēla* 'Ferse' zu tun haben, sondern ist eher ein altes *hǣlo-leaf* 'Heilblatt', wenn nicht Verschreibung vorliegt.

183. Das ib. f. genannte *bol* kann nicht der Imperativ von **bōlian* = lat. *bullīre* sein, da dieser ja *bōla* lauten würde. Es scheint eher eine Krankheit zu bedeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Kiel, im März 1921. F. Holthausen.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English Authors.

Our Empire Story by **H. E. Marshall.** Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von **Prof. Dr. August Sturmfels,** Studien-

rat an der Ludwigs-Oberrealschule zu Darmstadt. Mit 7 Karten und 6 Bildern. Bielefeld und Leipzig 1922. Band 167. Ausgabe B. VIII u. 159 SS. Dazu: „Anmerkungen“ (47 SS.) und „Wörterbuch“ (46 SS.). — **Stories and Fairy Tales for Children** in Prose and Verse by Browning, Kipling, Stevenson, Wilde and other authors. Für den Anfangsunterricht im Englischen ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von **Dr. Gustav Schad,** Studienrat am Gymnasium nebst Oberrealschule i. E. zu Höchst a. M. Bielefeld und Leipzig 1923. Band 168 Ausg. B. VIII u. 117 SS. Dazu: „Anmerkungen“ (36 SS.) und „Wörterbuch“ (43 SS). — **Some Animal Characters in the Works of Charles Dickens.** Ausgewählt und eingeleitet von **L. Hamilton,** Dozent am Orientalischen Seminar der Universität zu Berlin und an der Handels-Hochschule daselbst. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch versehen von **Dr. A. Heinrich,** Studienrat am Realgymnasium in Berlin-Tempelhof. Bielefeld u. Leipzig 1923. Band 169 Ausg. B. XV u. 136 SS. Dazu: „Anmerkungen“ (43 SS.) und „Wörterbuch“ (112 SS.).

Das Buch „*Our Empire Story*“ von Miss H. E. Marshall, das im Jahre 1908 erschien und die Entwicklung des britischen Weltreiches in überaus anschaulicher, fesselnder Darstellung bis in die neueste Zeit verfolgt, ist ein Jugendwerk im wahrsten Sinne des Wortes und verdient, auch unserer deutschen Jugend zugänglich gemacht zu werden. Dem Herausgeber ist es gelungen, aus der Fülle des gebotenen Stoffes diejenigen Erzählungen, Geschichten und plastischen Bilder herauszuschälen, die nach stofflichen und sprachlichen Gesichtspunkten als wirklich lebendig und deshalb belebend bezeichnet werden können. Das Buch zerfällt in fünf Hauptabschnitte: *Canada* (S. 1—43), *Australia* (S. 44—62), *New Zealand* (S. 62—78), *South Africa* (S. 79—115), *India* (S. 116—159); diese sind wieder in kleinere Kapitel eingeteilt, die nach den Ereignissen oder nach den Personen, die darin handeln, benannt sind. Obwohl die Verfasserin, wie es ganz natürlich ist, die Ereignisse von ihrem britischen Standpunkt erzählt, läſst sie auch ohne nationale Befangenheit Montcalm, dem tapferen französischen Verteidiger Quebecs, sowie Dupleix, dem Generalgouverneur von Französisch-Indien, und den Burenführern in Südafrika volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Lektüre dieses Buches wird den deutschen Schüler gewiſs anregen, das na-

tionale Selbstbewufstsein, von welchem die vorliegende Erzählung erfüllt ist, auch gegenüber seinem eigenen Vaterlande nachzuahmen und zu betätigen. Obwohl das Buch seiner ganzen Anlage nach vor allem für die Stufe der Sekunda in Betracht kommt, kann es schon in einer guten Obertertia ohne Schwierigkeiten gelesen werden.

Die „Anmerkungen“ erläutern die sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten in gediegener und vollkommen einwandfreier Weise. Das „Wörterbuch“ ist gewissenhaft zusammengestellt. Wenn einige der gebräuchlichsten Fürwörter, Konjunktionen, Adverbien und Präpositionen nicht aufgenommen wurden, entspricht dies dem Standpunkt des Herausgebers, Wörter, die den Schülern bekannt sein müssen, wegzulassen. Doch die Grenze zwischen bekannten und unbekannten Wörtern ist sehr schwer zu ziehen und ist auch nicht für alle Schüler gleich. So fehlen auch Wörter, die wohl nicht allen Schülern bekannt sein dürften, wie z. B. *at length* (S. 1, Z. 23 *But at length one bright June morning there came a cry from the sailor on the outlook, 'Land a-hoy'*) oder *lest* (S. 29, Z. 22 *But we must watch to-night lest we fall into their snares*). Zuweilen reichen die Bedeutungsangaben nicht hin, um alle Stellen des Textes angemessen zu übersetzen: „*as* wie“ (S. 2, Z. 15 *as a reward*); es fehlt *as* ... *as* (S. 28, Z. 27 *as soon as*). — „*gather* sich sammeln“; auch „sich versammeln“ (S. 158, 30 *a few sober London merchants had gathered to discuss the price of pepper*). — „*little* klein, wenig“ (S. 2, Z. 7 *a little time* „kurze Zeit“). — „*render* zurückgeben“; auch „übergeben“ (S. 30, Z. 18 *I render you my arms*). — „*rest* ausruhen“; auch „Ruhe“ (S. 158, Z. 2 *once more the country sank to rest* „verfiel in Ruhe“, „wurde ruhig“). — „*save* retten, erretten“; auch „erhalten, beschützen“ (S. 158, Z. 21 *God save the queen*). — „*time* Zeit, Mal“; fehlt die Redensart *have a good time with it* „sich's gut ergehen lassen“ (S. 2, Z. 18). — „*turn* sich umwenden“; auch blofs „sich wenden“ (S. 29, Z. 10 *she turned to her two brothers*). — „*wide* weit, breit“; fehlt *wide awake* „völlig wach“ (S. 30, Z. 8).

Die Aussprache im „Wörterbuch“ ist durch einen Akzent innerhalb des Wortes oder durch eine phonetische Umschreibung in Klammern hinter dem Worte angegeben; zuweilen wird nur ein Vokal oder ein Konsonant umschrieben. Die Angaben sind durchweg richtig; neben der Aussprache „məsləm“

von *moslem* ist auch „mɔzləm“ gebräuchlich, neben „rivo'ᵘlt“ von *revolt* auch „rivɔ'lt“.

Druck und Ausstattung sind tadellos. Im Texte ist nur folgende Stelle mangelhaft (S. 75, Z. 24/25): *„On the 29th of February 1840 Hobson landed, and upon the 5th of February he held a great meeting of the chiefs at a place called Waitangi.“* In der Anmerkung zu S. 12, Z. 5 lies „Ottawa“ statt „Ottowa“. Im „Index der Anmerkungen und Aussprache der Eigennamen“ ist S. 47 in der Aussprache „sjurā'dzədau'lā“ ž statt z, in „sal'tən“ ə statt ɔ zu setzen.

Das Bändchen 168 enthält, abgesehen von einigen bekannten Nursery Rhymes, durchaus Geschichten und Märchen, die von bedeutenden Schriftstellern der neueren Zeit stammen. So sind drei Stücke (*How the Camel got his Hump*, *The Elephant's Child* und *The Cat that walked by himself*) den *„Just so Stories for Children“* von Rudyard Kipling, zwei (*The Devoted Friend* und *The Star-Child*) den Büchern *„The Happy Prince and other Tales“* und *„The House of Pomegranates“* von Oscar Wilde, drei (*Rent-Day*, *A Legend of Tyrone*, *The Twelve Wild Geese*) den *Irish Fairy and Folk Tales* von William Yeats entnommen. Das Märchen *The Pearl Fountain* ist aus dem Buche *„The Pearl Fountain and other Fairy Tales“* von Bridget and Julia Kavanagh und zwei (*The Three Wishes* und *Bomere Pool*) sind aus der Ausgabe *„English Fairy Tales“* von Leon Kellner ausgewählt. Aufserdem sind einige Gedichte eingestreut, von denen besonders *The Pied Piper* von Robert Browning und fünf in England beliebte Kinderverse von Robert Louis Stevenson zu erwähnen sind. Die leichteren Stücke eignen sich sehr gut für den Anfangsunterricht; die schwierigeren werden auch noch in Obertertia und in Lyz. Kl. III mit Erfolg gelesen werden.

Die Arbeit des Herausgebers besteht 1. aus einer Einleitung, in der er die wichtigsten Daten aus dem Leben und Wirken der im Buche vertretenen Schriftsteller mitteilt, 2. aus „Anmerkungen“, in denen er alle vom sachlichen und sprachlichen Standpunkte wichtigen Stellen des Textes erläutert, und 3. aus einem „Wörterbuch“. Zu den „Anmerkungen“, die mit Sorgfalt zusammengestellt sind, habe ich folgendes zu bemerken: Zu S. 3, Z. 19 „*be sure* Konjunktiv = *you may be sure*: sicherlich“. Die Annahme einer solchen Ellipse ist nicht

nötig; *be sure* ist entweder als Imperativ oder als Infinitiv statt „*to be sure*“ anzusehen. — Zu S. 29, Z. 7: „*handsomest*, vgl. Anm. zu S. 4, Z. 4“. Diese Anmerkung heifst: „*pitifullest*, gewöhnlich *most pitiful*, jedoch werden auch die dreisilbigen Adjektive, besonders in der Kindersprache, auf germanische Art gesteigert.“ Das Adjektiv *handsome* ist daher zweisilbig und bildet die Steigerungsstufen, wie auch andere Adjektiva auf *-some*, gewöhnlich auf germanische Art. — Zu S. 30, Z. 19: „*she was occupied pulling* veraltet und dialektisch für *in* (*with*) *pulling*.“ Der präpositionslose Gebrauch des Gerundiums nach *occupied, engaged, busy* usw. ist ganz modern; z. B. *The Canadian Forum*, June 1923, p. 273: *a few are busy writing*; *Baring-Gould*, Old Country Life, ch. 3 p. 46: *I was engaged building my porch*. — Zu S. 36, Z. 10: „*the wild animals together*: *together* ist überflüssig; es ist wegen des gröfseren Nachdrucks (lautmalend) gesetzt.“ Es hätte erwähnt werden können, dafs *gather together* der Bibel- und Gebetsprache angehört und vielfach auch in die gewöhnliche Rede eingedrungen ist. — Zu S. 36, Z. 23: „*Nenni!* Kindersprache, eine scharfe Verneinung: nie und nimmer.“ *Nenni* ist doch französisch. — S. 43, Z. 21: „*comfy*, Neubildung = comfortable“. *Comfy* ist eine bequeme Abkürzung des Wortes *comfortable* in der Kindersprache. — Zu S. 44, Z. 6: *loudly*: vgl. Anm. zu S. 66, Z. 23; hier ist *loudly* wohl eine Bildung der Kindersprache“. Die angezogene Anmerkung heifst: „*loud* ist gleichzeitig Adjektiv und Adverb, *loudly* hat die Bedeutung von laut = prahlerisch, aufdringlich (vgl. franz. *parler haut* und *parler hautement*)“. Doch ist der Unterschied zwischen den beiden Adverbien *loud* und *loudly* nicht so grofs wie zwischen franz. *haut* und *hautement*. — Zu S. 56, Z. 2: „Der englische Bürgermeister heifst *mayor*, in grofsen Städten *Lord mayor*.“ Die Städte, deren Bürgermeister den Titel Lord Mayor führen, sind nur London, York, Dublin, Manchester, Liverpool, Birmingham und Leeds. — Zu S. 65, Z. 28: „*chant* gesprochen hier tšōnt, reimend auf *want*“. Ebenso zu S. 66, Z. 13: „*hearth* lies hier wegen des Reimes hə̄əþ statt der gewöhnlichen Aussprache hāəþ“. Die Veränderung der Aussprache wegen des Reimes ist ganz unnötig, da ja die Reime für das Auge im Englischen sehr häufig sind, wie ja der Herausgeber selbst zu S. 116, Z. 14 *mice* : *promise* feststellt.

Das Wörterbuch ist vollständig; ich vermisse nur bei *like*

die Verbindung *the like* „dergleichen“ (S. 1, Z. 20) und bei *still* die Bedeutung „noch immer“ (S. 2, Z. 3). Als Aussprache von *again* ist nur əge′n angegeben; warum nicht auch die sorgfältigere Aussprache əgeⁱ′n?

Der Druck und die Ausstattung sind gefällig. An Druckfehlern sind zu erwähnen: a) im Texte: S. 9, Z. 30 *doubletime* (st. *double-time*), S. 14, Z. 26 *at all at all*, S. 112, Z. 28 *Of merry crowds justling a t pitching and hustling* (lies *and* statt *at*), S. 67 (Überschrift) *Bridged* (st. *Bridget*). b) in den „Anmerkungen“: zu S. 10, Z. 5 *Djiin* (st. *Djinn*), ebenso zu S. 10, Z. 6 *Djiins* (st. *Djinns*), zu S. 25, Z. 16 *Pachyderm* (pæ′kīdə̄əm) statt (pæ′kidə̄əm), Zu S. 44, Z. 7 *at my wit's end* (st. *wits' end*), zu S. 100, Z. 15 *now-here* (st. *no-where*), zu S. 112, Z. 10 stuivcr (st. stuiver). c) im „Verzeichnis der Eigennamen“: *Bridged* (bri′dzəd) st. *Bridget* (bri′džət), *Hamelin* (hæ′mələn) statt (hæ′məlin), *Judy* (džu′di) st. (džū′di), *Julia* (džu′liə) st. (džū′liə), *Rudyard* (ru′djaəd) st. (ra′djəd). d) im Wörterbuch: *clergyman* (klə̄′ədzi-) st. (klə̄′ədži), *cruel* (kru′il) st. (krū′il), *djin* st. *djinn*, *legend* (le′dzənd) st. (le′džənd), *lose* (u) st. (ū), *mutineous* st. *mutinous*, *parentage* (pæ′r-) st. (pē′r-), *pause* (pōs) st. (pōz), *pur* st. *purr*.

Dozent Hamilton hat es zum erstenmal unternommen, einige längere oder kürzere Stellen aus Dickens' Werken auszuwählen, in denen Tiere beschrieben werden oder handelnd auftreten. Selbstverständlich spielen Hunde als treue Begleiter des Menschen die Hauptrolle, so in den Stücken I. *Mr. Budden's Dog* (aus Dickens' erster Erzählung *A Dinner at Poplar Walk*, III. *Dora's Dog Jip* (aus *David Copperfield*), IV. *Diogenes* (aus *Dombey and Son*) und XIV. *Extracts from Letters in which Animals are mentioned.* Aufserdem kommen Hunde nebst anderen Haustieren auch in den Stücken VII. *Some Animals on a Rainy Day* (aus *Bleak House*) und IX. *Animals of Back-Streets and By-Ways* (aus *The Uncommercial Traveller*) vor. Anderen Tieren sind folgende Stücke gewidmet: II. *Aunt Betsey and the Donkeys* (aus *David Copperfield*), V. *Mr. Winkle's Horse* (aus *The Pickwick Papers*), VI. *Tim Linkinwater's Blackbird* (aus *Nicholas Nickleby*), VIII. *Pigs* (aus *American Notes*), X. *Barnaby's Raven* (aus *Barnaby Rudge*), XII. *Chips and the Rats* (aus *The Uncommercial Traveller*). Das Stück XI *Extracts from the Mudfog Papers* bringt einen humorvollen Bericht über drei Sitzungen der *Mudfog Association for the*

Advancement of Everything, worin über Flöhe, Tanzbären und Affen debattiert wird. In dem Stücke XIII geifselt Dickens die unhygienischen Zustände in den Londoner Viehmärkten und Schlachthäusern und weist auf Paris hin, das auf diesem Gebiete Mustergiltiges geschaffen hat. Der gut ausgewählte Inhalt dieses Bändchens führt den Schülern Dickens, den sie schon als prächtigen Erzähler und Humoristen kennen gelernt haben, als ausgesprochenen Tierfreund vor. Die von Hamilton englisch geschriebene Biographie des Autors eignet sich umsomehr als Lesestück, als ja das Buch wegen des sprachlich nicht leichten Inhaltes nur auf der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten gelesen werden kann.

Der zweite Herausgeber, Studienrat Dr. Heinrich, hat die „Anmerkungen“ und das „Wörterbuch“ verfafst. Zu den ersteren, die alles Lob verdienen, ist nur weniges zu bemerken: zu S. 37, Z. 10 „*as if you was = were.* Der Indikativ nach *if* setzt sich in der Umgangssprache immer mehr durch“. Es hätte auch die Eigentümlichkeit der volkstümlichen Sprache, den Singular *was* nach *you* zu gebrauchen, erwähnt werden sollen. — Zu S. 40, Z. 28: „*Blowed*, Part. des Perf. von *to blow* verwünschen“. *Blowed* ist doch nur die vulgäre Form des Part. Perf. von *to blow* und wird als einer der vielen Vertreter des verpönten *damned* gebraucht. — Zu S. 55, Z. 2 „*that there is one snout the less,* dafs es einen Rüssel weniger gibt; *the less = less*“. Doch hat *the* vor *less* die Bedeutung “darum“, „infolgedessen“; übersetze: dafs es so (d. h. weil ein Schwein geschlachtet ist) einen Rüssel weniger gibt. — Zu S. 107, Z. 20: „*you ought to it*: ergänze nach *to* aus dem Vorhergehenden ‘*know*’“. Bemerkenswerter als die Weglassung des Infinitivs nach *to* ist die Setzung des *it*; es würde doch genügen zu sagen: *you ought to know.* — Zu S. 134, Z. 14: „*agen* (æge′n): vulgär = *again*“. Wenn die Aussprache „*æge′n*“ vielleicht zu Dickens' Zeiten vulgär war, ist sie heute neben „əge′in“ gang und gäbe und wird sogar in manchen Wörterbüchern als die einzige Aussprache angegeben. — Das „Wörterbuch“ ist vollständig und mit grofser Sorgfalt angelegt; besonders lobend ist hervorzuheben, dafs alle idiomatischen Redensarten aufgenommen und gut verdeutscht wurden. Bei meinen Stichproben sind mir nur einige wenige Versehen oder Ungenauigkeiten aufgefallen: „*against* (əge′nst)“; warum nicht auch əge′inst? — „*image* (i′medž)“; besser wäre (i′midž).

— „*never mind* es hat nichts zu sagen"; in der Stelle S. 48, Z. 4/5 *So you 've been spilt, eh? Never mind* bedeutet diese Redensart: „Machen Sie sich nichts daraus", eine Bedeutung, die ja auch bei *to mind* angegeben ist. — *Every now and then* wird der Verbindung *now and then* gleichgesetzt. In der Stelle S. 49, Z. 28—30 „*He* (sc. *Mr. Pickwick's horse*) *had a singular propensity for darting suddenly every now and then to the side of the road*" deutet *every* vor *now and then* an, dafs diese Neigung des Pferdes, zur Seite zu springen, sich oft wiederholte, also: „sehr oft hintereinander", „jeden Augenblick". — „*proof* fest, sicher, — *against* vor". Die Stelle S. 43, Z. 1 „*The 'poor fellow'* (sc. *Mr. Winkle's horse*) *was proof against flattery*" heifst: „Der arme Kerl war gegen Schmeicheleien gefeit" oder „hielt allen Schmeicheleien stand". — „*very* wahr; echt; sehr; völlig, — gerade, sogar, selbst". Es fehlt die Redensart *the very thing* (S. 38, Z. 24) „das können wir gerade brauchen", „das wäre uns gerade recht".

Der Druck ist sehr sorgfältig überwacht worden. Mir sind nur folgende Versehen aufgefallen: a) im Texte, S. 8, Z. 18 *bow window* statt *bow-window*, S. 49, Z. 15 *is* (st. *it*); b) in den „Anmerkungen", S. 36, zu S. 134, Z. 17 *Rcadings* (st. *Readings*); c) im „Wörterbuch": *precinct* (prĭ'šinkt), *vermin* (uə̄'əmin).

Alle drei Bändchen sind zum Schulgebrauche und als Privatlektüre wärmstens zu empfehlen.

Wien, Juli 1923. Joh. Ellinger.

Carl Brunner, English Commercial Correspondence. A Handbook for Students. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke. 1922.

Der Verfasser, Professor des Englischen an der Hochschule für Welthandel in Wien, der sich in der rein wissenschaftlichen Anglistik bereits hervorgetan hat (vgl. ABeibl. 34, 19 f.), liefert mit seiner neuen Veröffentlichung ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Bedürfnisse des Handelsverkehrs mit England. Es ist in seiner Art das vollständigste Handbuch, das mir in meiner mehr als dreifsigjährigen Herausgebertätigkeit zu Gesicht gekommen ist und führt, vom Einfachsten, der äufseren Gestaltung eines Geschäftsbriefes, ausgehend, wohl in alle Verhältnisse ein, die im geschäftlichen Verkehr vorkommen können. So wird es zu einem zuverlässigen Führer

für den, der mitten im Geschäftsleben drinsteht und zugleich zu einem guten Ratgeber für den Lernenden, denn Brunner gibt nicht nur Musterbriefe für alle möglichen Fälle, sondern auch Anleitung zur Abfassung. Auch der Wissenschaftler kann daraus lernen. Wenn z. B. in Thackerays Samuel Titmarsh Bob Swinney, als ihm sein Salär ausgezahlt wird, zu seinem Prinzipal sagt (Tauchnitz Edition, Vol. 171, p. 11): You needn't *cross it* (sc. the cheque) to my banker's, so wird die Bedeutung des Verbum to cross klar durch Brunners Ausführungen über „Cheques" S. 22 f.

Eine Äufserlichkeit ist mir aufgefallen. Ich bin lange in England gewesen und kann mich nicht erinnern, dafs die Höflichkeitswendungen *yours truly, yours faithfully* usw. in englischen Briefen nicht von dem folgenden Namen des Briefschreibers durch Komma getrennt worden wären. In Brunners Briefen fehlt das Komma durchgängig. Ich habe daraufhin etwa 50 Zuschriften aus England, Amerika und Australien angesehen, die in letzter Zeit mir als Herausgeber zugegangen sind, und finde in allen hinter den genannten Wendungen das Komma vertreten. —

Das Buch sei wärmstens empfohlen.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

[15. 8. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. Oktober 1923. Nr. X.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Frank G. Hubbard, The First Quarto Edition of Shakespeare's Hamlet. A. u. d. T.: **University of Wisconsin Studies in Language and Literature,** Nr. 8. Madison 1920. 120 Ss. Pr.: 50 c.

V. Østerberg, Studier over Hamlet-Teksterne I. Gyldendalske Boghandel, Kjøbenhavn og Kristiania. 1920. 75 Ss.

Es ist ein tragisches Geschick für die Anglistik, dafs bei Englands gröfstem Dichter die Textverhältnisse so unsicher, kompliziert und verwirrend liegen, wie bei keinem anderen Dichter der Weltliteratur. Und das betrübendste dabei ist, dafs je mehr wir uns mit diesen Fragen beschäftigen, desto unheimlicher uns das Gefühl beschleicht, ob die Textverhältnisse der Shakespeareschen Dramen nicht zu jenen Problemen gehören werden, deren restlose wissenschaftliche Lösung überhaupt nicht möglich ist. Diese Sachlage erklärt aber zugleich auch die Tatsache, dafs die Shakespeare-Forschung nicht müde wird, immer wieder von neuen Seiten her sich der Frage zu nähern. Dies gilt im Besonderen natürlich auch von dem Hamlet-Drama, das uns textlich wie inhaltlich die gröfsten Rätsel aufgibt. Liegt es uns doch textlich in drei beträchtlich von einander abweichenden Fassungen vor, unter denen sich die erste, die Quartausgabe vom Jahre 1603, nicht nur im Wortlaut, sondern auch im Inhalt so stark abhebt, dafs, wie man jetzt wohl allgemein annimmt, sie nicht aus den anderen Texten, der Quartausgabe von 1604 und der Folio von 1623, gekürzt sein kann, sondern auf eine vermutlich von Shakespeare selbst herrührende Vorstufe der späteren Fassung zurückgeht. Bei dieser Auffassung erhält diese erste Hamlet-



Quarto natürlich einen erhöhten Eigenwert; und so ist es verständlich und mit Freuden zu begrüfsen, dafs Prof. Hubbard es unternommen hat, uns einen kritischen, oder sagen wir besser, einen gereinigten Text der ersten Shakespeareschen Hamlet-Fassung zu bieten.[1]) Neudrucke oder mechanische Reproduktionen dieser Q_1 gab es natürlich schon mehrere. Aber Hubbard fürchtet, dafs, wenn man diese mit all den Druckfehlern und offenkundigen Versehen des alten Textes, mit der altertümlichen Orthographie desselben neben eine moderne Hamlet-Ausgabe legt, die Textform von Q_1 einen viel verderbteren Eindruck macht, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Deshalb bietet unser Herausgeber den Text der Q_1 nicht nur in modernem orthographischen Gewande, sondern zugleich auch befreit von den Zufälligkeiten der Überlieferung, also von den Druckfehlern, von den Auslassungen, Wiederholungen und Umstellungen einzelner Worte, von der ja oft in alten Drucken fehlerhaften Versabteilung und sogar auch von offenkundigen Versumstellungen. Mafsgebend ist dabei der Grundsatz, dafs jede Lesart, die für sich betrachtet einen verständlichen Sinn ergiebt und zugleich in das metrische Schema sich einfügt, beizubehalten ist, ohne Rücksicht darauf, ob bei einem Vergleich mit der Q_2 oder F etwa die Lesungen der letzteren irgendwie als „besser“ erscheinen. Nur, wo, wie hinter I, 2, 85 und I, 4, 39, der Sinn den Ausfall eines ganzen Verses erweist, ist — vielleicht nicht ganz folgerichtig — dieser Mangel belassen. Der Leser soll einmal, ganz losgelöst von der späteren Fassung, also als selbständiges Kunstwerk, die Q_1 auf sich wirken lassen.

Gegenüber diesem, an sich durchaus lobenswerten Kon-

---

[1]) Als Grundlage hat Verf. eine photostatische Reproduktion des Devonshire-Exemplars der Q_1 aus dem Besitz des Mr. H. E. Huntington in New York benutzt, da das Griggsche Faksimile bekanntlich nicht ganz zuverlässig ist. III, 2, 182 bietet Grigg als Sprecher „*Ham.*“, während Q_1 fälschlich „*Hor.*“ wiederholt hat. Solche, bei einer mechanischen Reproduktion eigentlich unmöglichen Fehler erklären sich daraus, dafs Grigg, wie mir Furnivall einmal voller Entrüstung erzählte, an Stellen, wo die Photographie nicht deutlich genug herausgekommen war, nicht das Original zu Rate gezogen hat, sondern eine gewöhnliche Shakespeare-Ausgabe und so an sich „richtige“, aber eben nicht in der Vorlage stehende Lesarten in sein Faksimile hineinretouchiert hat!



servativismus in der Textbehandlung mufs es auffallen, dafs der Herausgeber mit den alten Bühnenanweisungen relativ frei herumspringt und sie ganz unnötigerweise nach Belieben ändert und dafs er stillschweigend moderne Akt- und Szenen-Einteilung sowie moderne Ortsangaben für die einzelnen Szenen einfügt. Letzterer Umstand macht die Ausgabe für bühnengeschichtliche Studien unbrauchbar, weil die erst von Rowe in Hinblick auf die italienische Guckkastenbühne eingeführten Ortsangaben für die englische Platform-Bühne der Elisabethaner absolut nicht passen.

Auch in Einzelheiten könnte noch gröfserer Konservativismus obwalten. In der Totengräberszene z. B. würde ich ruhig *He throws up a shovel* — d. h. „eine Schaufel voll“ (im Oxf. Dict. für das 19. Jahrh. belegt) — beibehalten und nicht einen „Druckfehler“ für *skull* annehmen. Nicht zu billigen ist, dafs I, 2, 11, wo Q_1 als Sprecher "*Gent*[*lemen*]" angiebt, ganz stillschweigend "*Corn. Vol.*" gedruckt ist. An all den Stellen, wo Hubbard ein vom Drucker versehentlich angefügtes *-s* konstatieren zu können glaubt, ist die Pluralform syntaktisch durchaus möglich und mithin beizubehalten: Hamlets Grufs *Good even, sirs* I, 2, 82 kann sich sehr wohl an die ganze Wache richten, auch wenn vorher Horatio und Marcellus schon besonders angeredet sind; die auch von Hubbard gegotenen Bühnenanweisungen davor *To Bernardo* finden sich ja in keinem der alten Texte. Ebenso lassen sich die Plurale *fieldes* V, 2, 129, *words* I, 5, 85, *returnes* II, 2, 31, *adoptions* I, 3, 29 und *desires* (Intensivplural bei Affekten) I, 5, 113 syntaktisch durchaus rechtfertigen. Hier ist doch wohl nur das traditionelle Hinüberschielen nach der späteren Lesart für das Einsetzen des Singulars mafsgebend gewesen. Wenn I, 2, 71 bei *my dead father's corse* die Konjektur *dear* gewagt ist, wo Q_2 und F *poor* lesen, so würde ich auch hier lieber bei der Überlieferung bleiben.

Die Einleitung zu der Ausgabe behandelt vor allem die Kernfrage: wie ist die Entstehung der ersten Hamlet-Quarto zu denken? Auch hierbei ist ein Vergleich mit den späteren Texten gänzlich ausgeschaltet, so dafs nur die äufsere, nicht die innere Entstehung zur Diskussion steht. In dieser Frage nimmt nun Hubbard einen von der landläufigen Ansicht

gänzlich abweichenden Standpunkt ein. Wenn bisher irgendeine Shakespeare-Quarto allgemein als „Raubdruck“ galt, so war es eben der Hamlet von 1603. Hubbard aber bestreitet diese Ansicht und behauptet, dafs diese Quarto ein auf völlig legalem Wege zustande gekommener Druck sei, dafs der Verleger Nicholas Ling das Manuskript dazu auf völlig einwandfreie Weise, nämlich durch Kauf, von den rechtmäfsigen Besitzern desselben, der Shakespeareschen Schauspieltruppe, erworben haben müsse. Eigentlich beweisen läfst sich eine solche Behauptung nach Lage der Dinge natürlich nicht, sondern höchstens bis zu einem gewissen Grade plausibel oder wahrscheinlich machen. Aber ich vermag nicht zuzugeben, dafs selbst dies Hubbard irgendwie gelungen sei. Dazu ist die Art, wie er die entgegenstehenden Tatsachen oder Argumente früherer Forscher mehr beiseite schiebt als entkräftigt, zu wenig überzeugend, sind auch die positiven Gründe, die er vorbringt, zu wenig durchschlagend. Greifen wir einiges heraus.

An zwei Grundfehlern scheint mir die Hubbardsche Argumentation zu leiden: dafs nämlich zwei auch sonst vielfach in der Shakespeare-Forschung auftretende Meinungen einfach wie bewiesene Tatsachen behandelt werden, obschon sie nicht nur unerweisbar, sondern sogar irrig sind. Wie die meisten Shakespeare-Forscher, geht Hubbard von der Annahme aus, dafs ein vom Verlegerstandpunkte aus rechtmäfsiger Druck auch einen guten Text bieten müsse und umgekehrt. Und eng damit zusammen hängt die andere Ansicht[1]) Hubbards, dafs die Stenographie zur Zeit Shakespeares nicht ausgebildet genug gewesen wäre, um ein auf der Bühne gesprochenes Drama überhaupt mitzuschreiben oder wenigstens mit der relativen Treue und Genauigkeit wiederzugeben, wie es selbst

---

[1]) Alles, was Hubbard über die damalige Stenographie sagt, lehrt, dafs er mit diesem Thema wenig vertraut ist. Er kennt nicht einmal Carltons grofses Buch über Bright (1911) und natürlich auch nicht die deutschen Arbeiten von Pape (1906), Seeberger (1908), Friedrich (1914) und Schöttner (1918). Eine weitere Arbeit über 'Heinrich V.' von W. Kraner wird demnächst erscheinen, nachdem H. T. Price, The Text of Henry V (Newcastle 1921) die stenographische Frage nicht erschöpft hat.



die schlechtesten Shakespeare-Texte voraussetzen. Dafs das uns wohl bekannte elisabethanische Stenographie-System von Tim. Bright wohl geeignet war, ein gesprochenes Drama — zumal in dem sicherlich langsameren Sprechtempo des 16. Jahrh. — mitzuschreiben, dafür haben wir das einstimmig bejahende Urteil der Fachmänner, wie z. B. auch meines Schülers Adolf Schöttner, der Beamter im Sächsischen stenographischen Landesamt und erster amtlicher Stenograph des Braunschweiger Landtages ist. Wichtiger ist, dafs uns eine Reihe von untrüglichen Beweisen vorliegen, dafs zum mindesten Predigten beim Anhören damit wörtlich wiedergegeben werden konnten. Es sind uns nämlich eine ganze Anzahl Predigten der Shakespeare-Zeit in Druckausgaben des 16. Jhs. erhalten, die ausdrücklich angeben ohne Autorisation des Verfassers, ja gegen den Willen desselben, mit Hilfe der Brightschen Stenographie ("*taken by Characterie*") aufgenommen und zum Druck gebracht zu sein. Es handelt sich dabei vor allem um mehrere Predigten des berühmten puritanischen Kanzelredners Henry Smith († 1591), wie z. B. *A Fruitfull Sermon* über Thess. 5 (gedr. 1591) oder *The Pride of Nebuchadnezzar, The Benefit of Contentation* (1590 in zwei Ausgaben), *The Affinitie of the Faithfull* (1591), *The Examination of Vsurie* (1591) u. a. m. Hier liegen uns unzweifelhaft solche „Raubausgaben“ vor, die gegen den Willen des Autors, lediglich mit Brightschen Stenogrammen hergestellt sind, wie man sie bei den Shakespeare-Dramen für unmöglich erklärt. Obendrein sind wir bei den genannten Predigten in der glücklichen Lage, über die Güte der Textwiedergabe durch die Stenographen ein Urteil gewinnen zu können, weil dieselben Predigten schliefslich auch vom Verfasser aus Unwillen über die Mängel jener Raubdrucke in einer authentischen Textfassung (1591) veröffentlicht sind. Hier können wir also die Probe aufs Exempel machen, ob es wahr ist, wie von so vielen behauptet wird, dafs nach Brightschen Stenogrammen hergestellte Drucke einen viel schlechteren Text bieten müfsten, als es die schlechtesten Shakespeare-Quartos tun. Da lehrt nun ein Vergleich des authentischen Textes etwa der Smithschen Thessalonicher Predigt mit dem stenographischen Raubdruck von 1591, wie ihn uns der äufserst dankenswerte Paralleldruck

beider Texte von Dr. Price (Halle 1922) jetzt ermöglicht,[1] dafs hier genau die gleichen Gruppen von Fehlern vorkommen, wie bei den Shakespeare-Texten, also Vertauschung von Synonymen, Hörfehler wie *rudeness* für *lewdness*, Unebenheiten in der Bezeichnung der grammatischen Kategorien, Wortauslassungen, Ausfall und Hinzufügung von gröfseren oder kleineren Sätzen, alles dies aber in bescheidenerem Umfange, als es sich bei den schlechteren Shakespeare-Quartos findet. Gründe für die relativ bessere stenographische Wiedergabe der Predigten sieht Price mit Recht darin, dafs akustische Schwierigkeiten, wie sie bei dem Lärm des Theaters unvermeidlich sind, in der Stille der Kirche seltener aufstofsen werden und dafs die schlichte Alltagssprache des Volkspredigers dem Stenographen in Syntax und Wortwahl auch nicht annähernd solche Schwierigkeiten bereitete wie das funkelnde Prachtgeschmeide Shakespearescher Wortkunst. Als weiteren Grund wird man hinzufügen müssen, dafs sich bei dem Prediger nicht, wie beim Drama, die neuen Fehlerquellen des Schauspielergedächtnisses und der bewufst ändernden Regie zwischen den Autor und den Stenographen einschieben. Und endlich soll auch daran erinnert werden, dafs, wie schon P. Friedrich, Studien zur engl. Stenographie im Zeitalter Shakespeares (Leipzig 1914) S. 41 betont, das Brightsche System in seiner Sigeltabelle besonders stark den kirchlichen Wortschatz berücksichtigt hat. Andererseits scheint mir die Textgüte dieses Predigt-Stenogrammes doch deswegen besonders beachtenswert, weil hier nicht, wie bei einem Drama, die Möglichkeit vorlag, durch mehrmaliges Anhören die erste stenographische Aufnahme zu ergänzen oder zu verbessern.

Zweierlei scheint mir die Betrachtung des stenographischen Raubdrucks der Smithschen Predigt zur Evidenz zu erweisen:

---

[1]) A Fruitfull Sermon upon part of the 5. chapter of the first epistle of Saint Paul to the Thessalonians, by Henrie Smith. Which Sermon being taken by characterie is now republished with the authentic version by H. T. Price. Halle, Max Niemeyer, 1922. XXXII u. 41 Ss. Es wäre dringend zu wünschen, dafs das ganze stenographisch aufgenommene Predigtmaterial, z. B. auch das von Steph. Egerton (Friedrich S. 20), einer ähnlichen Untersuchung unterzogen würde. Auf den doppelten Abdruck der Texte könnte dabei füglich verzichtet werden.

1. dafs es möglich war, mit dem Brightschen System eine Dramenaufführung einigermafsen wörtlich nachzuschreiben, und 2. dafs in besonders günstigen Fällen bei genügender Übung des Stenographen sogar ein Text von der Güte der zweiten Hamlet-Quarto dabei herauskommen konnte. Ich sehe daher a priori nichts, was gegen die Möglichkeit spräche, dafs nicht auch die Quarto von 1604 auf eine stenographische Nachschrift zurückginge. Ja, ich würde eine solche Annahme für einigermafsen wahrscheinlich halten, wenn sich auf Grund der Schallanalyse bewahrheiten sollte, was E. Sievers nach einzelnen Stichproben vermutet, dafs bei allem Synonymen-Wechsel zwischen Q_2 und F_1 die Shakespearesche Lesart von der Folio, nicht, wie man jetzt meist annimmt, von der Q_2, bewahrt ist.

Noch ein Punkt verdient bei dem ebengenannten Predigt-Stenogramm besonders unterstrichen zu werden, nämlich die Tatsache, dafs es (nach Price) unter rund 7300 Worten nur 13 Fälle von Synonymen-Vertauschung bietet. Es mufs dies deswegen besonders hervorgehoben werden, weil Hubbard die Behauptung aufgestellt hat, dafs sich bei einer Benutzung des Brightschen Systems eine „sehr viel gröfsere Zahl“ von Synonymen-Vertauschungen ergeben haben müfste, als die erste Hamlet-Quarto tatsächlich aufweist, die schon deswegen auf ein Bühnenmanuskript zurückgehen müsse. Die Bedeutung des Synonymen-Wechsels ist überhaupt in letzter Zeit überschätzt worden. Dies Kriterium ist nur mit äufserster Vorsicht zu benutzen, weil es vier verschiedene Erklärungsmöglichkeiten zuläfst: synonyme Ausdrücke an Stelle der Urlesart können bei einem elisabethanischen Dramentext auftreten, einmal beabsichtigt infolge von Textänderungen durch einen Regisseur oder einen Bearbeiter (der mit dem Dichter identisch sein kann), zum andern unbeabsichtigt sowohl als Memorierfehler der Schauspieler, wie als Flüchtigkeitsfehler der Bright-Stenographen (wenn diese dem Sigel für den Oberbegriff den Unterscheidungsbuchstaben hinzuzufügen vergafsen) und vereinzelt auch bei grober Unaufmerksamkeit der Setzer.[1])

[1]) Eine 5. Erklärungsmöglichkeit für den Synonyma-Wechsel würde sich bieten, wenn es richtig wäre, wie immer noch einige Forscher glauben,



Ich kann daher Hubbard und auch W. Keller, der sich diesem im Shakesp.-Jahrb. 58, 122 ausdrücklich anschliefst, nicht recht geben, wenn sie verlangen, dafs die Vertauschung von Synonymen in allen Fällen die gleiche Erklärung erfahren solle. Bei allem organischen Geschehen können gleiche Erscheinungen doch auf verschiedene Ursachen zurückgehen.

Der zweite Grundfehler von Hubbards Deduktionen scheint mir mit der weitverbreiteten Unklarheit zusammenzuhängen, was man unter einem „Raubdruck", *a piratical edition*, versteht. Ursprünglich fafste man den Ausdruck in dem Sinne, dafs der Text dem Autor gestohlen sei. Als aber Arbers Veröffentlichung des Stationers' Register die Rechtsverhältnisse des elisabethanischen Buchdruck- und Verlagsgeschäftes in den Vordergrund rückte, gewöhnte man sich mehr und mehr, den Ausdruck von der verlagsrechtlichen Seite aus zu betrachten und ihm damit einen ganz anderen Sinn zu geben. Denn das elisabethanische Verlagsrecht war Korporationsrecht, es schützte die Mitglieder der Buchhändlergilde vor dem unberechtigten Nachdruck ihrer Verlagsartikel. Um den Autor kümmerte es sich nur wenig. Dieser konnte zwar, wenn ihm sein geistiges Eigentum von einem Verleger gestohlen war, bei der Aufsichtsbehörde, dem Privy Council, ein Verbot des

---

dafs der elisabethanische Setzer nicht vom Manuskript abgelesen habe, sondern den Text diktiert erhalten habe. Ich habe diese Frage einmal vor Jahren in einer Sitzung der Leipziger Bibliophilen zur Diskussion gestellt und da von den zahlreich anwesenden Buchhändlern und Verlegern die einstimmige Antwort erhalten, dafs ihnen kein einziger Fall bekannt sei, dafs in alter oder neuer Zeit ein Setzer nach Diktat gearbeitet habe. Und so glaube ich, solange nicht ein Beweis für solche Arbeitsweise erbracht wird, sie auch für das 16. Jahrhundert ablehnen zu dürfen. Zweierlei bestärkt mich darin: einmal die Beobachtung, dafs alle mir bekannten Abbildungen von Setzerkasten des 16. Jhs. eine Vorrichtung zum Halten und Befestigen des Manuskriptes aufweisen; und zweitens die Tatsache, dafs die gleichzeitige Beschäftigung von zwei Arbeitern an demselben Satz die Kosten erheblich verteuert und daher wirtschaftlich unrentabel ist, zumal ja nur ein aufserordentlich langsames Diktieren in Frage kommen könnte. Ich glaube auch, dafs man auf die ganze Diktier-Theorie nur verfallen ist, weil man im 18. Jh. keine andere Erklärung für den Synonymen-Wechsel wufste und aufserdem in dem antiken und mittelalterlichen Brauch des Diktierens bei der Herstellung viel gebrauchter Handschriften ein Analogon zu finden glaubte.

Druckes nachsuchen; aber das war eine langwierige und geldkostende Geschichte, die wohl ein Lord Bacon, aber kaum das leichtlebige Künstlervölkchen unternahm. Daſs der Verleger das Druckmanuskript von dem rechtmäſsigen Eigentümer, dem Autor oder (bei Dramen) der Schauspielgesellschaft, durch Kauf erwarb, wurde wohl durchaus von der Standessitte verlangt. Aber wie oft sich die Verleger darüber hinwegsetzten und Druckmanuskripte aus zweiter Hand sich verschafften, ohne nach der Legitimation des Zwischenhändlers allzu subtil zu forschen, verdiente einmal eine Zusammenstellung. In Wirklichkeit wird es wohl sehr oft so hergegangen sein, wie wir es aus Henry Smiths reichlichen Klagen über die stenographischen Raubdrucke seiner Predigten kennen: der Autor versucht den unrechtmäſsigen Druck seines Werkes zu inhibieren, stöſst aber, da der Verleger inzwischen eine amtliche Drucklizenz erhalten hat, auf unerwartete Schwierigkeiten und läſst die Sache nun gehen. Dies zeigt am deutlichsten Smiths Vorrede zu seinem *Wedding Garment* (1591), wo es heiſst: *"To controll those false copies of this Sermon, which were printed with-out my knowledge, patched as it seemeth out of some borrowed notes, and to stoppe the printing of it againe without my corrections, as it was intended, because they had got it licensed before, although vtterlye vnwilling for some respects to have it published, which made me withstand their importunity so long, yet seeing more inconuenience than I thought of, I suffered that which I could not hinder"* (Price S. XXV). Genau so mag die Shakespearesche Truppe in vielen Fällen 'zugelassen haben, was sie nicht hindern konnte'. Und so konnte es geschehen, daſs ein Buch, das die rechtskräftige Druckerlaubnis bekommen hatte, vom buchhändlerischen Standpunkte als ein durchaus rechtmäſsiger Verlagsartikel gelten muſste, aber zugleich vom Standpunkte des nicht befragten Autors als ein „Raubdruck" bezeichnet werden muſs — und nur in diesem Sinne empfehle ich den Ausdruck weiterhin zu gebrauchen. Daſs ein ordnungsgemäſser Eintrag einer Shakespeare-Quarto in das Buchhändlerregister keineswegs eine Garantie bietet, daſs das Druckmanuskript dafür auf völlig legalem Wege erworben war, können wir am Beispiel der oben herangezogenen Thessalonicher-

Predigt Smiths direkt beweisen; denn der eingestandenermafsen nach stenographischer Nachschrift veranstaltete Raubdruck dieser Predigt durch Nicholas Ling hat eine völlig einwandfreie Drucklizenz gefunden. Unter dem 18. Aug. 1591 lesen wir nämlich im Buchhändlerregister: *Nicholas Linge. Entered for his copie vnder thand of master Talboyes, certifyinge my lordes grace* [Erzbisch. von Canterbury]. *his consent, and vnder thand of master Coldock our master a sermon of master Henry Smyths vppon the i. Thessalonians 5, 19, 20, 21, 22 ... VI d* (Arber II 593). Hubbard glaubt nun, dafs wenigstens die Veranstaltung einer zweiten Auflage durch denselben Verleger, wie das bei den beiden Hamlet-Quartos zutrifft, für die Rechtmäfsigkeit der ersten Ausgabe spräche. Auch dies kann ich nicht zugeben. Mein Zeuge ist wiederum der von den Verlegern so schlecht behandelte Puritaner-Prediger Smith, der, wie ich Price S. XXVII entnehme, es erleben mufste, dafs ein stenographischer Raubdruck seiner Predigt *The Benefit of Contentation* im selben Jahre 1590 zwei Auflagen erlebte — der erste mit dem Zusatz *taken by characterie*, der zweite als *taken by characterie and examined after* bezeichnet —, so dafs er sich 1591 zur Veranstaltung einer authentischen Ausgabe entschlofs. Und dasselbe passierte ihm 1591 mit seiner Predigt *Affinitie of the Faithfull,* deren Raubdruck bei seinem zweiten Erscheinen sich ungeniert als „verbesserte und vermehrte Auflage" bezeichnete: "*Nowe the second time imprinted, corrected and augmented, according to the coppie by characterie*" (Price S. XXVII). Letzteres Beispiel zeigt zugleich, dafs, wer da etwa meinen sollte, dafs ein so angesehner Verleger, wie Nicholas Ling, bei dem auch die beiden Hamlet-Quartos erschienen sind, von solch bedenklichen Praktiken sich fern gehalten habe, der irrt sich gewaltig.[1]) Denn gerade unser Ling hat nicht nur die eben genannte Predigt sondern auch Smiths Thessalonicher-Predigt

---

[1]) Ling ist sogar einmal von der Buchhändlergilde wegen Veranstaltung eines Raubdruckes mit Geldstrafe belegt. Unter dem 5. Dec. 1603 lesen wir im Stationers' Register: *Linge ... for printinge a booke called 'the wonderfull yere' without aucthoritie or entrance contrary to thordonnances for pryntinge* (Arber II 821).



gegen den Willen des Autors nach unrechtmäſsig hergestellten Textvorlagen gedruckt und ruhig auch das literarische Bedürfnis nach einer „vermehrten und verbesserten" Neuauflage befriedigt. Was hindert uns an der Annahme, daſs er es genau so mit dem Hamlet gemacht, nur mit dem Unterschiede, daſs er bei der Neuauflage sich wirklich eine vermehrte und verbesserte Textgestalt verschafft hat, die möglicherweise gleich ihrer Vorgängerin auf einer stenographischen Nachschrift beruhte.

Also: mag auch buchhändlerisch, wie Hubbard meint, bei der ersten Hamlet-Quarto alles in Ordnung sein — so ganz sicher bin ich dessen nicht —, so beweiſst dies absolut nichts für die Authentität ihrer Textgestalt. Diese läſst sich aber nicht nur mit äuſseren Dingen erweisen. Hubbard sieht einen Hauptbeweis dafür in der textlichen und inhaltlichen Verständlichkeit der Q_1. Mag zugegeben werden. Das kann aber überhaupt nur als Argument verwendet werden, wenn man von der Annahme ausgeht, daſs stenographische Raubdrucke einen miserabeln Text bieten müſsten, was, wie wir sahen, durch das Beispiel der Predigten wiederlegt wird. Und selbst die ärgst miſshandelte Bühnenbearbeitung wird doch noch immer eine in sich verständliche Handlungsfolge und einen für sich verständlichen Textwortlaut dem Publikum vorsetzen. Auch wird man Hubbard kaum zugeben können, daſs sich alle Mängel der Q_1 bequem als Druckfehler[1]) auffassen lieſsen. Manches, wie *with tongue-invenom'd speech* (Q_1) für *with tongue in venom steept* (Q_2 F) oder *right done* (Q_1) für *writ down* (Q_2 F), sieht doch eher wie ein Hörfehler aus, namentlich wenn wir uns die schwachdiphthongische Aussprache der Elisabethaner in *rẹit dun* und *ʷrit dǫun* vergegenwärtigen. Auch die Fälle von Wortwiederholungen machen, mit einer einzigen Aus-

[1]) Bei der Behandlung der „Druckfehler" vermiſst man gründlichere Kenntnis der Sprachgeschichte. *One* für *on* 'an' ist z. B. durchaus eine im 16. Jh. noch mögliche Schreibung, also kein „Druckfehler". Wenn "*dreames*" für heutiges *drains* erscheint, so liegt da kein zwiefacher Druckfehler vor, sondern es ist die bis ins 17. Jh. oft belegte Schreibung *dreanes* gemeint. Ebenso steht "*demises*" für die bis ins 17. Jh. übliche Schreibung *deuises*, nicht *deuices*, wie Hubbard will. Ebenso würde ich "*guise*" nur in *gulse* bessern, nicht einen Doppelfehler für *gules* annehmen.



nahme (*for for* IV, 3, 66), den Eindruck, als seien sie auf der Bühne von einem Schauspieler so gesprochen. Bei Ausrufen wie *speak!*, *my father!* oder *adieu!* läuft noch heutzutage leicht dem Schauspieler eine Wiederholung unter.

So dankenswert also Hubbards gereinigte Neuausgabe von Q_1 ist, so befriedigt sie doch keineswegs alle Ansprüche, die an die Textgestaltung zu stellen sind. Und die Einleitung bedürfte einer wesentlichen Vertiefung, um zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen.

Nehmen wir nach der Lektüre von Hubbards Einleitung Østerbergs Darlegungen zur Hand, so weht uns eine völlig andere Luft entgegen. Es ist derselbe Gegensatz, den wir zwischen englischer und deutscher Mentalität empfinden: hier stärkster Intellektualismus, dort einseitigste Willenskultur — die Stärke und die Schwäche beider Völker zugleich. Auch in der Wissenschaft will der Engländer durch die Wucht seiner Persönlichkeit, seiner Autorität den Leser zu seiner subjektiven Überzeugung überreden; der deutsche will ihn durch die möglichst objektive Darlegung von Tatsachen und Deduktionen überzeugen. Deswegen ist es für den englischen Leser ziemlich gleichgültig, wie der Autor zu seiner Ansicht gekommen ist, wenn sie nur recht klar und eindrucksvoll vorgetragen wird; der deutsche Gelehrte fühlt die Verpflichtung, durch sorgfältige Vorführung des Quellenmaterials, durch gewissenhafte Abwehr aller möglichen Einwände, durch reichliche Hinweise auf anderweitige Diskussionen der Frage seinem Leser die Nachprüfung der Probleme zu ermöglichen, was naturgemäſs die Darstellung auſserordentlich belastet und somit umständlicher und schwerfälliger macht. Man nehme z. B. das auſserordentlich inhaltsreiche und anziehend geschriebene Büchlein von Alf. Pollard, Shakespeare's Fight with the Pirates and the Problems of the Transmission of his Text (1916, [2]1920), wo vielleicht der beste Kenner dieser Fragen zu uns spricht. Und doch steht der Deutsche dem Buche etwas ratlos gegenüber, weil er fast überall nur das αὐτὸς ἔφη heraushört und wenig Handhaben zur Nachprüfung findet. Den polaren Gegensatz haben wir in Østerbergs Büchlein, das ganz und gar der deutschen Methode folgt und in der lückenlosen Beweisführung seine Stärke sucht. Es handelt sich hier um

sieben Aufsätze zur Hamlet-Frage, die alle mit einer Ausnahme das Problem der Q_1 betreffen. Manches ist in seinem Schlußergebnis nicht gerade neu, wie z. B. die Darlegung des ersten Aufsatzes, daſs Nashes bekanntes '*Kidde in Æsop*'[1]) (1589) sich auf Thomas Kyd bezieht. Aber nirgendwo bisher ist m. W. der Beweis so zwingend gemacht, daſs diese Stelle sich auf Kyd und seinen *Hamlet* nicht nur beziehen kann, sondern beziehen muſs. Mancherlei Neues bringt aber der zweite Aufsatz, überschrieben 'Roberts, Ling, Trundle'. Ausgehend von der so gut wie gesicherten Tatsache, daſs der Kydsche Urhamlet der Schauspieltruppe des Lord Kämmerers gehörte, plädiert Verf. energisch dafür, daſs der bekannte Eintrag eines '*Revenge of Hamlett, Prince Denmarke*' betitelten Stückes dieser Truppe in das Buchhändlerregister (1602) nicht auf die Q_1, ja überhaupt nicht auf das Shakespearesche Stück, sondern den Kydschen *Hamlet* sich beziehe, obgleich ein solcher Druck nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Schon der Titel passe besser zu dem Kydschen Stück, als zu dem Shakespeareschen, der stets *The Tragicall Historie* (bzw. *Tragedie*) *of Hamlett, Prince of Denmark* laute. Auch sei es viel wahrscheinlicher daſs die Schauspieltruppe ein ausrangiertes Theatermanuskript des alten Hamlet zum Druck hergegeben habe als das 1602 noch neue[2]) Shakespearesche Drama, wie sich ja öfter belegen läſst, daſs der Erfolg eines neuen Stückes den Anlaſs zum Druck eines gleichnamigen älteren Werkes (*Richard III.* 1594, *Leir* 1605) gegeben hat. Der Zusatz *as it was lately acted* spreche nicht gegen den alten Hamlet, weil diese Reklamefloskel sogar bei fast 40 Jahre alten Stücken (*Friar Bacon*, gedr. 1630) noch vorkomme. Endlich sei es auffallend, daſs, wenn das 1602 zum Druck angemeldete und das etwa ein

---

[1]) Angesichts der Tatsache, daſs die von Nash erwähnte Fabel bei dem antiken Dichter sich nicht findet, glaube ich, daſs hier *Æsop* gewissermaſsen als Gattungsbegriff für 'Tierfabel' gebraucht ist.

[2]) Neuerdings tritt F. S. Boas, Shakespeare and the Universities (Oxford 1923) — laut Times Lit. Suppl. 14. Juni 1923 — dafür ein, daſs der Shakespearesche Hamlet schon 1592—3 in Oxford gespielt sei, weil sich die Anwesenheit der Kämmerertruppe nur für diese Jahre aus dem Oxforder Stadtarchiv beweisen läſst. Aber das argumentum ex silentio ist immer eine heikle Sache.



Jahr später erscheinende Stück (unsere Q_1) wirklich identisch gewesen wären, der Drucker Roberts, der 1602 die Druckerlaubnis für sich erwirkt hatte, bei dem erfolgenden Drucke völlig ausschied, so dafs die Verleger dieses Druckes, die Buchhändler Nicholas Ling und John Trundell, die keine Druckerei besafsen, den Druckauftrag einem anderen Drucker, nämlich dem Valentine Sims (wie Pollard nachgewiesen hat), übertragen mufsten. Mindestens die Druckarbeit würde sich doch Roberts vorbehalten haben, falls irgendein Arrangement über die Drucklizenz zwischen ihm und Ling-Trundle zustande gekommen war. Jedenfalls hat Roberts an dem Vorgehen Lings keinen Anstofs genommen, da er wiederum ein Jahr später für diesen die 2. Hamlet-Quarto gedruckt hat. Der Zusatz auf dem Titelblatt von Q_2 '*according to the true and perfect coppie*' involviert das Eingeständnis, dafs der Q_1 kein echter Text zugrunde lag. Dafs die ebenda gerühmte „Vermehrung [des Textes] um die Hälfte“ von Shakespeare selbst vorgenommen sei, will Verf. nicht zugeben. Wenn der Autor selbst dafür verantwortlich ist, heifse es immer ausdrücklich '*augmented by the Author*', eine Reklame, die sich der Verleger Ling schwerlich hätte entgehen lassen. Also sei dem Verleger jedenfalls von einer Umarbeitung durch Shakespeare nichts bekannt gewesen. Die Theorie, dafs Q_1 eine teilweise Umarbeitung des Kydschen Hamlet sei, ist unhaltbar: nicht blofs weil Q_1 in der ganzen dramatischen Struktur mit Q_2 übereinstimmt, sondern in Stil und Diktion — trotz Boas' gegenteiliger Behauptung — Kyd eher ferner steht als Q_2. Sogar gewisse Lieblingsausdrücke Kyds, die in Q_2 vorkommen, werden in Q_1 vermifst. Folglish spiegelt die Q_1 ein selbständiges Werk Shakespeares wieder.

Und nun zur Hauptfrage: wie verhält sich Q_1 zu Q_2? Die Plus-Verse der ersten Quarto, in denen einige die Hand Kyds erkennen zu können glaubten, andere den charakteristisch Shakespeareschen Ton heraushörten, sind inhaltlich wie formell Gemeinplätze der Elisabethaner und können zwar, brauchen aber nicht von Shakespeare herzustammen. Sie bieten also keine sprachlichen oder ästhetischen Anhaltspunkte dafür, dafs Shakespeare einen *Hamlet* mit solchen Abweichungen, wie sie Q_1 bietet, geschrieben habe.

Zur Bejahung dieser Frage hat man besonders auf die abweichende Darstellung des Charakters der Königin in Q_1 hingewiesen. Und darum folgt nun ein Kapitel „Königin Gertrud“, das eine überaus feinsinnige psychologische Studie bietet. Entgegen der landläufigen Meinung ist Verf. der Überzeugung, dafs die Königin auch in der späteren Textgestalt völlig unschuldig am Königsmorde zu denken ist. Sowohl in Q_1 wie in Q_2F wird die Königin in gleicher Weise als ein schwaches Weib geschildert, das sich von den Ereignissen treiben, sich fügsam als Werkzeug gebrauchen läfst, für ihren Sohn besorgt ist und der künftigen Schwiegertochter mit herzlichem Mitgefühl entgegenkommt. Gegenstand des Tadels ist nur ihre erotische Schwachheit, die von den Elisabethanern oft als komisches Motiv verwendete Witwensehnsucht, die Shakespeare aber ins Tragische gewendet hat. Die schnelle Wiederverheiratung der Mutter ist die Ursache von Hamlets übermächtigem Gram und habe ihm Bitterkeit gegen alle Frauen ins Herz gelegt. Aber die aktive Seite in seinem Wesen, all sein Trachten und Planen, ist gegen den König gerichtet, nie gegen die Königin. Sowohl beim Selbstgespräch (II 2) wie in vertrauter Aussprache mit Horatio und bei der Schauspieleraufführung kommt klar zum Ausdruck, dafs es der Onkel ist, der beobachtet werden soll, s e i n e Schuld, die bestraft werden mufs. So ist es nicht leicht, sich vorzustellen, dafs die milde, fügsame, schwache Frau anders als unschuldig am Morde ihres ersten Gatten gedacht werden soll — trotz Hamlets unbeherrschtem Ausfall über den Königsmord, den sie in allen Texten mit gleichem Erstaunen hinnimmt. Für den Gedanken an ihre Mitschuld ist in dem Handlungsschema von Q_1 wie von Q_2F überhaupt kein Platz, wenn nicht eine radikale Änderung der Struktur des Stückes oder der Charakterzeichnung vorgenommen werden soll. Wenn die Q_1 die Königin ihre Unschuld ausdrücklich beteuern läfst und sogar ihren Sohn in seinem Racheplan zu unterstützen verspricht, so fallen diese Verse (1532f. und 1542—47 nach der Zählung bei Furness) so offenbar aus dem Text- und Handlungszusammenhang heraus, dafs sie nimmermehr von Shakespeare selbst geschrieben sein können, sondern Zusätze des Piraten sein müssen, der seinen irgendwie gestohlenen Texttorso durch allerhand Zutaten zu

einem verkaufbaren Dramentext aufzufüllen hatte. Das Fehlen dieser Stellen in Q_2F ist also nicht so aufzufassen, als ob Shakespeare etwas am Charakter der Königin später geändert hätte. Ebenso ist die Szene zwischen Horatio und der Königin, die sich nur in Q_1 findet (V. 1747—82), ganz entschieden unshakespearisch in der Form und steht in so losem, ja unvereinbarem Zusammenhang mit sicher echten Partien, daſs wir nicht shakespeareschen Urstoff, der später überdeckt ist, sondern fremde Lappen darin sehen müssen.

Eine Betrachtung des „Sprachschatzes von Q_1" lehrt, daſs 57 % desselben mit Q_2 übereinstimmt, also echt-shakespearisch ist, während 43 % unechte Zutaten darstellt.[1]) Einige der Sonderwörter von Q_1, wie *blabber, contrition, convertion* 'Unterhaltung', *cullison, draft* 'Bogenschuſs', *entertain* Sb., *expose* 'erklären', *freehold, hell-bred, to horror, imparched* — ein überhaupt nie belegtes, wahrscheinlich kontaminiertes Wort —, *judicial, mastery, mid time, musk-cod, rawish, sight* 'Menge', *soaker, splinter* 'zerschellen', *tolcrate, town-bull, transformance, unhearsed, whilom,* kommen bei Shakespeare nie vor. Andere finden sich nur in Shakespeares Jugendwerken oder den zweifelhaften Schriften. Aber diese Betrachtungen über den Wortschatz scheinen mir wenig ergiebig und auch nicht immer ganz einwandfrei. Wenn Shakespeare wohl *unapproved*, aber nicht *inapproved* (Q_1), dagegen wohl *inconvenient*, aber nicht *unconvenient* (Q_2) kennt, so würde ich hier kaum von unshakespeareschem „Wortschatz" reden, da der Wechsel von *ui-* und *un-* dem Drucker zur Last fallen kann. Dasselbe gilt von solchen Varianten wie *kercher* (Q_1) und *kerchief*, oder *his* (Q_1) neben *it* (Q_2), *he* neben *a*, *hath* neben *has*, *a* neben *have*, *a* neben *on* u. a. m.

Der „Stil von Q_1" endlich ist charakterisiert durch den häufigen Gebrauch von traditionellen Wendungen, Alltagsredensarten und Gemeinplätzen, die sonst Shakespeare um die Jahrhundertwende geradezu meidet oder individuell umzugestalten pflegt. Statt des wundervollen *'the rest is silence'*

[1]) Wie dies gemeint ist und wie diese Berechnung zustande gekommen ist, ist mir nicht klar, zumal Verf. S. 63 sagt, daſs „die Hauptmasse des Wortschatzes lexikalisch betrachtet neutral" sei.



z. B. bietet Q_1 das konventionelle *'heauen receiue my soule'*. Da jene stereotypen Wendungen der elisabethanischen Dichtersprache um 1590 zu entstammen scheinen, müfsten wir Shakespeare einen dichterischen Rückschritt zutrauen, wenn wir annehmen, dafs sie von ihm noch 1602 in der Q_1 gebraucht sein könnten.

Wie sich Verf. die Entstehung von Q_1 eigentlich realiter denkt, wird wohl in der Fortsetzung dieser Studien uns mitgeteilt werden. So viel ist aber jetzt schon klar: Q_1 stammt nach ihm aus demselben Texte wie Q_2 und ist eine stark verkürzte Entstellung desselben. Mitgewirkt hat dabei ein Schauspieler der Kämmerertruppe, der noch den Kydschen *Hamlet* mitgespielt hatte und daher noch Erinnerungen aus dem alten Stücke mitverwerten konnte. Es handelt sich bei letzteren aber nicht um wörtliche Herübernahmen, sondern um die Einmischung Kydscher Motive, wie das Zusammengehen von Mutter und Sohn und die Verhandlungen zwischen Horatio und der Königin, die schlecht in den Shakespeareschen Grundplan pafsen.

Keiner, der sich mit der Hamlet-Frage beschäftigt, wird diese ungemein gründliche Schrift trotz all ihrer Überspitzungen beiseite lassen dürfen. . 2

Eine für uns Deutsche nicht uninteressante Frage scheint mir von der Shakespeare-Forschung, soviel ich sehe, noch nicht angeschnitten: die Frage, auf was für Papier die alten Shakespeare-Quartos gedruckt sind. Es ist bekannt, dafs die englischen Drucker der Elisabeth-Zeit zumeist aus Deutschland importiertes Papier benutzt haben, da die spärlichen heimischen Fabrikationsversuche gegen die ausländische Konkurrenz nicht aufkommen konnten. So spricht schon die allgemeine Wahrscheinlichkeit dafür, dafs Shakespeares Werke nicht auf englischem, sondern auf deutschem Papier auf uns gekommen sind. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber durch folgende Tatsachen noch erhöht. Aus dem von G. H. Overend, Notes upon the Earlier History of Manufacture of Paper in England (= Proceedings of the Huguenot Society of London, Vol. VIII [1909] S. 177—220) beigebrachten Urkundenmaterial ersehen wir, dafs zu Shakespeares Jugendzeit ein Deutscher namens Johan Spilman [d. i. Spielmann], aus Lindau am Bodensee gebürtig und

seines Zeichens nach Hofgoldschmied der Königin Elisabeth, zwei Papier-Wassermühlen am Flusse Darent bei Dartford in Kent eingerichtet und diese mit deutschen Arbeitern betrieben hat.[1] Am 7. Febr. 1589 erhielt er von der Krone ein Monopolpatent zur alleinigen Herstellung von weifsem Papier auf die Dauer von 10 Jahren, welches noch vor seinem Ablauf, am 15. Juli 1597, auf weitere 14 Jahre verlängert wurde. Von 1589—1611 war also allein Johan Spielmann gesetzlich berechtigt, in England weifses Papier herzustellen. Und so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, dafs alle Shakespeare-Quartos bis 1611, also auch unsere beiden Hamlet-Quartos, auf Papier von Spielmannscher und also deutscher Fabrikation gedruckt sind. Eine Untersuchung der Wasserzeichen der Originalausgaben sollte diese Frage eigentlich leicht und mit Bestimmtheit lösen können. Der Shakespeare-Verehrung des deutschen Volkes würde es erfreulich sein, wenn auch deutscher Erfinder- und Gewerbefleifs mitgeholfen hätte, die Werke des grofsen Briten der Nachwelt zu erhalten.

Leipzig. Max Förster.

Die Abgrenzung zwischen Vers und Prosa in den Dramen Shakespeares. Königsberger Inaugural-Dissertation von **Gertrud Bordukat.** 1918.

Eine alte Frage wird hier behandelt, und obwohl ein erfreulicher Fortschritt festgestellt werden kann, bleibt doch noch manches zu tun übrig. Die Verfasserin überwindet den Schematismus, den Delius in erträglicher, Janssen in übertriebener Weise auf Shakespeares Prosagebrauch anwandte. Ersterer unterschied die Prosa der Clowns, die Konversationsprosa der Gebildeten, und die euphuistische, preziöse Prosa; letzterer wies die Einteilung nach Stand und Bildung ab, um

[1]) Diese Gründung machte auf die Zeitgenossen einen solchen Eindruck, dafs der Dichter Thomas Churchyard eigens Verse darauf schrieb: *A Description & Playne Discourse of Paper, and the whole benefits that Paper brings, with rehearsall and setting foorth in Verse a Paper-Myll built near Darthford by an High-Germaine called Master Spilman, Jeweller to the Queenes Majestie* (gedr. 1588).



allein die Stimmung der Rede zu berücksichtigen; ihm bedeutete der Vers Fortschritt, die Prosa Stillstand der Handlung, wobei er zwölf mögliche Fälle des Prosagebrauchs unterschied. Die vorliegende Schrift geht darüber hinaus, indem sie die psychologische Seite des Problems zu erfassen versucht. Das Ergebnis ist, dafs sich mit fortschreitender Entwicklung des Künstlers auch die Art der Verteilung zwischen Vers und Prosa ändere. In der Art der Anfänger läfst die Verfasserin es zu sehr an der notwendigen Freiheit dem Stoffe gegenüber fehlen. Sie hängt an ihrem Material fest, und so ist sie schliefslich doch wieder auf dem besten Wege, selber in Schematismus zu verfallen.

Wird von der Verfasserin einerseits das Psychologische betont, so vernachlässigt sie andererseits das gerade bei Shakespeare wesentliche historische Moment. Gewifs macht er in der angemessenen Verwendung von Vers und Prosa als Kunstmittel dauernd eine Entwicklung durch; aber es müssen auch seine Ausgangspunkte erwähnt werden, damit seine Fortschritte ebenso wie manche sonst unklare Eigentümlichkeiten ins rechte Licht gerückt werden. Es mufs betont werden, dafs Shakespeare in der Versform u. a. von Marlowe, in der Prosa von Lyly ausgeht (vgl. z. B. Bond, Works of Lyly II 287). So erklärt sich das Fehlen der Prosa in gewissen Historien dadurch, dafs in diesen eine bestimmte Kunstform vom Dichter nachgeahmt wurde. In vollem Glanze zeigt sich Shakespeares Genie bei der Überwindung der Einflüsse seiner Vorbilder, und zwar geschieht dieses auf dem Gebiet der Prosa durch einen immer deutlicher sich ausprägenden Realismus. Prosa dient also dazu, das wirkliche Leben wiederzugeben; der Vers aber idealisiert, er hebt in die Sphäre der Romantik. Wird der Wechsel von Vers und Prosa unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so mag manch neuer Aufschlufs über Shakespeares Kunst gewonnen werden; man wird dann z. B. bei den Prosareden Hamlets nicht deren „Sarkasmus“ (S. 46) als das Ausschlaggebende bezeichnen, sondern hier Shakespeare selber reden hören', der die „Wirklichkeit“, d. h. seine eigenen Ansichten ungeschminkt verkündet.

Die Verfasserin versucht, zahlreiche prosodisch unklare Stellen in Verse zu verwandeln, was keineswegs immer gelingt.

Sollte hinter diesem Bestreben sich die Meinung verbergen, dafs der Vers doch eigentlich das Höhere ist? Wenn wir Margaret Fuller Glauben schenken, so war Carlyle der Ansicht, Shakespeare wäre seinem Genius besser gerecht geworden, wenn er sich ganz auf die Prosa beschränkt hätte (Churton Collins, Studien in Sh.). Der Prosastil Shakespeares verdient eine gröfsere Aufmerksamkeit, als ihm bisher zuteil wurde.

Dorpat, im Januar 1921. Heinrich Mutschmann.

Dr. Irmgard von Ingersleben, Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury (1613).

A. u. d. T.: **Neue Anglistische Arbeiten** herausgegeben von **Levin L. Schücking** und **Max Deutschbein.** No. 5. Cöthen, Verlag von Otto Schulze, 1921. 108 S.

„Overbury gab zuerst in England der meist satirischen Charakterstudie ihre vollständige Bedeutung wieder, wie wir sie bei Theophrast finden, ohne doch von diesem merklich beinflufst zu sein" (S. 18 f.). Diese Stellung Overburys in der englischen Literatur rechtfertigt die vorliegende Abhandlung. Selbst in grofsen von Deutschen verfafsten englischen Literaturgeschichten sucht man den Namen Overbury vergebens, und auch die englischen Leitfäden lassen uns im Stich, man mufs also schon zur *Cambridge History of English Literature* greifen, um etwas über ihn zu erfahren. von Ingersleben begnügt sich aber nicht mit einer Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit und der Charakterisierung seines Hauptwerkes *A Wife,* sondern holt sehr weit aus. Die Arbeit gliedert sich in vier Teile: Overburys Persönlichkeit und Stellung zur Literatur, Overburys *Characters* über Frauen, Overburys *A Wife,* Stellung zu den Anschauungen der Zeit. Ob trotz allem Interesse, das es gewährt, das genaue Eingehen auf Overburys Vorgänger hinsichtlich des *Good Woman* und *Wife* nicht ermüdend ist, bleibe dahingestellt. Im vierten Kapitel dürfte nur der Abschnitt Shakespeare willkommen sein. Ob wir in den aus seinen Namen angeführten Stellen wirklich des Dichters „persönliche Auffassung" über Frau und Ehe sehen dürfen, ist skeptisch zu beurteilen. Der Dramatiker ist

kein Philosoph, kein Moralist, und wer könnte aus Shakespeare nicht herauslesen, was er will? Jeder kann ihn mit Recht und Unrecht für sich als Zeugen gebrauchen.

Am willkommensten wird den meisten Lesern der Monographie die Inhaltsangabe von *A Wife* sein. Zum Thema über den Ursprung der Ehe (S. 60) möchte ich auf Shaws *Back To Methuselah*, Part I, *In the Beginning*, hinweisen (S. 16 der englischen Ausgabe), es gehört wohl zum Schönsten, was Shaw geschrieben hat. Zu Str. 8, 3, Charakter der Ehe als Familiengründung (S. 61), diene als Parallele Psalm 127, 3—4.

Frankfurt a. M. J. Caro.

The Mediæval Attitude Toward Astrology, *particularly in England* by **Theodore Otto Wedel.**
A. u. d. T.: **Yale Studies in English. Albert S. Cook,** Editor. LX. New Haven: Yale University Press. London: Humphrey Milford. Oxford University Press 1920. 168 S.

Diese eingehende Studie über die Stellung des Mittelalters zur Astrologie hat für die Leser der Zeitschrift eigentlich nur Wert in ihrem 8. und 9. Kapitel: *Astrology in Middle English Literature, Astrology in Gower and Chaucer,* wenngleich nicht bestritten werden soll, dafs die Geschichte der Entwicklung der Astrology überhaupt äufserst belehrend and anziehend ist. — Wedel stellt fest, dafs sich die Astrologie in der einheimischen englischen Literatur erst im 14. Jahrhundert geltend macht, zwei Jahrhunderte später als in Frankreich, dafs erst Gower und Chaucer häufiger sie erwähnen. Und wie natürlich, spielt auch hier die grofse Frage mit, wie man sich vom Standpunkte der Religion zu ihr zu stellen hat, die Frage der Determination und des freien Willens. Manche, so Rolle of Hampole in *The Pricke of Conscience* und *Piers Plowman,* unterscheiden schon zwischen astrologischer Theorie und Praxis, jene als Astronomie im heutigen Sinne zu fassen, und verurteilen diese als gegen die christliche Lehre verstofsend. Wycliff verhält sich ihr gegenüber ganz ablehnend. Wohl als erster trennt Gower in seiner *Confessio Amantis* Astronomy und Astrology nach Isidor von Sevilla, der astrologia *naturalis* (= Astronomie) und *a. superstitiosa* scharf sondert. Er glaubt nicht an eine Regelung der Dinge durch die Sterne, sondern

durch die allbeherrschende Vorsehung, aber er entschuldigt, gegen die Orthodoxie, eine Anwendung der Magie zu einem guten Zwecke: For these craftes as I finde, A man mai do be weie of kinde, Be so it be to gode entente. — Erst bei Chaucer ist ersichtlich, dafs die Astrologie allmählich eine allgemein anerkannte Wissenschaft geworden ist, deren Ausdrücke sich zu bedienen, man keine Bedenken mehr wie früher zu haben brauchte, wo man etwa auf Unverständnis stofsen oder religiöse Bedenken erregen konnte. "In turning to Chaucer, it is refreshing to find the didactic and controversial attitude toward astrology replaced by that of the artist" (S. 142). Freilich, wie der Dichter sich zur Hauptfrage stellt, ist schwer zu beurteilen. Wedel ist geneigt, ihm eine Art Determinismus zuzuschreiben und führt als Beweis manche Stelle aus den *Tales* an, er ist aber seiner Sache nicht sicher. Für uns Heutigen ist wichtig, dafs mit und seit Chaucer astrologische Bilder und Gleichnisse in die Literatur einziehen und sie verschönern. "The use of astronomical and astrological embellishments was becoming a conventional literary artifice, and references to astological matters often implied as little belief or disbelief as allusions to pagan mythology" (S. 155). Für Shakespeare und die anderen Elizabethiner war die Astrologie hauptsächlich "a convenient source for figures of speech" (S. 156).

Es sei mir die Bemerkung gestattet, dafs ich aus dem Buche reiche Belehrung geschöpft habe, und dafs es nicht nur dem Anglisten etwas bietet. Eine ausführliche *Bibliography* setzt einen instand, sich eingehender mit dem Gegenstande zu befassen.

Frankfurt a. M. J. Caro.

Lane Cooper, A Concordance of the Latin, Greek, and Italian Poems of John Milton. Halle 1923, Max Niemeyer. XIV + 212.

In America, there is at present so strong an interest in Milton that, going at this rate, American scholarship threatens to render Milton literature as bulky as is that existent on Shakespeare. We need only refer to the well-informed and very useful paper of Prof. Saurat on *La conception nouvelle*

de Milton (*Revue germanique* 1923, pp. 113—141), where we get a somewhat adequate idea of the strong activity developed by American scholars on every conceivable subject related to the life, poetry, and thought of the author of *Paradise Lost.*

The present work is one more sign of this interest. The scope which the author has set himself, is very unambitious, at all events, though the result has turned out a very useful one for Miltonic research. Bradshaw's *Concordance* and Lockwood's *Index* of Milton's poems did not include his Latin poetry. This was a certain drawback, because the non-English poems are often of very great interest for our knowledge of the *young* Milton, his thoughts, dreams, and aspirations before entering on life for good. In this way, the contents of the present volume are as follows: *Catch-Titles of the Poems, Catch-Titles in Alphabetical Order, Concordance of the Latin Poems, Concordance of the Greek Poems, Concordance of the Italian Poems.*

In this way, the Milton student is now very well equipped for his investigations into everything that concerns Milton's poetry. The prose works unfortunately will have to continue to be very difficult of access for many years to come, as far as we can judge of the matter, though American scholarship has done something in this direction too.

The Concordance is based upon Beeching's reprint of 1900, and in this respect I think the compiler has acted wisely, this edition being very good and easily accessible. As to the principal part of the work, it has turned out to be very conscientious and painstaking, as far as I have put it to the test. And so I feel obliged to recommend it very strongly to all Milton students.

Lund. S. B. Liljegren.

The Modern Humanities Research Association.

Über die Modern Humanities Research Association scheint bislang aufser einer kurzen Notiz in den Engl. Stud.[1]) nur wenig in weiteren Kreisen bekannt geworden zu sein. Es ist daher wohl nicht unerwünscht, an dieser Stelle einmal ganz

[1]) Bd. 55, S. 320.



kurz über die M. H. R. A. zu berichten. Gegründet wurde sie am 1. 6. 1918 zu Cambridge. Ihre Mitgliederzahl belief sich Ende Oktober 1919 auf etwa 400, stieg bis Ende Oktober 1921 auf etwa 650 und beträgt gegenwärtig etwa 800. Über die Tätigkeit der Gesellschaft berichtet das Bulletin of the M. H. R. A., das zum Juli 1923 in 19. Folge vorliegt. Seit dem Januar dieses Jahres ist die 1905 von der English Modern Language Association gegründete Modern Language Review das offizielle Organ der Gesellschaft. Das Bulletin tritt seitdem an Bedeutung und Umfang zurück und erscheint jetzt nur noch vierteljährlich; die letzte Folge umfaſst nur vier Seiten. Der Jahresbeitrag beträgt gegenwärtig mindestens 7 s. 6 d., zuzüglich des ermäſsigten Bezugspreises für die M. L. R. 22 s. 6 d. Den Präsidentenstuhl hatten bisher inne Sir Sidney Lee, Gustave Lanson, Otto Jespersen und W. P. Ker. Für das laufende Geschäftsjahr wurde J. M. Manly gewählt.

Über die Ziele der M. H. R. A. berichtet der *Prospectus*: 'Its main object is the encouragement of advanced study in Modern Languages and Literatures by co-operation, through correspondence, personal intercourse, the interchange of information and counsel, and financial support for students engaged in research. The Association aims at improving and facilitating means and methods, and seeks such a co-ordination of isolated effort that those interested or engaged in the same branch of research shall be kept informed of each other's work, and that unnecessary duplication of energy shall be avoided. .... The Association also: (I) puts members who have interest in cognate subjects into touch with one another through the Secretary; (II) collects and circulates information and suggestions likely to be of permanent use to research students; (III) procures specialised information for members who are prevented from making personal investigations; (IV) organises co-operative research on the part of those who have not the opportunities to do much individual work. It hopes, as soon as funds permit, (V) to undertake publication of original work, (VI) to found pursaries and scholarships for the furtherance of its objects.'

Von den 'Publications of the M. H. R. A.' liegen mir die ersten vier vor. No. 1. Modern Language Research. By Sir Sidney Lee, handelt ausführlicher über die Erwägungen,

die zur Gründung der M. H. R. A. führten und knüpft einige Bemerkungen daran über 'the relations between teaching and research in the sphere of modern language and literature' sowie 'a few practical suggestions as to methods of procedure'. Die Psychose der Kriegszeit — diese Inaugural Address wurde am 19. 10. 1918 gehalten — erklärt wohl die bedauerliche Unterschätzung der deutschen Anglistik. No. 2. Teachers and Modern Language Research. By F. S. Boas, verfolgt durchaus praktisch-organisatorische Ziele, 'to open a discussion on some of the practical methods of promoting Modern Language Research among the teachers ... who will probably form the majority of this Association.' No. 3. Un point de vue français sur le but de la M. H. R. A. By Gustave Lanson, berichtet über die von französischer Seite in die Gesellschaft gesetzten Erwartungen. No. 4. Our Title and Its Import enthält die Präsidentenrede Jespersens. Jespersen findet Worte wärmster Anerkennung gerade für die deutschen Leistungen auf den von der M. H. R. A. ins Auge gefaſsten Arbeitsgebieten und setzt sich mehrfach nachdrücklichst für die Wiederherstellung des Zusammenarbeitens aller Völker ein: 'it must be done sooner or later, and the sooner the better for the world at large and for that spirit of research which we all have at heart'. Hingewiesen sei auf seine Ausführungen (S. 11 ff.) über das Relativpronomen *whom* in Sätzen wie: *'We feed children whom we think are hungry'*. Die als 5. der Publications erschienene Presidential Address von Ker handelt über Joseph Ritson; sie findet sich auch im Bulletin No. 14 vom April 1922, S. 3—10 abgedruckt.

Als erstes Ergebnis der von der M. H. R. A. erstrebten co-operation ist die Bibliography of English Language and Literature (Bowes and Bowes, Cambridge) zu betrachten.[1]) Die bislang vorliegenden drei Folgen für die Jahre 1920—22 zeigen eine recht erfreuliche Entwicklung. Die erste Folge verzeichnet auf 64 Seiten über 1000 Nachweise von Büchern, Abhandlungen und wichtigen Rezensionen; in der zweiten hat sich die Zahl der Nachweise und Seiten bereits verdoppelt. Die dritte Folge hat sich zu einem recht

---

[1]) Preis 1920: 3 s. (Für Mitglieder 1 s. 6 d.); 1921: 4 s. 6 d. (3 s.); 1922: 6 s. (3 s.).



stattlichen Bändchen von 231 Seiten mit über 3000 Einträgen ausgewachsen und darf wohl den Anspruch auf annähernde Vollständigkeit erheben. Einen Einblick in die geleistete Sammelarbeit gewährt ein Verzeichnis der systematisch ausgewerteten Zeitschriften u. ä. Während The Year's Work in English Studies, das ähnliche Unternehmen der English Association, vorwiegend die englische und amerikanische Anglistik berücksichtigt, verzeichnen die Bibliographien der M. H. R. A. auch die deutsche, österreichische, skandinavische und holländische, sowie die belgische, tschechoslowakische und französische. Besonders wertvoll sind sie dadurch, dafs auch die moderne englische Literatur bis in die unmittelbare Gegenwart, manchmal vielleicht etwas zu freigebig, miteinbezogen ist. Die Bibliography of English Language and Literature wird ein unentbehrliches Hilfsmittel jedes Anglisten bilden.

Die M. H. R. A. steckt noch in den Kinderschuhen; die Schwierigkeiten namentlich finanzieller Art scheinen noch nicht überwunden zu sein. Die bisherige Entwicklung und Tätigkeit haben ihre volle Daseinsberechtigung erwiesen. Die deutsche Anglistik wird die M. H. R. A. künftig nicht mehr aus dem Auge lassen dürfen.

Göttingen, 20. Juli 1923. Hermann M. Flasdieck.

Studien zur me. Grammatik.

V.

Gab es einen mundartlichen Lautwandel *-ǭd* $>$ *-ŭd* im Me.?

Luick, H. Gr. § 388, nimmt „in einigen Mundarten“ im 13. Jahrhundert Kürzung *ǭ* $>$ *u* an in *gud* ‘gut’, *stud* ‘stand’, *blud* ‘Blut’ und *flud* ‘Flut’, in geringerem Umfang auch in *drugh* ‘zog’, *slugh* ‘schlug’ (ae. *drōȝ, slōȝ*). „Die Formen auf *-ud* finden sich in GE., Flor. und Hs. Arundel 248 (Jacobi S. 10), *drug, slug* in GE. Anderes gehört nicht hieher“ (ebd. Anm. 1).

Jacobi a. a. O. bemerkte: „*u* für ae. *ô* im 13. Jahrhundert ist durchaus ungewöhnlich. Allerdings begegnet es zuweilen, so in der älteren Laȝamonhs.: *guþ* 1, $_{68}$, *guþfulle* 1, $_{125}$, $_{193}$; 2, $_{56}$, *guþliche* 1, $_{5}$; in der Hs. C von Floris and Blauncheflur *gud* 744,

746, in Genesis and Exod. *muste* 2624, *drug* 2717, *slug* 4081, *slugen* 3916; es verschwindet an diesen Stellen aber gänzlich neben dem regelmäfsigen *o*, so dafs Annahme einer Verschreibung nahe liegt, und irgend welche Folgerungen aus der Schreibung nicht gezogen werden können."

Die bei Jacobi angeführten Schreibungen aus Laȝ. A, auf die sich wohl Luicks Bemerkung „Anderes gehört nicht hieher" bezieht, sind von Luhmann, St. E. Ph. 22_{117}, als frz. Schreibungen erklärt worden.

Die Hs. Corpus Christi Coll. Cambr. 444 von GE stammt aus der Zeit um 1280—1300 (vgl. Marcus 55). Bei der Anführung dieser Hs. als Zeugin für die Schreibungen *-ud* ist Luick anscheinend ein Versehen unterlaufen. Über die Hs. liegt leider noch keine genügende Untersuchung vor, vgl. vorläufig Hilmer, Progr. Sondershausen 1873 und Fritzsche, Anglia V_{62} ff.[1]) Fritzsche, a. a. O. 67, belegt bei ae. *ō* keine *u*-Schreibungen aufser *slug* 2668, 4081 und *drug* 2717 (und *cumen* 1065), wohl aber *oo* in *mood* 128, *good* 1341, 1348, 4107, aufserdem *modd* 36. Gadow, Eule und Nachtigall, Bln. 1909 (Palaestra LXV) S. 53 fand: „*oo* steht in GE 17 *good*, 3 *mood*, 2 *flood*, *stood* 432, *tooc* 4123, *booc* 4124 ... *u* ... vor *h* in GE 5 *slug* (schlug), *drug* (*drog*) 2717, *ynug* 2158, vielleicht durch Kürzung in *munendai* 72, *muste* 2624, *bihuflik* (nötig) 4108 ..." Ich selbst habe bei Durchsicht der V. 1—1500 auch keine *-ud*-Formen gesehen, wohl zahlreiche Schreibungen mit *-ood*. Die Schreibung *modd* 36 im Reime auf *godd* < *ȝŏd* ist eben im Reime angeglichen. Luicks Nachweis scheint für *-ud* auf einem Versehen zu beruhen.

Für die Formen *drug*, *slug* gibt Marcus 56 folgende Belege: '*bog* (: *tog*, pt.) 608. *drog*(*e*) (pt. sg.) 478. 1746. 1844. 3909. 3954. *ut-drog* (: *nuge*) 1327. *wið-drog* 599. 3803. *drogen* (pt. pl.) 1077. *a-nog* 600. 3365. 3876. *y-nog* 3670. 3804. 3815. 3868. 3910. *slog*(*e*) (pt. sg.) 438. 3048. 3474. 3913. *swog* (sb.) 484. — *buges* 2060. *drug* 2717. *drugen* 3917. *ynug* 2156. *slug* 2668. 2685. 4081. *sluge* (conj.) 3976. *slugen* 3916 u. a. m.' Aus diesen Belegen ergibt sich zunächst einmal mit Sicher-

---

[1]) Eine eingehende Untersuchung ist von Dr. Sven Hallström in nahe Aussicht gestellt, vgl. AB 32_{283}.

heit, dafs die Schreibung *ug* nicht nur für ausltd. *-ōȝ* eintritt, sondern ebensowohl für inltd., und hier wird man doch keinesfalls Übertragung der Kürzung des langen Vokals vor einfachem Kons. in einsilbigen Formen auf den Inlaut annehmen wollen. *drohh* (neben *droh*) bei Orrm ist also davon getrennt zu halten. Die Hs. von GE ist nach Marcus 145, 155 die einzige der von ihm untersuchten frühme. Hss., in der sich die Schreibung *ug* < ae. an. *ō* + *ȝ*, *h* findet. Den Wechsel *og* — *ug* erklärte Hilmer S. 13 als Analogie zu der Schreibung *ŏ* für *ŭ*. Der Reim *drog* : *nuge* 1327 (ae. *drōȝ*, *nū ȝe*) beweist, dafs in der Gruppe [ǭχ] bereits die Verschiebung zu [ūχ][1]) eingetreten ist, die durch im 14. Jahrh. häufiger werdende Reime neben solchen auf *o* bis tief ins 14. Jahrh. illustriert wird und unter langem Schwanken sich durchsetzt (so Marcus 155).[2])

Da auch ae. *ŭ* in GE als *u* geschrieben wird (Fritzsche a. a. O.), so wird die Form *muste* 2624 von Luick § 386 und Anm. 2 zu Recht als [mŭste] gefafst sein.[3]) Bei der von Luick § 387.$_1$ und Anm. 2 besprochenen Form *munendai* 72 im Reime auf *sunedai* kann ich das Bedenken nicht ganz unterdrücken, dafs es sich um eine Reimform handelt, vgl. *modd* 36 (*mōd*) : *godd* (*ȝŏd*).

Aus der Hs. University Cbr. Gg. IV 27, 2[4]) zitiert Jacobi

---

[1]) GE schreibt ae. *ū* als *u* durchgehends; *ou* ist nur selten, z. B. *town* 2739 und *out* neben *ut* (Fritzsche a. a. O. 67).

[2]) Nach Wild S. 358 ff. (Anhang) wäre *-ǭȝ* über *-ǭh* > *ǫuh* geworden, indes *-ǭȝ-* > *ǭ-u* > *ǭu-u* > *ŭu-u* (bis 1350) > *ū*. Diese Ansicht wird jetzt auch von Luick §§ 402 d, 403 g, 407$_2$ vertreten: *-ǭȝ-* > *ǫu* > *ū*; *-ǭh* > *ǫuh* (!). Dies widerspricht der alten Auffassung, wonach *ō* + *u* vor ausltd. *h* zu *ū*, sonst aber zu *ǫu* geworden wäre (Luick, Anglia 16$_{454}$; anders Ekwall, Jones § 316 ff.). Gegen die Wildsche Annahme hat sich Ekwall, AB 27$_{167}$ geäufsert, wo auch die Schreibungen *drug*, *slug* GE herangezogen werden. Vgl. ferner E. Eckhardt in der Neubearbeitung von t. Brinks Chaucergrammatik § 45 Anm. 3 und Luick, H. Gr. § 407 Anm. 2, 3. Die neue Auffassung von Wild und Luick hätte man gerne auf Grund ausführlicher Materialvorführung und -diskussion gestützt gesehen. Auffällig ist allerdings die Tatsache — worauf Ekwall nicht hingewiesen hat — dafs sich bei Ch. keine Reime von ae. *ōh* : *ūh* finden, die bei der Annahme des Wandels *ōh* > *ūχ* zu vermuten wären. Überhaupt erscheint die Geschichte der neuen Diphthonge im Me. im Einzelnen noch vielfach unsicher.

[3]) Vgl. auch Jordan, E. St. 56,$_{87}$. — Orrm hat *mosste*.

[4]) Zur Altersbestimmung vgl. die Zusammenstellung bei Marcus 50, 51.

a. a. O. zweimaliges *gud* 744, 746 in Floris & Blfl. Hausknecht, Einltg. 114 bemerkt: „mit *u* findet sich auch *gud* in C (744, 746), doch *gode* 797, *god* : *flod* C 465." Die Durchsicht der Hs. C ergibt (Verszahlen nach Lumby) *flod* : *god* 69, *wod* : *blod* 305, *wod* : *stod* 711, *god* 174, 807, *gode* 381, 502, *stod* 645 gegenüber *gŭd* 324, 326. In derselben Hs. des King Horn finden sich bei ae. ō aufser *fout* C 134 keine Abweichungen (Hall XXIV). In der gleichen Hs. der Assumpcioun de notre dame (E. E. T. S. XIV, 44 ff.) fand ich in den 240 VV. des Fragmentes *rode* : *gode* 12, 43; *god* : *fot* 63, ferner *rode* 18, 192, *blod* 21, 33, *god* 191, 210, *stod* 29, 116 (*stoden* 197), auch *moder* 15, 45, aber nie *-ud*. Für die Beurteilung dieses zweimaligen *gud* in der gesamten Hs. hat also Jacobi a. a. O. unbedingt recht, wenn er sie als Verschreibungen deuten möchte. Vgl. auch Hausknecht 114: '*cume* (C, *come* A) : *sone* 1031 für *cōme* zeigt die [sehr auffällige!] Gewohnheit des Schreibers von C, vor *m o* mit *u* zu vertauschen'. Aufserdem kommt hinzu, dafs die Hs. von einem agn. Schreiber stammt (vgl. Hall X).[1])

Am belangreichsten scheinen die Schreibungen im Arundel-Ms. 248 des B. M., das aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. stammt und von zwei Schreibern geschrieben ist (Jacobi 3). Über die in Frage kommenden Schreibungen sagt Jacobi 10: 'Die bemerkenswerteste der unsern Gedichten eigenen orthographischen Erscheinungen ist nun die Wiedergabe des ae. *ô*. Ganz regelmäfsig erhält sich *o* in offener Silbe und in geschlossener vor *t* und *n*: *rode* : *blode* : *gode* $2_{1,2,3}$, *rode* : *blode* $4_{22,23}$, *moder* : *rode* $4_{1,2}$. *to* 2_{24} (: *wo* 2_{20}), *fot* : *bot* $2_{36,40}$, *don* : *Simeon* $4_{15,18}$ und im Versinneren: *to* $1_{1,2,11,59,60}$ ö., *moder* $1_{36,49}$; $2_{9,23,45}$; $4_{4,37,64}$, *rode* $2_{31,44}$; 4_{15}, *other* $2_{10,14}$, *sone* 4_{43}: ferner *modres* 2_{20}, *othre* 2_{19}; 3_{24} in Analogie zu dem nom. sg., der wegen der offenen ersten Silbe *o* haben mufs. Dagegen steht in geschlossener Silbe vor *d* immer *u* mit Ausnahme des einzigen *god* 1_{46}; *stud* 1_{25}; $2_{9,14,34}$; $4_{2,4}$; *gud* $3_{23,27,48,51}$; 4_{63}; *mud* 1_{27}; 3_{42}; *blud* 3_{44}; $4_{5,19,26,66}$, analog *bludi* 4_{14}; *wud* (ae. *wôd*) 3_{50}. Ferner steht *u* in dem einmal belegten *must* 2_{29} und in *suth* 1_{42}, daneben aber noch in demselben Verse *soth*. Dieses *u* wird im Reim untereinander gebunden:

---

[1]) Auch für ae. ū hat die Hs. regelmäfsig *u*, ebenso wird *u* für ae. *u* aufser vor *m*, *n*, *v* stark bevorzugt (Hall XIX, XXV).



understud : *mud* $1_{25, 27}$, *mud* : *blud* : *gud* $3_{42, 44, 48, 50}$, *stud* : *blud* $4_{4, 5}$, *gud* : *blud* $4_{63, 66}$. D[1]) hat *o* erhalten, einige Male findet sich nach Stengels Kollation das dem Schreiber geläufige *oe* in *goed* $3_{23, 27, 61}$." Nach längerem Exkurs kommt Jacobi zu dem Schlufs, dafs in diesem *u* schon eine Andeutung der ne. Entwicklung des *ó*-Lauts zu erblicken sei (S. 14). Diese Vermutung ist denn doch sehr unwahrscheinlich; die Hs. ist in ihrer Isoliertheit als Zeugnis für *-ǫd* > *-ŭd* von vornherein verdächtig. Und dieser Verdacht bestätigt sich bei näherem Zusehen: Die Hs. wimmelt von Eigentümlichkeiten aglfrz. Schreibung. Zwar ist ae. *ū* noch stets durch *u* vertreten[2]) (aufser 1 *bilocth*), aber folgende Eigentümlichkeiten sind zu notieren: Abfall von *h*- und „unorganischer Vorschlag" desselben; *ht* erscheint nach *i* durchweg als *th*, jedoch auch 1 *sicþte*, 1 *bihichte*, 1 *sicst*, in *out* < ae. *ŏht*, *bitaut*, *heite*, *þeite* aus ae. *ǣht*, *laut* aus ae. *æht* wird die Spirans gar nicht bezeichnet; *cw* erscheint als *qu*; inltd. *f* stets *u*, 1 *serwed*; *hw* > *w*; anltd. ae. *sc*- schwankt zwischen *sc*- und *s*-, inltd. *-sk-*, *-sch-*, ausltd. 1 *fles*, 2 *fleas*; ae. *ts* > *c*: 1 *milce*, 1 *milche*; sehr charakteristisch ist, dafs anltd. *h*- oft durch *þ*- vertreten ist, z. B. *þe, þis, þise, þie, þoe, þar* (ae. *ǣr*), *þerde*[3]); ebenso steht im Anlaut *þ* abwechselnd mit *g* statt fehlendem *ȝ* beim zweiten Schreiber; *t* für *d* in 2 *chiltinge* neben 1 *chilthing*; 1 *leth*, 1 *feth* mit *th* für *t*; 3 sgl. prs. endigt auf *-et* statt *-eþ*; *mes* statt *mest*. Im Vokalismus: *u* vor einfachem Nasal, *rn* und *f* [v] wird *o* geschrieben; vereinzelt ist *ie* für *ę* in 1 *siest* neben 1 *sestu* sowie 3 *hier* = *hēr*. Eine eigentümliche Regelung findet sich bei ae. *č*: anltd. *ch*, ebenso im Inlaut nach Konsonanten — dagegen ausltd. *č* = *cs*, *chs* in 5 *ics*, 2 *ichs*, 1 *swics*, 1 *ecs* < *ǣlc*. Jacobi S. 17 will hier in unverständlicher Weise eine lautliche Verschiedenheit konstruieren: 'Auch hier wie bei der Schrei-

---

[1]) = Digby Ms. 86, das das 3. der behandelten Gedichte ebenfalls enthält. — Auch das MS. B. N. Rawlinson 18 der Bodleiana aus der zweiten Hälfte des 13. Jh., das ebenfalls das 3. Gedicht überliefert, hat *o* stets erhalten; vgl. Napier, Arch. 87_{261} ff.

[2]) Über das Aufkommen der Schreibung *ou* = ae. *ū* s. jetzt Marcus 141 f.

[3]) Luicks Vorschlag (DLz 1890_{745}), dies als umgekehrte phonetische Schreibung zu fassen, indem *þ* mit stark reduziertem Reibegeräusch gesprochen wurde, erscheint mir ausgeschlossen.



bung *u* für ae. *ô* zeigt sich also eine sorgsame Scheidung zwischen Silbenin- und Auslaut, auch hier wird man diese Scheidung als eine bewufste durch verschiedene Aussprache bedingte aufzufassen haben, ... ähnlich ist vielleicht unser *cs* noch nicht als *tsh*-Laut, sondern als phonetische Schreibung ($= k + s$) zu betrachten.' Diese Konstruktion verdient keine Widerlegung[1]; die „sorgsame Scheidung" aber wirft auch ein Licht auf die Verhältnisse bei ae. *ō*.

Starker aglfrz. Einflufs ist also evident erwiesen, und dafs *u* für ae. *ō* aglfrz. Schreibung ist, darüber vgl. Luhmann, St. E. Ph. 22_{117}. Gewifs schwanken die Schreibungen mit einer gewissen Regel; jedoch ist sehr unwahrscheinlich, dafs etwa eine im Auslaut eingetretene Kürzung sich so reinlich in der Schreibung dartun sollte, dafs keine einzige Übertragung in andere Formen des Paradigmas eingetreten wäre. Zu beachten ist auch das Nebeneinander von *suth* und *soth* in demselben Verse sowie das einmalige *god* 1_{46}.[2]) Ich glaube nicht, dafs man auf eine derartig beschaffene Hs. soviel Vertrauen in phonologischer Hinsicht setzen darf, dafs man auf ihre Schreibungen allein einen Lautwandel *-ǭd* > *-ŭd* gründet.

Für die Erklärung der ne. Lautung genügt die alte Annahme *ǭ* > *ū* > *ŭ* (> *v*) durchaus. In allen Fällen wurde zunächst *ǭ* > *ū*[3]); dann trat in *blood* und *flood* noch vor dem 17. Jh., bevor *ŭ* > *v*, Kürzung ein, während *good* und *hood* diese Entwicklung nicht mitgemacht haben. Im allgemeinen scheint langer Vokal vor einfachem Konsonanten bis zum Ende des 14. Jh. erhalten zu sein, und bis ins 16. Jh. sind Kürzungen dieser Lautfolge in der Schriftsprache selten.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

---

[1]) Ebensowenig dürfte Holthausens Ansicht (Lbl. 1890_{380}), *cs* meine die Fortis, *ch* dagegen die Lenis, zutreffend sein.

[2]) In *must* wird nach dem oben Gesagten [ŭ] vorliegen.

[3]) Zu Luicks Ausführungen Anglia 45_{174} ff. werd ich demnächst in einem Aufsatz „Ein südostmittelengl. Lautwandel" in den Engl. Studien, Heft 57/3, Stellung nehmen.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

The Colonnade, Vol. XIV, 1919—1922 (Published by The Andiron Club of New York City, Box 84, University Heights, N. Y.). — Part I: J. S. Kennard, La femme dans le roman italien. — J. W. Draper, Spenserian Biography. — H. Fish, Spanishing Hans. — C. I. Cogan, John Trumbull, Satirist. — C. Mindil, Some Memories of a Sergeant-Major (Erinnerungen aus dem Weltkrieg, der Verfasser beschimpft uns mit „Hun" und „Boche"). — C. S. Parker, The Death and Burial of Edmond Rostand. — K. B. Montague, The Lady of the Eucalyptus. — E. P. Stein, The Manuscript Diary of David Garrick's Trip to Paris in 1751. — S. G. Rich, English Verse in South Africa. — W. E, Waters, The twelfth Oratio of Dio of Prusa, a translation. — W. van Wyck, Rondel of Charles d'Orléans, a translation. — H. Fish, Electrons. — E. S. Quimby, The Indebtedness of Lily's „Euphues" to certain of its predecessors. — J. W. Draper, The summa of romanticism. — A. van Dyke, The professor rambles: Random Reminiscences of 1918—22.

Part II: A. H. N., The Poetical Works of John Trumbull, LL. D., Vols. I & II (A reprint).

Leuvensche Bijdragen XV, 1 & 2: van Langenhove: Cockney *H* in Old and Middle English. — Krappe, Classical Sources of the *Chronicle of Hven*. — Corin, Über Bedeutung und Abstammung zweier sinnverwandter Wörter in taulerischen Handschriften: mhd. *wintertrolle* — m. ripuar. *Krappe*.

Leuvensche Bijdragen XV, 1, **Bijblad**: L. Gr.: Internationale Woordgeographie. — L. Grotaers en G. G. Kloeke, Vlaamsch-Hollandsche Taalkaarten. — Mansion, Deensche Toponymie. — L. Grotaers, Romanisch-Zwitsersche Dialectstudie.

English Studies V, 1: van Doorn, Walter de la Mare. An Appreciation.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 5/6: Schaaf, Die Stufen der dramatischen Gestaltung des Seelenlebens. — Blümel, Geschichtl. Betrachtung der Sprachen. — Birnbaum, Die jiddische Sprache. — v. Schaukal, Jacques Callot und E. T. A. Hoffmann. — Neubert, Studien zur französ. Erzählungslitt. des 17. u. 18. Jh. — Hämel, Aufgaben und Ziele der Lope de Vega-Forschung.

[27. 9. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. **November 1923.** **Nr. XI.**

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Beowulf. Translated by **C. K. Scott Moncrieff.** London, Chapman & Hall, 1921. 127 SS.

Beowulf. A New Verse Translation for Fireside and Class Room, by **William Ellery Leonard.** New York & London, The Century Co., 1923. 153 SS.

Die Zahl der vollständigen Beowulfübersetzungen ist nunmehr auf nahezu vierzig gestiegen.

Die beiden neusten Versuche, ein englischer und ein amerikanischer, stehen in einem bemerkenswerten Gegensatz zu einander. Moncrieffs Version, die sich als 'done into common English after the old manner' einführt, schreitet auf den wohlbekannten, ausgetretenen Pfaden einher, deren Ziel eine Art Wiedererweckung der alten Form ist. Zeilengetreu, zweihebig, stabreimend, möglichst wörtlich und altmodisch, so sucht sie dem alten Epos augenfällig gerecht zu werden. Nur macht sich der Übersetzer vielleicht ein unrichtiges Bild von dem Original. Er scheint zu glauben, der Beowulf stehe auf einer primitiven Stufe dichterischer Kunst — im Vorwort spricht er einmal von den 'austere beauties of the Old English language' —, und so nimmt er keinen Anstoſs daran, seinen Landsleuten einen seltsam ungefügen, schwer lesbaren, überdies auch vielfach unrichtigen oder ungenauen Text darzubieten. Wohl kann man der Übersetzung den Reiz eigenartiger Ausdrucksweise und häufig überraschender Gedrungenheit nicht absprechen, aber der Gesamteindruck ist ohne Frage wenig befriedigend. Moncrieffs Hauptaugenmerk ist anscheinend auf den Stabreim gerichtet, doch verfällt er dabei nur allzu oft in einen höchst merkwürdigen Pseudo-Archaismus, den man nicht

anders als 'alliteration for the eye' nennen kann. Z. B. 'Any shield-bearers; nor the secret word' 245, 'I ween that from pride, not as wretches in exile' 338, 'That winsome wood might wrench away' 1919. Oder was soll man anfangen mit Übertragungen wie 'When he with that femme upon the floor goeth' 2034 (*þonne hē mid fǣmnan on flett gǣð*), oder 'Who weened not that they in the wide world ever / Might the folk's cloister (*lēoda landgeweorc*) close to their foes' 937 f.? Überhaupt kann man manche Stellen kaum verstehen, ohne den altenglischen Text zu Rate zu ziehen.

Es ist schwer zu glauben, dafs dies die geeignete Art und Weise ist, um in das Wesen des Beowulfepos einzuführen.

Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dafs die sonstigen Überreste der Heldendichtung gleichfalls in diesen Band aufgenommen sind.

Einen anderen, frischen Hauch spürt man in Leonards unlängst angekündigter, nunmehr vollendet vorliegender Übersetzung des Epos. Was des Verfassers Abhandlung über die Versform (vgl. die eingehende Beschreibung, Angl.-Beibl. 32, 145—48) in Aussicht stellte, ist hier reichlich erfüllt worden. Aus jeder Zeile spricht ein Dichter zu uns, der sich mit Liebe in den Gegenstand versenkt und dabei keine Mühe gescheut hat, den genauen Sinn seiner Vorlage zu erforschen. Ob die Wahl seines Reimverses — sogen. 'Nibelungen Couplet' — gebilligt wird, hängt schliefslich vom persönlichen Geschmack ab, darüber wird sich kaum eine Einigung erzielen lassen. Nicht unerwähnt sei jedoch, dafs mir der beigefügte Finnsburgkampf in diesem Gewande etwas weniger ansprechend erscheint. Jedenfalls aber, wem daran liegt zu erfahren, welch Geistes Kind die ehrwürdige Beowulfdichtung ist, der kann schwerlich besser tun als zu diesem Büchlein zu greifen. Es ist nicht als Eselsbrücke gedacht, obwohl es auch jüngeren Studierenden von Nutzen sein kann, vielmehr wendet es sich an "any one, young or old, in school or out, who may want to read the story, as being a story very much alive, and want to hear some echoes of the old verse-music, as being music with its own wide range of pathos, wrath, pride, love of mankind, and heroic life". Eine temperamentvolle Einleitung, Inhaltsangaben der "Fitten" und erläuternde Beigaben tragen ein weiteres dazu bei, dem Leser oder Hörer die Dichtung

nahe zu bringen. Er wird sicher nicht über dem Buche einschlafen.

Nur eine ganz kurze Probe der beiden Übersetzungsarten kann hier noch zum Vergleich geboten werden, Beow. 2890 f.

Moncrieff: Death is more good
For any earl than infamous life.

Leonard: For one of jarlman's name,
Death itself is better than a life of shame.

In seiner Vorrede spricht Moncrieff davon, dafs "many slighting references have been made to Beowulf and its admirers lately, in the press of this country". Dies trifft keineswegs nur auf England zu. So steht in J. Macys Buch, 'The Spirit of American Literature' (New York, 1913), S. 3 zu lesen: "Of the ancestors of English literature 'Beowulf' is scarcely more significant, and rather less graceful, than our tree-inhabiting forebears with prehensile toes". Eine schlagende Antwort auf solche leichtfertigen Urteile ist in der neusten amerikanischen Übersetzung gegeben worden.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Charles H. Haskins: Michael Scot and Frederick II (*Extrait d'Isis, Intern. rev. of science*, IV, p. 250—75). Washington 1922.

Der Historiker von Harvard College [Mass.] fördert hier unsere Kenntnis vom Naturforscher und Astrologen am Hofe Siziliens bedeutend; er findet die Biographie von W. Brown zu voll von Vermutung und arm an chronologischen Daten. Michael [laut dieses damals bei Briten von englischen oder normannischen Eltern ungebräuchlichen Vornamens, m. E. doch wohl keltischen Blutes] nenne sich *Scot(t)us*, als einen „Schotten"; denn Irisch bekennt er nicht zu wissen. [Auch hätte ein Ire an dem Höllentor auf der Brandans-Insel, einer damals schon Lateinern allgemein bekannten Legende, wohl nicht gezweifelt.] Er verstand Englisch. H. folgert das aus der Liste der Monatsnamen der Angelsachsen; mir scheint diese zwar einfach verderbt aus *De temporum ratione* des Beda, den Michael als *computista* rühmt, p. 267. Wenn aber auf des Kaisers Fragen nach Gott und Welt [p. 270, s. u.] die Antwort anfängt mit dem Wortspiel *ego Michael Scottus*

tanquam scottatus, so trau ich solchen Witz nur einem Pedanten zu, dem *scottare*, wie im damaligen Anglolatein und wie *to shot* heute in Nordbritannien (Wright *Dial. dict.*), geläufig war für „besteuern, einschätzen, mit Forderung belegen". In Toledo, wo er Sprache und Wissenschaft der Araber erlernt hatte, übersetzte Michael 1217 *De sphaera* des al-Bitrodji und verbreitete so Aristoteles' Kosmologie. 1220 praktizierte er als Arzt zu Bologna; daſs er schon früher in Italien und zu Friedrich II. in Beziehung gewesen, beruht auf Irrtum. 1221—7 ward er durch Honor III. und Gregor IX. in England und Schottland mit Pfründen providiert als Gelehrter in Latein, Arabisch und Hebräisch. 1227 erhielt er von Leonardo Pisano *De abaco* gewidmet. Wie dieser zum kaiserlichen Gelehrtenkreise gehörte, so trat nun Michael als Astrolog und Vorhersager dort ein und widmete Friedrich seine Bücher. Dagegen das poetische *vaticinium* über des Kaisers Triumph legte man wohl erst später Michael bei. Er starb kurz vor Frühjahr 1236, vielleicht in Friedrichs Begleitung in Deutschland. Den Gewährsmann für dies Datum, den Dichter Heinrich von Avranches, hab ich zuletzt (*Mon. Germ.* 28, 571), zu Roger Bacons heftiger Kritik gegen die Übertragungen Michaels, abgedruckt. — Michaels Schriftstellerei zur Naturphilosophie gehört seiner spanischen Periode an, so die Übersetzung von Aristoteles' *Historia animalium* und *De coelo* mit Averroes' Kommentar. [Bale (*Index Britan. script.* ed. Poole 295) sah in einem Oxforder Kodex *De celo* und *Contra Averroim.*] Laut Albertus Magnus verfaſste Michael *Quaestiones Nicolai*; vielleicht, meint H., verbarg er den Averroismus pseudonym. — Friedrich dem II. widmete Michael 1232 oder kurz vorher, aber nicht schon 1210, *Abbreviatio Avicennae De animalibus* und nach 1228 drei astrologische Abhandlungen. — Mehrere Schriften über Alchemie und Geomantie und der Kommentar zu Johannes de Sacro-bosco *De sphaera* tragen vielleicht unrichtig Michaels Namen; sicher später ist *Mensa philosophica.* — Zu Michaels weiter Bildung, die auch Musik umfaſste, gehörte Griechisch nicht, Zauberkünste, die er ausdrücklich Christen verbietet, kennt er wohl, ebenso wie deren Literatur. Aus der Einleitung zur Astrologie gibt H. einen Inhaltsauszug und druckt etwa zehn Seiten erstmalig ab. Geistesgeschichtlich höchst wichtig ist die Antwort auf Friedrichs II. Fragen

über Himmel, Erde und Hölle. H. hat Hss. Michaels aufgespürt in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland und Britannien, wie er denn auch Literatur vieler Sprachen höchst gelehrt heranzieht; er erhellt vielseitig die Geschichte der lateinischen Theologie, Literatur und Naturkunde samt Irrwahn des 13. Jahrhunderts. Neben dem von Orientalen Überlieferten übermittelte Michael, wie H. hervorhebt, dem Abendlande auch eigene Experimente und Beobachtungen (z. B. über Magnetnadel, *calamita,* und Vulkane), meist aus Italien, nicht aus Britannien. Sein Stil, zumeist glattes Scholastikerlatein, scheint mir bisweilen gespreizt: durch Einfluſs schwerlich keltischer Rasse oder arabischer Beziehung, eher kaiserlicher Hofluft und beruflicher Eitelkeit des Schwindelpropheten und Schein-Polyhistors; eine Anzahl technischer Wörter des Alchimisten, bei Ducange fehlend, scheinen mir italienisch.

Berlin. F. Liebermann.

A Study of Shakespeare's Versification with an Inquiry into the Trustworthiness of the Early Texts, an Examination of the 1616 Folio of Ben Jonson's Works, and Appendices, including a Revised Text of "Antony and Cleopatra". By **M. A. Bayfield.** Cambridge, at the University Press, 1920. XII u. 521 Ss. Pr. 16 s.

Ein merkwürdiges, dilettantisch-verschwommenes Buch, an dem gleichwohl die Shakespeare-Forschung nicht vorübergehen kann. Ein klassischer Philologe, der als Herausgeber von Sophokles und Euripides Annehmbares, vielleicht Gutes geleistet haben mag, handelt hier über Shakespeares Vers, ohne zu ahnen, daſs es so etwas wie eine Englische Philologie gibt. Er weiſs nichts von all dem, was über den neuenglischen und den neuzeitlichen Vers Wissenschaftliches geschrieben ist und zwängt daher den Shakespeareschen Vers in das Prokrustes-Bett der antiken Metrik. Natürlich ist ihm auch unbekannt geblieben, daſs sein spezielles Thema bereits von anderen behandelt ist, so namentlich von van Dam und Stoffel, "William Shakespeare, Prosody and Text" (London 1900) und 'Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation' (Heidelberg 1902), was um so bedauerlicher ist, als Bayfield gerade die polar-entgegengesetzten Ansichten vertritt. Unbekannt ist

ihm auch, dafs es eine Geschichte der englischen Sprache gibt, und darum beurteilt er Shakespeares Sprache ganz vom Standpunkt des heutigen Engländers aus. Was über die Entstehung der Quarto- und Folio-Texte an widerstreitenden Ansichten vorgetragen ist, scheint ihn nicht bekümmert zu haben. So ist es denn auch nicht zu verwundern, dafs wir ein klares Problemgefühl überall in Bayfields Darlegungen vermissen und auf jede Systematik der Darstellung verzichten müssen und dafs uns die Unsicherheit und Ungeklärtheit der Ansichten des Verfassers auf jeder Seite entgegenspringt. Ist ihm doch die eigentliche Bedeutung des Apostrophs, wie uns ein langes Postskript auseinandersetzt, erst nach Vollendung des Buches (und Druckes?) aufgegangen. All diese Schwächen des Buches werden noch dadurch unterstrichen, dafs das Ganze in der geschwätzigen Breite eines Altersstiles vorgetragen wird.

Aber dennoch hat der Verf. in zwei Punkten, wie mir scheint, recht: 1. dafs der Folio-Text — wenigstens bei den elf vom Verf. untersuchten Dramen — bewufst darauf ausgeht, eine regelmäfsige Normalform des fünftaktigen Blankverses möglichst überall durchzuführen und 2. dafs die in den alten Quart- und Foliodrucken so beliebten Reduktionsformen wie *it's, I'll* usw. nicht immer vom Dichter herrühren, sondern gelegentlich in die betonten Vollformen *it is, I will* aufzulösen sind. Schade nur, dafs der Leser diese Sätze nicht systematisch bewiesen erhält, sondern sich die Belege selbst aus einer 230 Seiten langen Beispielsammlung zusammensuchen mufs, die wahllos Hergehöriges und Nichthergehöriges, Richtiges und Falsches vor ihm ausbreitet. Für *Richard II., Richard III., Hamlet, Othello* und *King Lear* werden uns nämlich alle metrischen Abweichungen zwischen Quarto- und Foliotext in Paralleldruck der Verse vorgeführt und zwar für jedes der Stücke gesondert, um dann alle Reduktionsformen in den nur in der Folio überlieferten Dramen *Macbeth, Tempest, Cymbeline, Coriolanus, Antony and Cleopatra* und *Julius Cæsar* in derselben Weise anzuschliefsen. Auch innerhalb der einzelnen Stücke ist eine systematische Anordnung nicht versucht, sondern die Beispiele werden einfach in der Reihenfolge ihres Vorkommens im Drama aneinandergereiht. Der oben angeführte zweite Satz findet sich übrigens bei Bayfield nicht in der von mir gegebenen eingeschränkten Fassung, sondern hat dort eine so

starke Ausweitung und Verallgemeinerung erfahren, dafs ich den Satz in Bayfields Formulierung und in der Weite seiner Anwendung ablehnen mufs.

Bei dem ersten der obigen Sätze müssen wir zwei fundamental verschiedene Fälle trennen. Die Normalisierung des Versmafses, wie es die Folio häufig gegenüber der Quarto aufweist, kann zunächst darin sich äufsern, dafs der Foliotext einen irgendwie anderen Wortlaut zeigt. So z. B., wenn in *Richard III.*, wo derartiges besonders vorkommt, die Folio liest: *I am affraid, me thinkes, to heare you tell it* (I, 4, 65) statt des Sechstakters *I promise you, I am afraid to heare you tell it* der Quarto; oder *Come hither Catesby, rumor it abroad* (F IV, 2, 50) statt *Catesby.* [Cat.] *My lord.* [King] *Rumor it abroad* (Q). Die Änderung des Wortlautes kann sich aber beschränken auf Ersatz eines zweisilbigen *bosome, highest, lordship, Richard, witherd* (Q) durch metrisch glätteres einsilbiges *brest, hight, selfe, me* und *gone* (F) oder des dreisilbigen *suppliant, willingness, majesty* (Q) durch *servant, kindnesse* und *highnesse* bzw. *king* (F), je nachdem metrisch ein oder zwei Silben verlangt werden. Auch nur um Auslassung von Einzelwörtern wie *my, a, of, and, you, Lord, My lord, to her* u. a. m. kann es sich bei dieser Normalisierung in der Folio handeln. Dafs die Verse in der Folio mit verschwindenden Ausnahmen eine regelrechtere Form zeigen als in den Quartotexten, wird sonach nicht bestritten werden können. Wie aber diese Tatsache zu erklären und zu bewerten ist, dürfte keine so einfach zu lösende Frage zu sein, wie Bayfield sich das denkt. Dieser scheint prinzipiell der Meinung zu sein, dafs die freier gebauten Verse mit doppelter oder dreifacher Senkung den besseren ästhetischen Eindruck hinterlassen und darum den Anspruch erheben können, die ursprünglichere, echt-shakespearesche Lesart darzustellen. Dementsprechend erklärt er sich die Entstehung der glätteren Versform der Folio im allgemeinen in der Weise, dafs irgendein Bearbeiter, ein *revisor*, — man könnte etwa an die Herausgeber Heminge und Condell denken — den echten Shakespearetext in regelrechtere Verse umkorrigiert hätte[1]. So einfach liegt die Sache nun

[1]) Bei *Richard III.* nimmt Bayfield allerdings an, dafs die Sache umgekehrt liegt: Shakespeare selbst hatte eine ältere Fassung des Stückes



aber sicherlich nicht. Ohne genaue Festlegung des Verhältnisses der Folio und Quarto bei jedem einzelnen Drama — ein bekanntlich bisher noch ungelöstes Problem — wird man überhaupt eine prinzipielle Bevorzugung der einer oder anderen Lesart nicht aussprechen dürfen, sofern man jedenfalls den Boden subjektiver Meinungen meiden will. Bayfields Entscheidungen muten den Leser denn auch ganz und gar subjektiv an. Ist es wirklich „zweifellos" rhythmisch schöner zu lesen: *But cóme, lét us ín*, wie Bayfield in Anschlufs an die Quarto vorschlägt, oder *Cóme, lords, will you gó ...?* (F, Rich. III., II, 1, 128). Oder ist es wirklich Shakespearescher zu sagen: *That whích his nóble áuncestors atchíevëd with blówes* (Q) statt *That whích his áncestórs atchíev'd with blówes* (F, Rich. II., II, 1, 254)? Oder *To thréed the pósterne of a smáll néedles éie* (Q) statt *To thred the posterne of a needles eye* (F, Rich. II., V, 5, 17)? Oder *What ís it your híghnes pléasure I shall dó at Sálisbury* (Q) statt *What máy it pléase you sháll I dó at Sálisbury?* (F, Rich. III., IV, 4, 452)? Aber Bayfield ist so verliebt in mehrfache Senkungen, dafs er unter allen Umständen sie für schöner hält.

Ganz zu trennen hiervon scheint mir der andere Fall, dafs die Normalisierung des Verses in der Folio rein äufserlich für das Auge hergestellt ist, dadurch, dafs sprachlich an sich mögliche Reduktionsformen wie *I'll, i'th'* usw. an Stellen, wo sie den Vers glätter erscheinen lassen als ihre stärkertonigen Nebenformen, auch im Druck zum Ausdruck gebracht worden sind. Auch hier sind wieder mehrere Sondergruppen zu unterscheiden. Kaum ernstlich hierher zu rechnen ist der Fall, dafs das seit 1500 üblich werdende Verstummen des Vokales in den Verbalendungen *-ed* und *-est* orthographisch mit oder ohne Apostroph zum Ausdruck gebracht wird. Aber Bayfield ist der Meinung, dafs wohl überall, wo die alten Texte *sayst, returnst, stay'st, com'st* usw. oder *liv'd* bzw. *lenghtned, length'ned, lengthen'd* drucken, zwei- bzw. dreisilbige Formen bei Shakespeare einzusetzen sind, nur weil ihm, Bayfield, die Verse so

(= F) umgearbeitet zu der in Q_1 vorliegenden Textform. Er beruft sich dafür auf Pollard, 'The York and Lancaster Plays' in The Times Literary Supplement Sept. 19 u. 26, 1916. Aber die Darstellung von Pollards Ansicht bei Bayfield ist so unklar, dafs ich Bayfields Schlufsfolgerungen daraus nicht verstehe.



besser klingen. Er übersieht dabei, dafs Shakespeare die synkopierten Formen zummindesten gleichfalls gekannt haben mufs, da er Reime wie *kill'd* : *field, miss'd* : *subsist, ey'd* : *pride, died* : *side*, *inclined* : *mind*, *defiled* : *child*, *dwell'd* : *beheld, express'd* : *guest*, *daff'd* : *craft*, *marr'd* : *hard*, *stay'd* : *maid, thaw'd* : *bawd, roll'd* : *behold, cursed* : *first* des öfteren gebraucht. Weiter will Bayfield bei Shakespeare alle schwachtonigen Mittelvokale wiederhergestellt sehen, die einer bekannten mittelenglischen Lautregel zufolge lautgesetzlich verstummen mufsten und auch bis zum heutigen Tage stumm geblieben sind, sofern nicht assoziative Einflüsse ihre nachträgliche Wiederherstellung bewirkt haben. In letzteren Fällen empfiehlt Bayfield die heutige analogische Aussprache als die Shakespeares, auch da, wo die Folio durch Schreibungen wie *ev'ry, monast'ry, desp'rate, marv'llous, glutt'nous, tott'ring* oder gar *tendring, threatning, parlous, haply* die ältere lautgesetzliche Aussprache vorschreibt. Die Konsequenz wäre, dafs Bayfield auch *Gloucëster, Worcëster* usw. dreisilbig bei Shakespeare ausspräche; aber ich weifs nicht, ob ihm wirklich ein so gelesener Vers *Not Gloucëster's death, nor Herëford's*[1]) *banishment* (Rich. II.) rhythmisch

---

[1]) Schwierig liegen die Verhältnisse bei dem Ortsnamen *Hereford*, wo heutzutage die sonderbare Ausprache *he·rĭfəd* sich allgemein durchgesetzt hat. Das schon in Urkunden seit 799 und in den Parker-Annalen (a. 918) erscheinende ae. *Hereford*, d. i. 'Heerfurt' (zu ae. *here* 'Heer' und ae. *ford* 'Furt') sollte lautgesetzlich me. *Herford* ergeben; und so lautet auch die Form des öfteren seit der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts (z. B. Sloane-Urk. ca. 1170; Abschr. des Statuts von Clovesho BCS. 312; Urk. 1260; Lib. Landav. 11 Belege; Ann. Cambr. S. 25, 32), wie auch die zu erwartende me. Nebenform *Harford* einmal aus dem 13. Jh. belegt ist (Ann. Cambr. S. 102). Vgl. die normale Entwicklung in ne. *Harvington* aus me. *Herverton* (BCS. 125) < ae. *Hereford-tūn* am Avon (KCD. 1368; BCS. 1135). Gut hierzu stimmend schreibt auch die Shakespeare-Folio in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle — in 24 von 38 Belegen — zweisilbiges *Herford*, (Rich. II. I 1, 3; 28; I 2, 46; 47; 53; I 3, 1; 21; 35; 55; 101; 105; 114; 140; I 4, 2; 3; II 1, 144; 145; 165; 190; 195; 201; 279; II 2, 89; 2 Henr. IV. IV 1, 138), was, in Verbindung mit der falschen Schreibung *Herford* (Rich. III., IV, 5, 7 Q_2) für *Harford* < *Haverford* (d. i. 'Bocksbucht', zu an. *hafr* und *fiǫrðr*), auf eine Aussprache *Harford* für Shakespeare schliefsen läfst. Angesichts dieser me. und frühne. Formen kann die heutige Aussprache nicht die Normalentwicklung darstellen, sondern mufs auf einer Störung beruhen. Ich glaube, dafs die Sache ähnlich liegt, wie bei *Meredith*, wo die Erhaltung des schwachtonigen Mittel-*e* daraus zu erklären ist, dafs es ursprünglich in der kymrischen Aussprache den Akzent trug; — nky.

besser dünkte als die historisch berechtigte mit zweimaliger Synkope des Mittel-*e*.

Wiederum eine Gruppe für sich bilden jene Formwörter, welche in satzschwachtoniger Stellung reduzierte Nebenformen entwickelt haben. Das Bemerkenswerteste dabei ist, dafs wir hier für die Sprache Shakespeares nicht nur mit Reduktionen zu rechnen haben, die auch dem heutigen Hochenglisch noch geläufig sind, wie namentlich die unemphatischen Formen der Hilfsverba *I'm, I've, I'll, it's, that's, they're* usw., sondern dafs hier auch Kurzformen in Betracht kommen, die das heutige Englisch nicht mehr kennt oder als dialektisch oder vulgär empfindet. Beim Hilfsverbum *to have* erscheint z. B. in den Shakespeare-Drucken, wie auch sonst im 16. Jh., eine heute unbekannte Nebenform *ha'* (*I ha', ha't* neben *hate, ha'we*). Derartige Formen mit verstummtem *v* treten in so grofsem Umfange in den heutigen Dialekten aller Teile Englands

---

Meredydd lautet *mere·düð*. Nun ist zwar *Hereford* kein kymrischer Name, sondern durch und durch germanisch. Die Stadt liegt aber im ursprünglich kymrischen Sprachgebiete, wo noch bis ins Ende des 17. Jhs. Kymrisch gesprochen wurde. Bei dieser Sachlage ist es sehr wohl möglich, dafs die kymrischen Einwohner den neuen von den Engländern geprägten Namen für die alte über den Wye führende Furt aufgriffen und nach ihrer Weise nun als *Heréford* betonten, wie die Kymrischen Annalen des 13. Jhs. den Namen wenigstens dreimal schreiben (ed. ab Ithel S. 42, 44, 51). Eine Anglisierung dieser kymrischen Form mufste die heutige englische Aussprache ergeben, wobei französische Lehnwort-Analoga (Jespersen I S. 280). unterstützend mitgewirkt haben mögen. — Einheimische britische Namen für den Ort und die Gegend gibt es mehrere. Der eine ist noch heute im kymrischen Munde für die Stadt gebräuchlich, nämlich nky. *Henffordd [he·nforð]*, d. i. 'Alte Strafse', und ist im Mittelkymrischen als *Henford* (Brut), *Henfford*, *Hennfford* (Mab.) mehrfach zu belegen. Abweichend lautet der Name in dem ältesten kymrischen Belege in den Altkymrischen Annalen des 10. Jhs., nämlich *Hirford*, d. i. 'Lange Strafse' (zu nky. *hir* 'lang', air. *sīr*). Ob man letztere Namensform für verderbt hält oder nicht, auf jeden Fall könnte das ae. *Hereford* eine volksetymologische Umgestaltung des altkymrischen Namens, sei es *Hirford* oder *Henford*, sein; vgl. ähnliche Fälle in meinem Aufsatz „Die älteren Namen von Kap Land's End“ in Namn och Bygd XI (1923). Als Namen für die ganze Gegend bietet der Waliser Giraldus noch *Stratus Waye* (III 423 f.), d. i. 'Tal des Wye' (zu aky. *strat* > nky. *ystrad*), und *Fern-leg* (III 422), das er selbst mit '*saltus filicum*' übersetzt, also zu ae. *fearn* 'Farnkraut' und *lēag* 'Weide' stellt. A. T. Bannister, The Place-Names of Herefordshire (Cambridge 1916) läfst uns für solch schwierigere Fragen in Stich.

(Wright, D. Gr. S. 475 f.) als das Normale auf, dafs kein Grund vorliegt, dem elisabethanischen *ha'* die reale Existenz abzusprechen oder es mit Bayfield für „vulgär“ zu erklären. Unbekannt sind heutzutage auch die Folio-Formen *th'hast* 'Du hast', *th'hadst* 'Du hattest', *th'art* 'Du bist', *y'have* 'ihr habt', *y'are* (auch *y'ar, yar* geschrieben) 'ihr seid', *y'owe* 'ihr schuldet', *th'are* (auch *tha'r* mit falscher Stellung des Apostrophs) 'sie sind', *'t had* 'es hätte', *had't* 'hätte es', *if't be* 'wenn es sei', *wer't* 'wäre es', *wil't* 'will es', *would't* 'würde es'. Sie weisen, wie die noch heute dialektisch und in der Poesie geltenden Formen *'tis, is't, 'twas, 'twere, 'twill,* Reduktion des (unbetonten) Personalpronomens auf und werden auf den weitverbreiteten schwachtonigen Dialektformen *ði, ðə* 'Du' (aus *thee*), *ji, jə, i* 'ihr' (aus *yee*), *ðe, ðə, ði* 'sie' und *t* 'es' beruhen. Vgl. dial. ne. *ði ārt* 'Du bist', *jiev, je ev, jəv* 'ihr habt', *ji āə(r), jə āə(r), je ar, jər* 'ihr seid', *ði ar, ðər* 'sie sind'. Namentlich das schwachtonige *t* 'es' für *it* ist weitverbreitet und wird z. B. im Dialekt von Windhill (Wright S. 119 f.) in derselben Weise verwendet wie bei Shakespeare: nicht nur als Formalsubjekt (s. oben), sondern auch angelehnt an Präpositionen (*on't, in't* neben *int, too't, for't, under't, upon't, with't)* oder als enklitisches Objekt nach Verben (*do't, saw't, began't, took't, fetch't, make't* usw.); vgl. etwa nordengl. *wit* 'with it', *funt* 'found it'. Wenn Bayfield hier das Bedenken hat, dafs auf der Bühne gesprochenes *throw't, see't, be't* mit ne. *throat, seat, beat* verwechselt werden könnte, so trifft dies nicht zu, einmal weil zu Shakespeares Zeit die Vokale in den Wortpaaren bekanntlich verschieden lauteten *(ou : ǭ, ī : ę̄)* und weil damals wie heute der Akzent eine deutliche Scheidung verursachte: Die synkopierten Formen *throw't, see't, be't,* wie übrigens auch *on't,* 'darauf', *betray's* 'betrügt uns' u. a., werden stets mit Schleifton gesprochen, einfaches *throat, seat, beat* aber mit einfachem Fall- oder Steigton, je nach ihrer Stellung im Satze, so dafs beide tatsächlich nie verwechselt werden können. Dafs diese enklitischen Formen aber nicht als vulgär oder dialektisch von den Elisabethanern empfunden wurden, lehrt das Aussprache-Lehrbuch *Logonomia Anglica* des gewifs sprachlich eher konservativ gerichteten Orthoepisten Alexander Gill (1619), des Direktors der berühmten Londoner St. Pauls-Schule, der ohne Bedenken „Synaeresis“, wie er es nennt,

zuläſst in Fällen wie *is't, was't, du't* sowie *for't* (ed. Jiriczek 140). Schwachtoniges *s* für *is* lehrt er sogar beim hohen Deklamationsstil in seinen phonetischen Umschriften, wie etwa *tu wit what's gud or il* oder *a man's disgräst* (Jiriczek 121^{21}, 118^{30}). Genau so liegt der Fall bei den Reduktionsformen des bestimmten Artikels und des *to* beim präpositionalen Infinitiv, wo seit frühmittelenglischer Zeit sich die Kurzformen *ð* (für *the*) und *t* (für *to*) entwickelt hatten, die sich bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts in der Hochsprache hielten und heute noch in den Dialekten weiteste Verbreitung haben. Auch hier wieder reflektieren die Quartos und Folios die Sprache ihre Zeit, indem sie massenhaft Formen[1]) bringen wie *th'other, th'one* (neben *tone*), *th'exchequer, th'hand, th'Hircan, by th'law, i'th'right, o'th'clocke, o'th'cliffe, to'th'barre,* selbst *toth'castle* — also sowohl vor vokalischem wie vor konsonantischem Anlaut —, ebenso Infinitive (hier nur vor schwachtonigem Vokal) wie *t'incurre, t'assist, t'underdeck, t'o'retop, t'acknowledge, t'have,* einmal auch *t'hold* (unmittelbar vor Starkton). Auch hier wieder lehrt Gill ausdrücklich zu deklamieren: *in ð'ön ... in ð'oðer* 106^{29}, *ð'erth* 126^{23}, 152^{13}, *ð'efekt* 135^{22}, *ð'ïvl* 135^{21}, *ð'anʒëlikal* 124^{2} usw., ebenso beim Infinitiv *t'attend* 144^{26}, *t'advâns* 146^{34}. Und der gelehrte Ben Jonson stellt in seiner 'English Grammar' sogar die Regel[2]) auf: *In the end a vowel may be cast away, when the word next following beginneth with another;* Beispiele: *th'outward, t'awake, y'utter* (ed. Gifford 783). Ähnliches bietet der Dichter Th. Champion in seinen 'Observations in the Art of English Poesie' (1602; ed. P. Vivian, 1909, S. 54): *The Synalœphas or Elisions in our toong are either necessary to auoid the hollownes and gaping in our verse, as* to *and* the, t'inchaunt, th'inchaunter, *or may be vsd at pleasure, as for* let vs *to say* let's; *for* we will, wee'l; *for* euery, eu'ry; *for* they are, th'ar; *for* he is, hee's; *for* admired, admir'd; *and such like.* Also Bayfields Auffassung, daſs es sich hier um Vulgarismen handele, ist ganz gewiſs falsch. Und sein häufig wiederkeh-

[1]) Typographisch ist dabei zu beachten, daſs die alten Drucke in solchen Fällen, wo es sich ja um selbständige Wörtchen handelt, nicht wie heutzutage einen halben oder ganzen Wortabstand verwenden, sondern die apostrophierten Teile dicht aneinander rücken.

[2]) Die Regel ist in dieser allgemeinen, vom Latein beeinfluſsten Formulierung natürlich falsch; aber die Beispiele zeigen, was gemeint ist.

render Einwand, dafs sich „unaussprechbare“ Konsonantverbindungen ergäben, widerlegt sich schon durch einen Blick in neuenglische Dialektgrammatiken, wo Bildungen wie *þpā·son* ‘der Pfarrer’, *iþtęu·n* ‘in der Stadt’, *þkęu* ·die Kuh’ u. dergl. nichts seltenes sind (z. B. Schilling, Dialect of Oldham, 1906, S. 111).

Zusammenfassend wird man also sagen können, dafs all die im vorstehenden behandelten und oft in den alten Shakespeare-Drucken erscheinenden Wortverkürzungen nicht etwa blofs poetische Lizenzen oder Notbehelfe darstellen, sondern einen integrierenden Bestandteil des elisabethanischen Hochenglisch gebildet haben. Bayfields Urteile, dafs diese Reduktionen *vulgar* oder *dialectical* oder *colloquial, impossible on the stage, disagreeable to the listener, not natural, unceremonious,* oder gar *ugly, hideous, absurd* seien und dafs, wenn Shakespeare so geschrieben hätte, er *subject ... to recurrent fits of lunacy* gewesen sein, mögen für das moderne Sprachgefühl einige Berechtigung haben, sind aber für das 16./17. Jahrhundert unzutreffend oder nachweislich falsch.

Eine ganz andere Frage ist es natürlich, in welchem Umfange die in der Folio erscheinenden Kurzformen auch wirklich von Shakespeare und seinen Schauspielern gesprochen sind. Bayfield macht nämlich mit Recht darauf aufmerksam — und hier setzt sein Verdienst ein —, dafs in Einzelfällen die alten Drucke eine Kurzform gebrauchen, wo das Metrum die Vollform zu verlangen scheint oder wenigstens bei Einsetzung der Vollform glätter wird, oder wo der Sinn eine starktonige Vollform verlangt. Zweifellos gibt es einzelne solche Fälle, so wenn Oth. III, 3, 312 die Folio druckt *Looke, heere 'tis.* [Iago] *A good wench, giue it me,* wo doch wohl sicher die Quarto-Lesart *Looke hére it ís. — A góod wench, gíue it mé* vorzuziehen ist. Und es wäre sehr zu wünschen, wenn derartige gesicherte Fälle irgendwo zusammengestellt würden. Aber in der Mehrzahl seiner (übrigens über das ganze Buch kunterbunt verstreuten) Beispiele übersieht Bayfield, dafs in der gesprochenen Sprache die Verhältnisse doch nicht so einfach liegen, wie auf dem Papier. Wenn z. B. Rich. III. I, 4, 125 die Quarto *the déede is dóne,* die Folio *the déed's dóne* druckt, so sind beide Lesarten rhythmisch gleich gut möglich, da die Kurzform *s* als besondere Silbe gesprochen genau so

gut die Senkungszeit ausfüllen kann wie die Vollform *is*. Natürlich ist melodisch ein Unterschied: die Reduktionsform reifst, wie jede Synkopierung, die Melodie gewaltig in die Höhe, und so ist *the deed's done* in der Melodie dramatisch bewegter als *the deed is done*. Für die Frage, ob die Folio- oder die Quarto-Lesart vorzuziehen sei, lassen uns also meiner Überzeugung nach die bisherigen Forschungsmethoden völlig im Stich. Ich habe aber das Vertrauen zu der neuen Sieversschen Methode der Schallanalyse, dafs eine Untersuchung von Shakespeares Melodieführung uns objektive Handhaben zur Klärung auch dieses Problems liefern wird. Schon jetzt möchte ich Bayfield aber so viel zugeben, dafs ein ängstliches Festhalten an den überlieferten Kurzformen um jeden Preis methodisch nicht gerechtfertigt ist. Habe ich doch selbst auch bei modernen deutschen Dichtern ein ähnliches Schwanken zwischen synkopierter und unsynkopierter Form beobachtet, so wenn eine Dame beim Vorlesen ihrer eigenen Werke die Form *heil'ge* der Druckausgabe mündlich und zwar unbewufst in *heilige* verwandelte. Entschieden ablehnen mufs ich aber Bayfields weitergehende Forderung, prinzipiell jede Synkopierung aus dem Shakespeare-Texte zu verbannen. Vielmehr glaube ich, dafs Shakespeare, entsprechend dem Barock-Einschlage seiner wie der elisabethanischen Kunst überhaupt, eher mit stark pathetisch bewegter Melodiegeste gesprochen hat und daher zahlreich von Wortsynkopierungen Gebrauch gemacht hat.

Zustimmen mufs ich Bayfield auch darin, dafs die tatsächliche Verteilung der synkopierten und unsynkopierten Formen in den alten Drucken eine ziemlich zufällige ist. Sie rührt meiner Überzeugung nach in erster Linie von den Druckern oder vielmehr den Setzern her, die, wie in bezug auf das orthographische Gewand, so auch in dieser Beziehung sich dem Druckmanuskript gegenüber ziemlich frei bewegten. Nicht einleuchten will mir Bayfields Erklärung, dafs die dem Druck zugrunde liegenden Dramen-Manuskripte von Schauspielern geschrieben seien, denen jene „vulgäre" Sprechweise geläufig gewesen sei. Dafs diese Abschriften obendrein nach Diktat eines zweiten Schauspielers gemacht seien, ist eine gänzlich aus der Luft gegriffene Vermutung.

Nachdem Bayfield seine Untersuchung der Shakespeare-

Drucke abgeschlossen, hat er zur Kontrolle auch die Ben Jonson-Folio von 1616 herangezogen und ist da zu dem vermeintlichen Ergebnis gekommen, dafs die auch von ihm im Hauptteil seines Buches vertretene Ansicht, dafs der Apostroph Elision des nicht-mitgedruckten Vokales ausdrücken solle, falsch sei. Vielmehr sei der Apostroph nur eine abkürzende Schreibweise, wie man auch *w^d* für *would*, *w^th* für *with* u. dgl. m. gebrauche. Er bedeute also nicht "clipped pronunciation", sondern gerade das Gegenteil. Ben Jonson verwende ihn gewöhnlich, wenn zwei, verschiedenen Worten angehörende Vokale eine doppelte Senkung bildeten. Gleichgültig für den Leser oder Sprecher sei es dabei, ob beide Vokale wirklich im Druck hingesetzt würden oder einer derselben im Druck ausgelassen würde. Beide Schreibweisen seien gleich auszusprechen, d. h. also der im Druck unterdrückte Vokal sei gleichwohl zur Lautung zu bringen. Hier ist von Bayfield wieder Richtiges und Falsches heillos vermischt worden. Ich will wenig Wert darauf legen, dafs die Setzung des Apostrophes für ein *e* oder *o* wirklich keine Erleichterung für den Schreiber oder Drucker bedeutet, sondern eher das Gegenteil, und dafs somit die Analogie mit den wirklichen Schreibabkürzungen absolut nicht stimmt. Wichtiger ist mir, dafs die unsystematische Behandlungsart Bayfields wiederum sehr verschiedenartige Fälle miteinander vermengt und dadurch gerade das Eigenartige an Ben Jonsons Apostroph-Gebrauch völlig verwischt. Richtig ist, dafs in der Mehrzahl der Fälle es sich um die gleiche Verwendung handelt wie in den Shakespeare-Drucken, d. h. meiner Überzeugung nach um die Bezeichnung tatsächlicher Vokalelision, wie z. B. bei *is't*, *let's* u. a. Auch drei Fälle wie *temp'rance*, *emp'ror*, *flatt'ring*, wo das Metrum Dreisilbigkeit der Wörter verlangt, stellen sich den oben erörterten Beispielen an die Seite, wo auch bei Shakespeare die Drucküberlieferung eine Kurzform an Stelle der metrisch benötigten Vollform eingesetzt hat. Eine dritte Gruppe ist wenigstens prinzipiell nicht verschieden vom Brauch der Shakespeare-Drucker, wenn auch die gleichen Formen bei Shakespeare nicht vorzukommen scheinen(?): nämlich Fälle wie *h'has*, *h'hath* (Q. *he'hath*), *h'is* (Q. *he'is*), *h'had*, *h'would*, *h'affected*, wo irgendeine Reduktionsform des Personalpronomens — vielleicht *hĭ* statt *hī* — gemeint ist, wie wir Ähnliches oben bei *th'hast*, *y'have*, *y'are*, *y'owe*, *th'are* sahen.

Sicherlich dieselbe Reduktion des Pronomens, nämlich *jə* für *you*, meinen Schreibungen wie *yo'are, yo'have, yo'were*, mit denen Bayfield nichts anzufangen weifs. Grundsätzlich hiermit zusammenzustellen scheinen mir zwei ähnliche Fälle wie *m'instructions* und *t'a prince*, wo beim Zusammenstofsen zweier gleicher Vokale Verschleifung zu ī bzw. ə̄ eintrat — im ersten Falle mit *i* von *mĭ* 'mein', im zweiten mit *ə* von *to* — und daher der Vokal nur einmal geschrieben wurde. Dagegen finden sich bei Ben Jonson zwei Verwendungsweisen des Apostrophs, die in den Shakespeare-Drucken nicht vorkommen. Einmal nämlich haben wir dort Schreibungen, wie *the' Ædiles, to'vndoe, Augusta 'is, I'am, they'are, you'are*, wo meiner Meinung nach die (metrisch möglichen) Reduktionsformen *ð'*, *t'*, *'s*, *'m*, sowie proklitisches *ðə* und *jə* gemeint sind, aber im Druck dennoch die Vollformen gesetzt sind. Hier soll der Apostroph zweifellos andeuten, dafs eben die Reduktionsformen zu sprechen sind. Schwieriger scheint auf den ersten Blick eine letzte Gruppe zu erklären, wo es sich nicht um Reduktionsformen handeln kann: *glory' inough, body' as, weightie 'and, my'advanced, be'amused, borrow'a, demánd you' of me, wíll be' our, do'I.* Hier stehen überall die beiden Hiatusvokale in der Senkung und können daher leicht unter einem Exspirationsschub zusammengefafst werden, so dafs dann *ii* > ī (*glory inough*; vgl. eben *m'instructions*), oder die Diphthonge *iə* (*body as, weightie and, my advanced, be amused*), *oə* (*borrow a*), *uə* (*you of*), oder die Triphthonge *iou* (*be our*) und *uei* (*do I*) entstehen. In der Tat glaube ich, dafs solche Silbenverschleifung hier gemeint ist, dafs der Apostroph also, was man im Altertum Synalöphe nannte, hier ausdrücken soll. Dagegen verschlägt nicht, dafs der Apostroph analogisch nun auch ein paarmal gesetzt ist, wo metrisch an eine Silbenverschleifung nicht zu denken ist, wie bei *vertue'*; *In* mit dazwischenliegender Pause, oder bei *Agrippína*; *'ánd* und *'fóre the'éven* mit metrisch erforderter Vollmessung des mit Apostroph versehenen Vokales. Danach wird man also sagen dürfen, dafs Ben Jonson zwei absonderliche Verwendungsweisen des Apostrophes hat, die das Gemeinsame zeigen, dafs sie die Tilgung des Hiatus in der Senkung, sei es durch Verwendung einer Reduktionsform oder durch Silbenverschleifung, andeuten wollen. Ziehen wir die oben aus Ben Jonsons Englischer

Grammatik zitierte Regel über die Verwendung des Apostrophs in Betracht, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir Ben Jonsons Sonderbehandlung des Hiatus auf lateinisch-antike Vorbilder zurückführen.

Die Frage könnte nun noch aufgeworfen werden, ob es sich denn wirklich um einen graphischen Brauch Ben Jonsons handelt oder nur wie bei Shakespeare um den seiner Drucker. Abgesehen davon, dafs Ben Jonson so gut wie sicher die Korrektur seiner Dramendrucke selbst gelesen — nicht allzu sorgfältig nach modernem Mafsstabe gemessen —, so können wir die Frage mit Sicherheit im ersteren Sinne beantworten. Denn wir besitzen ein Originalmanuskript der *Masque of Queenes* (1609), von Ben Jonson selbst geschrieben (Royal Ms. 18. A. IV), welches nach der in 'Shakespeare's England' (1917, I, 292) wiedergegebenen Faksimile-Seite genau dieselben Eigentümlichkeiten aufweist wie seine Dramendrucke. Ja, wir lernen aus diesem Manuskript etwas, was aus den Drucken nicht zu ersehen ist, dafs nämlich Ben Jonson den hiatustilgenden Apostroph gar nicht wie einen richtigen Apostroph setzt, sich also wohl bewufst war, hier eine vom Herkommen abweichende Verwendung des Zeichens sich zu gestatten. In dem Masken-Manuskript ist der Hiatus-Apostroph nicht, wie der richtige Elisionsapostroph, an einen Buchstaben angelehnt, sondern steht völlig frei zwischen beiden Wörtern: so etwa in *Glory ' of Asia* (Z. 6) und in *without envy ' on her* (Z. 24), wo genau unter dem Apostroph noch ein Komma steht, was sich hier typographisch nicht wiedergeben läfst. Bemerken möchte ich noch, dafs einem Brief-Faksimile nach zu urteilen, das Hilary Jenkinson in seiner trefflichen Abhandlung 'Elizabethan Handwritings' (Bibliographical Society, 1922) Tafel X b bietet, der apostroph-freudige Ben Jonson in Prosa wohl zahlreiche Suspensionen wie *yo*^{r}, *w*^{t}*h* usw. verwendet, aber keinerlei Reduktionsformen mit Apostroph. Dies stimmt überein mit der Beobachtung von Bayfield, dafs die Prosa in den Shakespeare-Drucken auffallend wenige apostrophierte Formen aufweist. Dies wird aber eben nur eine Schreib-Konvention gewesen sein. Nicht darf man mit Bayfield daraus schliefsen, dafs die Kurzformen der Prosasprache fremd gewesen seien und in dem damaligen guten Englisch nicht existierten.

Sieben umfangreiche „Appendizes" beschliefsen das Buch.



Der letzte derselben bringt einen vollständigen Abdruck von *Antony and Cleopatra*, so wie Bayfield sich den Text denkt. Vorher erhalten wir Zusammenstellungen über „rein trochäische Pentapodien" bei Shakespeare, über fehlenden Auftakt, „einsilbige Füsse", *cross accent* d. i. Taktumstellung, „viersilbige Füſse" u. dgl. m. Über vieles hierbei wird man anderer Ansicht sein können, wenn man die Shakespeare-Verse anders liest. Auf fällt an Bayfields Versauffassung besonders seine starke Abneigung gegen die Annahme von Taktumstellungen und gegen den Alexandriner. Um letzteren zu eliminieren nimmt er das Vorkommen von 865 dreisilbigen Senkungen und sogar 14—15 viersilbigen Senkungen an, worin ich dem Verfasser nicht zu folgen vermag.

Im ganzen ein unzureichendes Buch, das aber interessante Fragen aufwirft und nicht unwichtiges Material, wenn auch ungeordnet und zum Teil falsch beurteilt, zusammenstellt.

Leipzig. **Max Förster.**

Milton's Selbstdarstellung in L'Allegro und Il Penseroso.

In der Schrift „Milton und das Licht" (Beiblatt XXX, 11/12; auch als Sonderdruck: Halle 1920) suchte ich den Nachweis zu führen, daß Milton bis zu seiner Erblindung an albinotischer Lichtscheu litt. Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daſs neuere Untersuchungen mich dazu geführt haben, die Dauer der Photophobie nur bis zu dem Zeitpunkte anzunehmen, wo der erste Anfall der zur späteren Erblindung führenden Krankheit auftrat, die nunmehr unzweideutig als Glaucoma oder grüner Star erkannt worden ist. Dieser Zeitpunkt ist die Wende der Jahre 1644/45. Die Bedeutung der ursprünglichen Behauptung liegt darin, daſs sie den „lichtscheuen" Charakter aller dem erwähnten Zeitraum angehörigen poetischen Werke fordert. Auch in der Phantasie vermochte Milton nicht, sich in einem ihm unangenehmen Lichte zu bewegen. Die betreffenden Dichtungen erfüllen diese allgemeine Forderung, bis auf eine: Von den beiden "Companion Poems" konnte zwar Il Penseroso als die Naturgeschichte des albinotischen Sehens enthaltend bezeichnet werden; L'Allegro dagegen beginnt mit der Schilderung eines strahlenden Sommertages, was allerdings zu der Auffassung des Albinos als eines ausschlieſslich lichtscheuen

Menschen durchaus nicht passen wollte. Um dem Dilemma zu entgehen, erklärte ich das unbequeme Gedicht als "tour de force", als etwas Gewaltsames, Gewolltes, eine krampfhafte Gegenüberstellung. Ich hatte mich hierzu verleiten lassen durch die übliche Kritik, welche nicht müde wird, das Gegensätzliche in jenen beiden Gedichten immer wieder zu betonen. Diese Erklärung ist aber selbst ein "tour de force", und gleichzeitig die schwächste Stelle der ganzen Theorie. Um so erfreulicher ist es, wenn ich jetzt in der Lage bin, auch L'Allegro in Einklang mit den Forderungen der Theorie zu bringen. Und zwar ist dieses möglich durch den Hinweis auf die höchst bedeutsame Schrift des deutschen Arztes G. T. L. Sachs, betitelt: "Historia Naturalis Duorum Leucaethiopum, auctoris ipsius et sororis eius", Solisbaci (Sulzbach) 1812.[1]) Indem dieses Buch die Selbstbeoachtungen eines wissenschaftlich gebildeten Albinos enthält, liefert es in vielen Teilen einen Kommentar zu den Dichtungen Milton's. Besonders erleichtert sein Inhalt uns das Verständnis der "Companion Poems". Sachs teilt die überraschende Tatsache mit, daſs der Albino das Licht liebt, allerdings nur in den ihm angenehmen Formen. Er unterscheidet drei Arten von Tagesbeleuchtung:

I. Dies serenus, d. h. der strahlende, vollkommen wolkenlose Sonnentag;
II. Dies plane nubilus, d. h. der vollkommen bewölkte Tag;
III. Dies subnubilus, d. h. der Tag mit einem dünnen Wolkenschleier.

Von diesen Dreien ist die letzte Art ihm durchaus unangenehm; denn das diffuse Licht solcher Tage macht es ihm unmöglich, das Augeninnere durch Zukneifen der Lider vor den aus allen Richtungen kommenden Strahlen zu schützen (§ 141). Gerade diese Beleuchtungsart aber ist in England die häufigste. Sehr selten dagegen findet sich klarer, vollkommen wolkenloser Sonnenschein, mit dem Sachs, und auch Milton, den Begriff der fröhlichen Stimmung verbinden. Hören wir Sachs selber über diesen Gegenstand: ... serenissimi diei

[1]) Zur Erläuterung der Bezeichnung „weiſser Äthiopier" vgl. Ebstein, „Zur Ethnologie und Synonymik des Albinos", Mitteilungen z. Gesch. d. Medizin u. Naturwissenschaften XIV, 295: „Die ersten Beschreibungen von Entfärbung der Haut betrafen Neger, und daher stammt diese Bezeichnung, die dann auch bei Nichtäthiopiern angewandt wurde."



claritas leucaethiopibus nostris non modo non molesta, sed vere iucunda est — dum eam palpebris quantum satis conniventibus moderari licet. Sunt enim talibus diebus lux clarior, umbra obscurior, maior colorum vigor et discrepantia, quae omnia mirum quantum — immo fortasse plus in his, quam in aliis plerisque hominibus ad distincte et iucunde videndum conferunt. Imprimis mane ac sub vesperam lubenter sub divo versantur, praecipue ubi lumini aliquae umbrae intersitae sunt. Neque aliter res se habet hyeme, quamvis tunc nive humus obducatur. Immo haec, si a sole ascendente vel ad occasum vergente illustratur, amoenissimum illis, ut aliis multis, praebet spectaculum (§ 139).

In diesen Worten darf man wohl die Erklärung für das einleitende und tonangebende Erlebnis des Allegro erblicken: der Sonnenaufgang an einem wolkenlosen Sommertage. Wie Sachs preist Milton den scharfen Gegensatz von Lichtren und Schatten (the chequered shade 96), die herrlichen Farben des Sonnenaufgangs. Es ist durchaus im Einklang mit der Theorie, dafs Milton bei der Schilderung des Sonnenaufgangs von stark empfundenen visuellen Eindrücken nur der grofsartigen Himmelsfarben gedenkt; infolge seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit und Schwachsichtigkeit war sein Gehörssinn in übernormaler Weise ausgebildet worden, so dafs seine Beschreibung eine Folge von akustischen Eindrücken darstellt (lark, cock, hounds and horn, ploughman, milkmaid, mower, shepherd 41—68). Die Natur solcher Sonnentage beschreibt der Dichter durchaus korrekt, wenn er sagt, sie ermöglichten es ihm, mit Vergnügen auf den (schattenlosen) Hügeln zu wandeln (Sometimes, with secure delight, The upland hamlets will invite 91/2). Dafs aber diese Tage äufserst selten sind, geht erstens daraus hervor, dafs der Dichter schon mit Zeile 99 zu den Vergnügungen des Abends übergeht, die sich bei künstlicher, also auf jeden Fall angenehmer, Beleuchtung abspielen (stories, triumphs, mask and pageantry, the stage 100—34); zweitens, daraus, dafs die Allegro-Stimmung bei Milton die grofse Ausnahme bildet, wohingegen die Gestalt des Penseroso von jeher als Abbild des wahren Milton erkannt worden ist.

Es bedarf sicherlich keines erneuten Beweises um darzulegen, dafs Il Penseroso eine Schilderung aller dem Albino angenehmen Lichtarten enthält. Wer noch an dieser Auf-

fassung zweifelt, mufs durch ein aufmerksames Studium von Sachs überzeugt werden.

Hierfür einige Beispiele: Fratri (d. h. Sachs) plurium candelarum et ignium culinarium lumen valde molestum esse refert periegetes saepius citatus ... qui eum in Carinthia (der Heimat von Sachs) vidit. Satis raro nec nisi diutius oculis in talibus luminibus defixis vel plures per horas in majorem densioremque eorum coacervationem conversis hoc sibi accidisse ipse ille leucaethiops monet. E contrario insigniter inde a pueritia sese pariter ac sororem delectatos esse omnium generum spectaculis igneis, praesertim nocturnis, e. gr. luminibus festis, artificiis, pyrotechnorum, incendiis, meteoris fulgentibus, fabrorum, mettallurgorum et vitriariarum ignibus, nec non lunae splendore et sole oriente ac occidente. Fratrem, cum adhuc tenellus esset, magna jam attentione atque conspicua cum oblectatione lunam plenam contuitum esse, ex eius parentibus cognovimus ... (§ 137). — In amplis et obscuris aedificiis (e. gr. templis), in saltubus tenebriosis, rupium faucibus ac speluncis versari nullo tempore magis, quam coelo nubibus undique involuto, gaudet (§ 140). — ... Noctu loci, ubi versantur, commodam et elegantem per ignes, candelas etc. collustrationem maxime probant. Haud raro in theatris oecisque multarum candelarum multis speculis reflexo splendore impletis sine ullo oculorum incommodo plures per horas commorati sunt (§ 146).

Am meisten aber dürfte interessieren, dafs auch Sachs die beiden Hauptlichtarten mit den beiden zur Diskussion stehenden Gemütszuständen in ursächlichen Zusammenhang bringt. Er stellt noch einmal die beiden angenehmen Beleuchtungsarten einander gegenüber: Cum vero amoenum coeli caeruleum, cum lucis et umbrae sincerae distincta vicissitudo (the chequered shade! All. 96), et laeta vigensque colorum varietas, a sincero sole per orbem visibilium effusae, discedunt, omnino illi Carinthi in sublustri (Helldunkel) esse, quam in clara luce, malunt ...

Exceptis diebus plane serenis, plane nubilae fratri prae ceteris placent. Nam his quoque sua est amoenitas ab illarum amoenitate prorsus diversa, nec satis bene verbis describenda. Minus quidem coelo nubilo delectantur oculi coloribus qui languidiores et hebetes, atque umbris, quae exiles et incertae sunt: at iidem multo rarius offenduntur lumine nimio atque coloribus flagrantibus, liberiusque per majorem palpebrarum

rimam prospiciunt ... Animus tranquillus et quietus potius, quam hilaris et alacer, et magis, quam serenis diebus, data occasione in tristitiam pronus esse solet (§ 140).

Diesen angenehmen Beleuchtungsarten stellt er die Wirkung der Dritten gegenüber: Dies subnubilae, quibus sol nec integrum suum et sincerum splendorem habet, nec prorsus nubibus absconditur, non solum jucunda serenarum excitatione pariter ac plane nubilarum grata quiete carent, sed etiam ob albidum coeli colorem ac singularem satisque cuivis lectorum notam rerum terrestrium collustrationem nonnihil fratri plerumque sunt ingratae (§ 141).

Mit starker Gefühlsbetonung spricht er sich über die Wirkung der plötzlich hervorbrechenden Sonne aus: Quum primum sol clarus atque sincerus e nubibus prodit, commutari omnia celeriter solent. Aperiuntur, ni quid obstat, una cum coelo fenestrae. Tunc laeto quodam vigore tam subito nonnunquam tamque mirum in modum corpus pariter atque animus perfunditur, ut vix luminis per solos oculos efficientia id fieri credas (§ 142).

So ergänzen Sachs und Milton einander in schönster Weise. Beide suchen durch die Darstellung in Worten ihr furchtbares Unglück zu überwinden, Sachs in einer wissenschaftlichen Beschreibung, Milton in einem dichterischen Kunstwerk.

Indem Milton den von seiner grausamen Verstümmelung empfangenen Antrieb aus der körperlichen Welt in höhere Sphären emporhob, hat er die Menschheit um ästhetische Werte von bleibender Dauer bereichert.

Dorpat. H. Mutschmann.

Zur englischen Wortkunde.

VI.

184. Ae. *wrætteread*, das S. Angl. 30, 248 f. bespricht, kann doch im Nom. nur *wrǣt(t)* — nicht *wrætte* — lauten, denn es heiſst ja bei Leonhardi S. 94, 1 f.: *genim nĭoþowĕarde wrætte* (Akk.!); das Kompos. erscheint Z. 21: *mid wrǣte-reade wrǣde* (so nach L. Schmitt, Lautl. Unters. der Sprache des Læcebōc, Bonn 1908, S. 11). S. führt auch selbst aus Lcd. I, 376 die Form *wrēt* auf!

185. Ae. *wĕard* und *word* (S. S. 250) könnten wohl im Ablautsverhältnis stehen, aber nicht identisch sein; letzteres

entspricht sicher lat. *rubus* 'Brombeerstaude' < **vrubus* und ist mit *rubeum* 'Röte' nicht verwandt.

186. Das Verbum *ă-merian* hat mit *ǣmerge* 'glühende Asche' nichts zu tun, wie S. S. 251 behauptet, gehört vielmehr zu lat. *merus* 'rein' und bedeutet zunächst 'läutern', vgl. Bosw.-Toller Suppl. Die Grundform ist germ. **marjan*, das mit lat. *merus* ablautet. Die übrigen Wortformen des Artikels *æhrian* sind auch gar nicht so sicher, wie S. meint.[1])

187. *Bryce* in *hrȳthe* 'Räude' zu verwandeln, wie S. dies S. 252 f. wagt, halte ich für gänzlich unerlaubt. Es wird dasselbe Wort sein, das am Ende des angeführten Satzes steht.

188. S. bespricht S. 253 f. (ebenso MLN. XV, 421) ein ae. *ferþe*[2]) 'Haut, Fell', das auch in dem Namen des Blättermagens: *fĕolu-ferð* 'thorax, centumpellis'[3]) = ahd. *vilefart* erscheint. Ich stelle das Wort zu lat. *pars,* Gen. *partis* und *portio* 'Teil', weil das gen. Organ aus vielen Teilen besteht. Zusammenhang mit me. *felde* ist ausgeschlossen, desgl. mit ne. *blindfold,* das ja S. selbst auf ae. *geblindfellian* zurückführt. Dies ist eigentlich 'to fell, strike blind', vgl. das NED. Die Glosse *defruto* : *felde*, über die S. auch in den E. St. 37, 184 handelt, halte ich durch diese Ausführungen für nicht erledigt. Vgl. auch unter Nr. 198.

189. Aus *wæs gemanod* 'convaluit' würde ich eher ein *gemagod*, als mit S. S. 256 ein *gemagnod* machen, wofür man doch *gemægnod* erwarten müſste! Vgl. das vorher besprochene *amagian.*

190. Bei den Auseinandersetzungen über *hama* und *hǣþ* hat S. S. 257 den Nachtrag S. 404 der Bibl. I übersehen, wo Wülker wichtige Berichtigungen gibt. Danach ist in der Überschrift *dweorh* st. *weorh* zu lesen, im folgenden: *ongunnan him ðā liþu cōlian.* Damit erübrigen sich alle Vermutungen S.s über *hāþ* = *hǣþ* 'Hitze'. Letzteres stelle ich zu lit. *kaitrà* 'Glut', *kaĩtinti* 'erhitzen', die also nicht aus hd. *heiter* entlehnt zu sein brauchen, wie Weigand-Hirt annimmt. Dazu würden dann auch *hām* : *cauterium* und ahd. *hei* : *cauma* gehören, die S. S. 258 bespricht.

191. Von *sār-cren* kann ich zwar keine befriedigende

---

[1]) So ist *flicii* offenbar Verschreibung für *flicci, ticia* für *ticca*; auch das *i* in *stœdia, birciæ* kann nicht alt sein.

[2]) Nach S. Schmitt ist die Hs. an dieser Stelle beschädigt.

[3]) Das aber nicht zu *pallium,* sondern zu *pellis* gehört.



Erklärung geben, glaube aber nicht, dafs es 'dolore garrulus' bedeutet (S. S. 259) und mit ahd. *chrôn* und ne. *croon* etwas zu tun hat. Letzteres ist nach dem NED. niederdeutsch; ahd. *chrôn* hat natürlich *ô* < wgerm. *au* und ist nicht mit *krähen* verwandt!

192. Eine sehr kühne Etymologie von ae. *snægl,* ne. *snail* gibt Whitman a. a. O. 382: es komme von ae. *snaca,* ne. *snake* „with *g* for *c*". Dieses Wort gehört nach S. 392 zu ae. *snīcan.*

193. Derselbe erwähnt S. 386 ein angebliches ae. *tāxan* 'rubetae, ranae', aber nach Hausknecht, Angl. VI, 100 ist hinter dem ersten *a* ein *o* eingefügt, d. h. das Wort ist in *toxan* verbessert! Vgl. auch Napier, JGPh. 2, 359 ff.

194. Das S. 387 besprochene *anawyrm* kann unmöglich das got. Präfix *ana-* enthalten. Sollte das Wort etwa aus *aan-* oder *ang-wyrm* entstellt sein? *Wyrm* selbst hat aber nichts mit skr. *krimi,* lit. *kirmis,* air. *cruim* zu tun, wie Whitman S. 388 nach veralteten Anschauungen meint.

195. *Nǣdre,* as. *nādra,* ahd. *nātara* haben langen Wurzelvokal; S. 390 f. ist fälschlich kurzer angegeben.

196. Der *slāwyrm* (cf. S. 392) heifst doch schwed. *slå,* nicht *sla* und hat nichts mit got. *slahan* zu tun. Nach Falk-Torp ist die Grundform **slaihwō,* zu lit. *slë̆kas,* preufs. *slayx* 'Regenwurm'; vgl. noch norw. *sleva* oder ist es *slāw-wyrm?*

197. Ein neues Tier (Pflanze!) erscheint S. 393 als *wyna.* Whitman zitiert dazu das ae. Runenlied V. 37: *wynan on ēðle,* obwohl dies längst in *wyn on ēðle* gebessert ist!

198. Sollte in *æferþe,* das Schlutter S. 395 erwähnt, nicht auch das unter Nr. 188 besprochene *ferþ* stecken?

199. Das Part. Prt. *āfanden,* das S. S. 396 unten aus *āfandan* entnimmt, ist einfach Schreibfehler für *āfandad.*

200. *Beþian* und *beþettan* werden S. 397 mit langem Vokal angesetzt. Woher sollte dieser wohl kommen? Das daselbst aus Tusser angeführte *hier* ist eher ein Druckfehler für *care* als = ne. *hire,* ae. *hȳr,* nhd. *Heuer.* Wie könnte *hire* wohl 'Sorge' bedeuten? Die Zusammenstellung mit ne. *shire,* ae. *scīr* = ahd. *scīra* (und lat. *cūra?*) ist völlig verkehrt, denn diese gehören ja in die *i*-Reihe, ae. *hȳr* aber enthält germ. *ū*!!

201. Sollte *bogen* wirklich eine „Nebenform" von *boþen* sein, wie S. S. 399 annimmt? Man bedenke, dafs die Hs. der Læcebōc von Schreibfehlern wimmelt, vgl. L. Schmitt, a. a. O. S. 21 ff.

202. Die von S. Angl. XXXI, 56 zitierte Stelle setzt einen Inf. *clæppan* voraus, da *clæppaþ* doch der Plural ist!

203. S. 56 ff. wird über *circian* und andres breit und phantastisch gehandelt. Die Ausführungen über den Reisesegen (S. scheint nicht einmal dessen poetische Form erkannt zu haben), sowie die Textbehandlung und Übersetzung sind aber so voller Fehler,[1]) dafs eine Widerlegung im einzelnen nicht möglich ist. Nicht einmal der Abdruck in Wülkers Bibl. der ags. Poesie I, 328 ff., sowie dessen Kollation, ib. II, 202 f. werden erwähnt! — *circian* 'turn' kann schon deshalb nicht richtig sein, weil es mit *simble* alliterieren müfste! *Worcsige* und *wordsige* sind keine Adjectiva, *sice* bedeutet nicht 'seufzen' (l. *stice* 'Stich') usw. usw. Ein Beispiel genüge: *windas gefrān circinde wæter simble* : *gehāl ēþe wið ěallum feondum freond ic gemēte* übersetzt S.: „nicht solche Winde, von denen ich gehört, wie sie in stetem Aufruhr die See erhalten; dann werde ich mit Leichtigkeit mein Leben vor aller Fährlichkeit bewahren und nur Gutes wird mir begegnen.“ Man glaubt sich um Jahrhunderte zurück versetzt!

204. Eine neue Etymologie von ne. *girl* wird uns S. 62 aufgetischt: es soll zu χεράς 'Flufskies' etc. gehören, wozu er auch die *Gera* und schles. *gören* 'Kanal' und ae. *gerae* : *riui aggerum, congregatio aquarum* stellt! Was soll denn *girl* 'Mädchen' mit Flufskies etc. zu tun haben? Darauf erhalten wir keine Antwort, nur behauptet S. S. 63, die Glosse *gyrl-gyden*: 'Vesta' sei nicht richtig, sondern müfste in *gyrela gyden* verbessert werden, indem der Glossator *Vesta* mit *vestis* zusammenbrachte!

205. Die Glosse *recensendos* : *geedyppole* wird S. 64 zu einem *geedhȳpian* gestellt, nachdem sie vorher (wo?) auf *geedhyspolian* zurückgeführt war. Beides gleich unwahrscheinlich; man lese *geedyppode*, zu *-yppian* (vgl. *yppan*).

206. Das ib. erwogene *betōþeaht* für *betotheed* : '*intenta*,

[1]) Anders urteilt freilich Grendon in seiner Ausgabe der „Anglo-Saxon Charms“ im Journal of American Folk-Lore XXII, 105 ff., der die Ausgaben S.s „scholarly critical editions“ nennt (S. 108) und von den Übersetzungen S. 109 f. sagt: „but in these he has combined scholarly accuracy and literary charm in so unusual a manner as to establish a standard which later translators will find it no easy matter to attain.“



sollicita' erweckt grofse Bedenken. Nach *intentabat* : *beotode* Napier OEGl. 127, 4958 ist wohl einfach *beotod* dafür zu lesen.

207. Das ahd. *wulluh,* ae. *wulluc* zu *wellan* gehört, hat wohl noch niemand bezweifelt, dagegen nd. *wolke* 'Heuhaufen', das S. S. 65 anführt, wird man kaum dazustellen wollen.

208. Die Glosse *manceps carceris .i. servus* : *agend* fasse ich nicht mit S. S. 66 als Abkürzung von *āgen-ðeow,* sondern es ist = *cwĕarten-wĕard.*

209. Ein *āwlæht* : *decolor* zu *āwlæcean,* das S. S. 66 annimmt, wobei er *decalor* als Vorlage des Schreibers vermutet, ist gewifs in *āwlæt* (Part. Prt.) zu bessern, vgl. *deformatur* : *āwlæt* Napier, OEGl. 13, 449; *deformatos* : *āwlætte* ib. 19, 650; *deturpas* : *awlætende* 95, 3586.

210. Das dunkle *claua* : *casebill* hat schwerlich etwas mit isl. *kasa, kast* zu tun, wie S. S. 66 vermutet.

211. Warum zwei Verba *cyrpsian* anzunehmen seien, wie S. S. 68 behauptet, vermag ich nicht einzusehen.

212. Das von S. S. 69 angeführte *palladios* : *dwællice* ist wohl für *dwǣslice* oder *dwollice* verschrieben.

213. S. S. 70 erwähnt nicht, dafs Bosw.-Toller das *raptat* (l. *captat*) : *wylcþ* der Prud.-Gll. als *wyleþ* = got. *wilwiþ* liest. Ne. *to filch* ist erst seit 1561 belegt und kommt als Slang-wort fürs Ae. nicht in Betracht.

214. Im Wand. V. 77 steht *hrȳþig* doch sicher für *hrīþig* 'beschneit'; wie kann man da, wie S. S. 70 tut, Verwandtschaft mit *hrūð(a)* 'Räude' annehmen, das noch gar nicht einmal sicher ist?

215. Ae. *ferht* 'probus' wird ib. aus *fer-eht* 'vigorosus' erklärt. Sollte es nicht eher aus *ferht-lic* entstellt sein?

216. Die Erklärung von *gegēmed* in den Gesetzen, das S. S. 71 auf *gymmian* bezieht, mufs ich unbedingt ablehnen.

217. Ebensowenig kann ich der ib. gegebenen Verwandlung von *odorato* : *risiendum* zu *hrensiendum* (sic!) zustimmen; ist vielleicht *soporato* : *drūsiendum* zu lesen? Vgl. zu Nr. 301.

218. Zu *færbēna* S. 138 vgl. jetzt Liebermann, Herrigs Archiv 120, 337 ff.

219. Wenn S. S. 523 *dox* und *geþūhsian* gleichstellt, um das rätselhafte *þ(r)istra* : *coniuncla* mit *distæf* zusammen bringen zu können, so hat er damit eine recht schlechte Parallele ge-

zogen, da natürlich *dox* (zu lat. *fuscus*) mit *þūhsian* nichts zu tun hat. Ebenso wenig werden me. *derke* und *therke* gleich sein (das NED. vergleicht noch as. *thim* und ae. *dim*). Bugge nahm ja in PBr. B. XII, 399 ff. Wirkung des Vernerschen Gesetzes auch im Anlaut an, aber darin kann ich ihm nicht folgen. Was *dĕorcung* = *dĕorcung* bedeuten soll, entgeht mir, für *gistra*: *pictor* l. *gristra*.

220. Die Zugehörigkeit von *wēsa* zu *wōs* wird durch ne. *soaker*, wie B.-T. übersetzt, doch klar genug; ich verwerfe daher S.s Zusammenstellung mit *wāsend*, *wǣsend* (S. 527), die auch lautlich unmöglich ist. Auch *wǣl* 'gurges' = as. *wāl* hat nichts damit zu tun! Ob *wǣser* 'bulimus' zu *wǣsend* gehört, ist mir auch zweifelhaft, *wāxgĕorn* 'edax' mit lat. *vēscor* zusammenzustellen, scheint mir ebenfalls unmöglich.

221. Wenn *wade* 'sagenae' zu ahd. *wate* gehörte (S. 528), müfste es doch *wæde* lauten! Wenn aisl. *vaðr* zu got. *gawidan* gehört, kann dies doch nicht mit aisl. *veiða* zusammengestellt werden!

222. Das ib. besprochene *soles*: *rugosae* ist schwerlich mit S. in *rifoles* zu verwandeln, sondern ist der Gen. von *sōl* 'schmutzig' (westf. *saul*), wozu das Verbum *āsōlian* gehört, verwandt mit ae. *salo* und lat. *salīva*. Es nur eine ungenaue Übersetzung des lat. Wortes.

223. Dafs *gorettan* 'stare, gaze' und ∼ 'emit, pour forth' dasselbe Wort seien, ist kaum glaublich, trotz Napier und S. S. 530. Sollte letzteres nicht zu *gor* 'dirt, filth' (ne. *gore*) gehören? Ersteres läfst sich vielleicht mit aisl. *gaurr* 'plumper, ungezogener Kerl' zusammenstellen?

224. Ae. *gȳpiende* und *gȳpung* gehören nicht, wie S. ib. meint, zu aisl. *gap* und nhd. *jappen*, sondern zu ae. *geap*, *gope*, *gype* (vgl. S. S. 522).

225. Das S. 532 besprochene Part. *ingerǣhte* kann natürlich nur zu *rǣcan* 'reichen' (ne. *reach*) gehören, nicht zu *raca*!

226. Da ne. *string* auf ae. *streng* beruht, kann das S. 539 erwähnte *stirgit* nicht wohl = *stringit* (= ne. *strings*) sein.

227. Die über ae. *disme* 'moschus' Anglia 30, 124 und 32, 515 ausgesprochenen Vermutungen werden erledigt durch Falk-Torps Ausführungen in ihrem Norw.-dän. etym. Wtb. I, 140, wonach dän. *desmer*, schwed. dän. *desman* < mnd. *desem* < as. *desamo* stammen; der Übergang von *b* > *d* beruht auf Dissi-

milation, wie in ahd. *desemer* = mnd. *besemer*, norw. *dempel* = dän. *bimpel*. Somit kommen weder *θέσφατος* noch air. *dess* in Betracht, noch auch *þism* 'vapour'.

228. Ich sehe nicht ein, warum *glæsen-eage* : 'glaucus' nicht zu *glæs* 'Glas' gehören soll; man mufs an die blau-grünliche Farbe des alten Glases denken (vgl. lat. *vitrum* 'Glas' und 'Waid'). Den kelt. Ursprung von *glæsen*, den S. Angl. 33, 138 verficht, weise ich demnach zurück.

229. Ae. *mǣl-dropa* : 'saliva' (ib.) wird ebensowenig keltisch sein, sondern zu got. *mēl* 'Fleck' und ae. *gemǣl* 'marked, stained', ahd. *māl* 'Mal' gehören, vgl. das danebenstehende *horh*.

230. Dafs in ae. *billere*, ne. *bilders* das bekannte *bile* 'Schnabel' stecke, wie S. S. 141 annimmt, glaube ich nicht. Ebenso verunglückt ist die Deutung von *randál* < *rand* (ib. [3]), denn nach Weigand-Hirt ist dies zu *rant* 'Lärm' gebildet, wozu wohl auch ne. *rant* = nl. *ranten* gehört. Ne. *bellrays* ist offenbar eine volkstümliche Umbildung, denn auch ae. **bill-ragas* (zu *ragu*?!) wäre doch **bilraws* geworden!

231. Wie ae. *slaegu, slęgu* : 'litharg(yr)um' das Substantiv zu *slāw, slǣw* sein kann (S. S. 387), wird andern ebenso unbegreiflich erscheinen, wie mir (vgl. auch Nr. 99). Sollte die ne. Bedeutung 'sluggish' vielleicht der Anlafs zu dieser Behauptung gewesen sein? Das ib. erwähnte *scleagende* hat schon Napier gut in *sleaciende* gebessert.

232. Das von S. Angl. 35, 149 besprochene *sūl-æx* erscheint auch im Mnd. als *sūl-exe* 'zweischneidige Axt', westf. *sūl-ęxe* (Woeste) 'schwere Axt der Zimmerleute zum Einhauen der Zapflöcher'. Das erste Element ist wohl ae. *sȳl* 'Säule, Pfosten'.

233. Dafs *bruncus* : *cuscuta* aus *brūcus* : *lucusta* verderbt sei (ib.) ist wenig glaublich. Eher liegt eine Lücke oder ein Irrtum des Schreibers vor!

234. Die Glosse ib. *crat*^{9} : *bûlla* steht doch wohl für *crater* : *bolla*, nicht für *cyatus* : *bolla*.

235. S. vermifst Angl. 36, 68 bei B.-T. *maga-* und *mete-þihta*, während es doch im Ags. Wtb. unter *þiht* angeführt ist. Hier wird es zu me. *thight*, mhd. *dīhte*, aisl. *þéttr* 'dicht' gestellt, was mir jedoch wenig gefallen will. Wenn S. es richtig zu *þeon* 'gedeihen' stellt, mufs es langes *ī* < *ȳ* haben, denn es ist natürlich *þȳhtig* < urgerm. **þuvhtīgaz* zu lesen! Aber

kann *þȳhta* 'Stärker' bedeuten und was soll man sich bei 'Speisestärker' denken? Schliefslich könnte *þihta* auch altes *-i-* haben und zu *þicgan* 'empfangen' gehören.

236. Es liegt doch wohl näher, in *æsceue* ein *āwēsted* zu sehen, als mit S. S. 76 ein ursprüngliches *āstifecod.* Letzteres ist übrigens mit *ī* < *ȳ* zu schreiben und gehört zu aisl. *stȳfa,* vgl. B.-T. unter *stȳfecian.* Wenn *aswefecad* nicht Verschreibung von *āstȳfecad* ist, möchte ich es doch nicht zu *forswefian* stellen.

237. Das S. 74 besprochene *wyrðing, wyrðe-* und *wyrþen* gehört doch wohl zunächst zu as. *wurð* 'Boden', ae. *wĕorð, wyrð, wurð, worðig* usw., nnd. *wörde, wurt* 'Ackerland um die Wohnstätte', das Weigand-Hirt zu nhd. *Werder* und ae. *waroð* stellt. Beziehung auf lat. *vertere* ist ausgeschlossen, die ursprüngliche Bedeutung ist 'Erhöhung'. Auch Entstellung von *wryðen* < **wirden* lehne ich ab.

238. Die Erklärung von *ar(s)gang* aus *ārgang* 'Erzgang' oder *arg-gang* 'Arg-Gang' S. 378 f. gehört zu den wunderlichsten Erzeugnissen Schlutterscher Phantasie. Mufs denn so etwas immer wieder gedruckt und widerrufen werden?

239. Dafs ae. *þridian* 'überlegen, zögern' eine Nachbildung von lat. *tertiāre* sei (S. 379 Anm.), glaube ich nicht, trotz des ne. scherzhaften *to third*, dessen Entstehung ja deutlich ist.

240. Wenn ae. *cip* : *cadurcum* wirklich 'Zelt, Bude' bedeutet (vgl. Angl. 37, 46), könnte man es zu dän. *kippe* 'elende Hütte, Wirtshaus' stellen, aber *cadurcum* heifst doch 'Decke, Bett'! Zusammenhang mit lat. *gibbus*, nhd. *kipf* — nach Weigand-Hirt vielleicht zu ahd. *kipfa* 'Runge' und frz. *giberne* — mufs ich ablehnen. Aber *cadurcum* steht wohl für *caduceum* 'Stab', dann ist *cip* ganz in der Ordnung.

241. *Codic* heifst dän. *kiddike*, nicht *kidik,* wie S. S. 48 schreibt. Falk-Torp bringen weiteres über Formen und Etymologie des Namens.

242. Ae. *cumendre* : *'commater'*, das S. 52 besprochen wird, ist wohl an *commendāre* angelehnt. Vgl. zum Begriffe noch Anglia 38, 251 f.

243. Ein ae. *scinn* 'Fell, Haut', das S. Angl. 40, 260 ff. annimmt, ist schon darum unmöglich, weil ais. *skinn* < **skinþa-* entstanden ist, vgl. nhd. *schinden.* Die von S. angeführten

späteren Formen mit *ch-*, *sh-* beweisen also nichts. Echt englisch müfste das Wort ae. **scīð* lauten! Das später behandelte ne. *shindle* wird ebensowenig hierher gehören.

244. Wie die Glosse *caucale* : *ease* *ł* *næster* auch zu erklären sei (vgl. ib. 344 f.), unser nd. *öse* gehört nach Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wtb. unter *øsken* nicht zu *öhr* und *ohr*, sondern zu ais. *ǽs* 'Schuhloch für den Riemen' und lat. *ansa*, setzt also eine Grundform **ansjā* voraus. Zum lautlichen vgl. ndd. *gȫse* 'Gänse'. Demnach könnte ae. *ease* nur 'Schöpfgefäfs' — zu ais. *ausa* — bedeuten. Vgl. auch Nr. 284.

245. Zu den Formen von *Epheu*, die S. S. 348[1]) bezweifelt, vgl. Björkman, ZfdW. II, 226. Zu ἴψος vgl. den Artikel *ἰψόν* S. 388 und 1114 bei Boisacq.

246. Das S. 347 besprochene *bysn* : *fermentum* ist doch wohl das bekannte *bȳsn* 'Beispiel', sei es in freier Übersetzung, sei es, dafs der Glossator oder Schreiber *exemplum* für *fermentum* gelesen hat. Aus diesem *bysn* ein *bys* < *bǣs* zu machen, bereitet S. keine Mühe. Dann müssen auch **holeg* und *īfig* ältere Formen sein als *holcgn* und *īfegn*, ja sogar das me. *hesn* soll die Grundform von ae. *hǣs* < germ. **hait-tisein*, das S. selbst S. 348 so erklärt! Ein Verbum *bātan* neben *bītan* anzusetzen, ist geradezu eine grammatische Ungeheuerlichkeit.

247. Das von S. S. 352 ff. erörterte *āwel*, *-ul* 'Haken, Gabel' könnte aus dem Präfix *ā-* und einer Erklärung von der Wurzel **vel-* im got. *wilwan* 'rauben', lat. *vellere*, *voltur* sein, also 'Abreifser' bedeuten, vgl. *ācumba* 'Werg' (ne. *oakum*).

248. Ae. *scǣnan*, ahd. *an-*, *ir-skeinen*, ais. *skeina*, die S. S. 506 bespricht, haben mit lat. *scīre* nichts zu tun, sondern gehören zu unserm *schief*, vgl. Falk-Torp unter norw. *skjene* 'durchgehen'.

249. Die von Kluge in Techmers Internat. Zeitschr. f. allgem. Sprachwiss. II, 116 ff. herausgegebenen *Indicia monasterialia*[1]) enthalten eine Anzahl schwieriger und verderbter Wörter, von denen die meisten bereits durch Logeman, E. St. XII, 305 ff. erklärt sind. Einige bedürfen jedoch noch der Aufklärung, so *cwoca* Nr. 61. Es ist wohl verschrieben oder

[1]) Vgl. dazu noch Mone, Anz. f. die Kunde der deutschen Vorzeit VIII, 93 f., wo zwei lat. Texte erwähnt werden.



verdruckt für *cwaca* (Inf. *cwacian*); Kluges Übersetzung 'stofse' ist nicht ganz genau. B.-T. verzeichnet auch die Form im Suppl. unter *cwacian*. Weniger wahrscheinlich steht es für *cwece* (Inf. *cweccan*).

250. Ähnlich ist in Nr. 66 *strocca* für *strāca* gesetzt (ne. *stroke*), das in Nr. 99 erscheint.

251. In Nr. 71 steht ein seltsames Verbum *stagan*; es heifst vom Aal: *swāswā mon æl dēð, þonne hine mon on spite stagan wyle.* Kluge übersetzt 'stecken' mit Fragezeichen. Der Schreiber hat wohl *āgan* 'haben' gemeint, indem er gleichzeitig an *stician* dachte. Ne. *steak* kommt schwerlich dabei in Betracht.

252. Der Imp. *clam* in Nr. 72 hat nichts mit *clǣman* 'schmieren' zu tun, sondern steht offenbar für *clem* (Inf. *clemman*) und in der Übersetzung mufs es heifsen: 'so klemme deine linke Hand zusammen', nicht: 'breite aus'! Dasselbe gilt für Nr. 75. B.-T. hat dies auch im Supplement richtig gestellt. Auch in *wælerum* Nr. 82 steht *æ* für *e*, desgl. in *wænd* und *twængc* Nr. 84, *trændel* Nr. 123.

253. Was ist *institiam* Nr. 79, das Kl. mit 'Schale' übersetzt? Nach Logeman a. a. O. hat die Hs. übrigens *institian*.

254. In Nr. 88 begegnet ein rätselhaftes *on midden,* das nach Nr. 109 wohl in *þone midde⟨mista⟩n* zu bessern ist.

255. In Nr. 81 findet sich ein Subst. *blêde* im Gen. *micelre blêde* — so von Kl. angesetzt —, das er mit 'Schale' übersetzt. Da der Nom. als *bledu* belegt ist (vgl. B.-T. Suppl.), mufs das Längezeichen fehlen! Das Wort steht gewifs mit *blæd* 'Blatt' im Ablaut, vgl. lat. *patera* 'Schale' zu gr. *πέταλον* 'Blatt'.

256. Ae. *intinga* 'affair, business; cause of complaint; cause' wird bei Sweet wegen der spät-nordh. Form *inþing* auf *þing* bezogen, während B.-T. und Hall keine Etymologie bieten. Doch stellt schon Ettmüller, Lex. anglosax. S. 526 unser Wort richtig zu *geting* (er schreibt *-tinge*) 'Bedingung', **tingan, getang, getenge, tengan, tange*; falsch ist aber die weitere Hinzufügung von *tunge*, *getynge* und *tungol*. Das st. Verbum *getingan* 'drängen' ist einmal im Andreas V. 138 belegt, *getanglice* 'zusammen' in der Benediktinerregel, die andern Wörter sind häufiger. Dazu gehört noch *samtinges* 'sofort, sogleich, unmittelbar'. Die Grundbedeutung von *intinga* dürfte danach



'Anliegen' sein, woraus sich alle andern Bedeutungen leicht erklären lassen. — Nach Much würde auch ne. *tight* hierher gehören, vgl. E. St. XXVII, 272.

257. Dafs *good-bye* nicht mit Franz, E. St. XXIV, 344 ff. aus *God buy you*, sondern aus *God be wi' ye* entstanden ist, dürfte aus den Ausführungen des NED. zur Genüge hervorgehen. Es scheint aber noch niemand nach dem Ursprung dieses Grufses gefragt zu haben. Er stammt m. E. aus dem *Dominus vobiscum* der röm. Mefs-Liturgie, woraus er denn, wie das bekannte *benedicite*, zum allgemeinen Grufse wurde, zunächst wohl seitens der Priester.

258. Wülfing bespricht E. St. XXVI, 453 *bleoh*, ohne zu erkennen, dafs darin zwei ganz verschiedene Wörter stecken, nämlich 1. dän. *bly*, älter *blu(g)*, schwed. norw. *blyg*, ais. *bljūgr*, mhd. *blūc, bliuc*, ahd. adv. *blūgo* 'schüchtern', verwandt mit ae. *āblycgan* 'erschrecken', *ungeblȳged* 'unerschrocken', lit. *blúkszti* 'schlaff werden' etc., vgl. Falk-Torp, Norw. dän. etym. Wtb. unter *bly* adj.; 2. ae. *bleoh*, as. afr. *blī* 'Farbe', 'Gestalt', ne. *blee*. Letzteres ist wohl verwandt, mit ahd. *blīo*, ais. schwed. dän. *bly* 'Blei', lit. *blaivýtis* 'sich aufklären', ae. *blāt* 'blafs', ahd. *bleizza* 'Blässe', asl. *blědŭ* 'blafs, bleich', vielleicht auch mit ae. *blīðe*, got. *bleiþs* etc., vgl. a. a. O. unter *blid* und *bly* subst., sowie Wortschatz der germ. Spracheinheit S. 286. — Das *unbleo* 'praeclara' von Ps. 15, 6 steht wohl für *an-, on-bleo* und übersetzt also genau das lat. Wort, vgl. *unhār* Beow. 357 = *anhār*, *uncȳðig* El. 961 = *ancȳðig*, wo *an-* verstärkend steht, wie bei *an-mōd* 'entschlossen', vielleicht auch *ambyre* 'günstig' (E. St. 27, 223, Nr. 5).

(Schlufs folgt.)

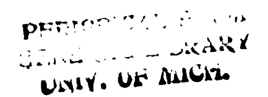
Kiel, im März 1921. F. Holthausen.

[10. 10. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.



Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIV. Bd. | Dezember 1923. | Nr. XII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Beowulf and the Fight at Finnsburg. Edited, with Introduction, Bibliography, Notes, Glossary, and Appendices [1]) by **Fr. Klaeber.** D. C. Heath & Co., Publishers. Boston, New York, Chicago 1922. — CLXIV u. 412 Ss. 8°.

Dafs die lange erwartete Beowulfausgabe von Fr. Klaeber etwas besonders Gutes werden würde, daran konnte keiner zweifeln, der die in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichten gründlichen und weitausholenden Vorstudien des gelehrten Verfassers gelesen hatte. Wir haben in der Tat ein Werk erhalten, das in jeder Beziehung als mustergültig zu bezeichnen ist, das aber wohl die meisten deutschen Anglisten sich des Preises wegen nicht werden anschaffen können. Darum sei es hier wenigstens etwas eingehender skizziert!

Die Einleitung umfafst folgende Kapitel: 1. Argument. 2. The fabulous or supernatural Elements. 3. Historical Elements. 4. Christian Coloring. 5. Structure of the Poem. 6. Tone, Style, Meter. 7. Language, Manuscript. 8. Genesis of the Poem. — Daran schliefst sich eine umfassende Bibliographie, gegliedert: a) Manuscript, b) Editions, c) Translations, d) Literary Criticism. Fabulous and Historical Elements, e) Textual Criticism and Interpretation, f) Language, g) Style, h) Versification, i) Old Germanic Life, k) Old Norse

[1]) An Tafeln sind beigefügt: Abbildungen von zwei Seiten der Hs., des Gokstader Bootes, der Bronzeplatte von Öland (zwei Krieger darstellend), eines eisernen Helmes mit Bronzeplatten aus Vendel in Uppland, eines Steingrabes auf Seeland und eine Karte der Ost- und Nordseeländer mit ihrer früheren Bewohnerschaft.

Parallels nebst einem Nachtrag, die Zeit von 1918—22 umfassend. Die meisten dieser Abschnitte sind dann wieder reich gegliedert und eingeteilt.

In der Besprechung der sagenhaften und mythologischen Elemente der Beowulf-Dichtung lehnt K. Panzers Heranziehung der Bärensohnmärchen ab, desgleichen die von altirischen Einflüssen, während er die Beziehungen zur Grettis- und Hrólfssaga als sehr bedeutend ansieht. Aus einer früheren Mischung der Urelemente dieser beiden Erzählungen ging nach ihm in England schliefslich unser Epos hervor. Beowulf I, der alte Dänenkönig, ist an Stelle eines ursprünglichen Kulturgottes *Beaw* = *Ing* = *Frea* getreten. Die historischen und ethnographischen Verhältnisse des Liedes sind sehr eingehend und mit kritischer Vorsicht behandelt; die *Geatas* werden richtig den altnordischen *Gautar* (schwed. *Götar*) gleichgesetzt, die Jütenhypothese ist also verworfen. Die Charakterisierung des Gedichtes nach Plan, Episoden, Reden, Ton und Stil ist vorzüglich, das Kapitel über die Metrik etwas kurz, dasjenige über die Sprache dagegen sehr eingehend (Laut- und Formenlehre nebst Syntax). Auch die Handschrift wird genau beschrieben, selbst die Abkürzungen und Akzente finden Berücksichtigung. Die gründliche Behandlung der Verfasserfrage kommt zur Annahme éines Dichters, obwohl einige kleinere Änderungen und Zusätze von späterer Hand nicht als unmöglich bezeichnet werden. Hier dürfte aber eine von Sievers zu erwartende Darlegung auf Grund der Stimmprobe zu andern Ergebnissen führen!

Der Text hält die richtige Mitte zwischen starrem Festhalten an der Überlieferung (wie der alte Heyne-Socin) und allzu grofser Freiheit (wie bei Trautmann). Die Fufsnoten sind zugleich eine Art kritischer Kommentar, da nicht blofs, wie in meiner Ausgabe, die Lesarten der Hs. und die Urheber der aufgenommenen Konjekturen verzeichnet werden, sondern auch andere Vorschläge, als die in den Text gesetzten. Es ist natürlich unmöglich, in dieser Anzeige auf Einzelheiten einzugehen, zumal häufig eine Entscheidung nicht mit absoluter Sicherheit gefällt werden kann, wenigstens wenn man nicht über die ultima ratio der Stimmprobe verfügt! Nur einige Bemerkungen möchte ich machen. Ist nach V. 31 vielleicht eine Lücke anzunehmen? Nach 69 nimmt K. eine solche an,

wodurch der seltsame Positiv vor *þonne* seine Schrecken verliert. V. 305 f. bessert neuerdings Kock zu *ferh* (ein Eber) ***wearde héold, gūþmōd, grimmon*** (D. Pl.), was mir besser gefällt als Klaebers *ferhwearde héold gūþmōdgummen,* mit dem anstöſsigen Wechsel des Numerus (nach *eoforlīc scionon*). V. 945 scheint mir ***nǣnigra*** doch schlecht in den Vers zu passen. Das ***þāra*** in V. 1015 ist neuerdings von Kock gerechtfertigt worden. Das 'Banner mit Schwertgriff' (***hiltecumbor*** V. 1022) wirkt doch zu seltsam, um Glauben zu finden. Der Schreiber unserer Hs. hat ja oft genug die stumpfsinnigsten Fehler gemacht! V. 1086 setzt Kock kein Komma hinter ***gerȳmdon*** und faſst ***healle*** als Genitiv. V. 1197 ist Trautmanns ***nǣnne*** metrisch besser als ***nǣnìgne.*** V. 1728 liest jetzt Kock (Anglia 46, 88) ***lufne.*** Eine andere Auffassung von V. 1807 ff. macht jetzt wieder Kock, ib. 90 geltend, ebenso von V. 1931 f. ib. 44, 102 f. Zu 2034 f. vgl. denselben ib. 46, 173. Die Verse 2212 ff. ergänzt Kl. zum Teil anders als ich; die Ergänzung von V. 2215 b: ***forþ nēh gefealg*** ist aber metrisch falsch, da ***forþ*** mit dem 1. Halbvers ***niððа nāthwylc*** nicht alliteriert!

Auf S. 121—217 stehen die Anmerkungen, die durch ihren Reichtum, ihre Gründlichkeit und Gelehrsamkeit geradezu Staunen erregen. Wenn auf abweichende, selbst verkehrte Ansichten anderer Forscher eingegangen wird — und K. berücksichtigt so gut wie alle vorgebrachten Erklärungen — so geschieht das in durchaus sachlicher und höflicher Weise, woran sich einige Zeitgenossen ein Muster nehmen könnten. Auch hier will ich nur einiges herausgreifen. Könnte V. 703 der Dichter vielleicht an Jesus mit den Jüngern in Gethsemane gedacht haben? Zu 1931 f. ist eine neue Erklärung Kocks zu vergleichen, der *fremu* als Namen faſst. V. 3115 liest jetzt Kock *weaxeð*; will man am Infinitiv festhalten, so kämen etwa die Verba *wǣcan, wǣgan, wǣlan, werdan* in Betracht.

An den Beowulftext schlieſst sich das Finnsburgfragment, dem dieselbe Sorgfalt zugewendet ist. Zu S. 224, II hätte noch auf das ndd. Gedicht von Ermenrichs Tode verwiesen werden können, das auch den Charakter des Heldenliedes schön bewahrt hat. Wenn *uǣfre* am Ende von V. 1 seltsam genannt wird, liegt die Besserung in *wǣfre* nahe. *Celæs* in V. 29 steht vielleicht für *clǣsnod*?

S. 239—253 folgt Appendix I: Parallels, d. h. Stellen aus der altenglischen, skandinavischen und lateinischen Literatur des Mittelalters, die ein Licht auf die ae. epische Dichtung werfen. Die ausgehobenen Stücke sind teils im Original, teils auszugsweise in Übersetzung gegeben. — Ein 2. Appendix: Antiquities (S. 254—257) verzeichnet unter Stichwörtern wie *kingship*, *comitatus*, *kindred* usw. die ae. Wörter dafür aus der epischen Dichtung nebst Verweisen auf die entsprechenden Stellen. — Ein 3. Appendix: Textual Criticism gibt eine dankenswerte Übersicht von grammatischen und metrischen Eigentümlichkeiten des Textes, die teils geändert, teils beibehalten sind. Dafs K. *trūwǫde* statt *truwode* schreibt, ist bedauerlich und irreführend, da ja eine Form *trūwde* unmöglich ist! Der V. 3157 a: *hlǣw on hliðe* wird durch das richtige *hlīðe* gebessert. — Als 4. Appendix erscheinen Waldere, Deor und ausgewählte Teile von Wīdsīð, aber ohne Anmerkungen und Einleitungen.

Das sehr ausführliche Glossar (S. 273—401) ist ebenfalls eine hervorragende Leistung und verdient alles Lob. Die Belege sind erschöpfend, alle Formen verzeichnet, Etymologien und Verweisungen auf die Literatur fehlen nicht. Zu *scennum* verweise ich auf ofries. *schunnah* 'Heft' im Wurstener Glossar.

Den Schlufs bildet das Verzeichnis der Eigennamen des Beowulf und des Finnsburgfragments mit Erklärungen und Nachweisen sowie der in letzterem allein vorkommenden Wörter.

Nach einer Anmerkung auf S. CLV wurde das Manuskript des Buches im Juli 1918 abgeschlossen und in die Presse geschickt, aber der Verf. hat in zahlreichen Zusätzen die Literatur bis zum Jahre 1921 verwertet. Seitdem ist wohl einiges Neue hinzugekommen, z. B. die Bemerkungen Kocks zu einzelnen Stellen, aber im Ganzen dürfte das Buch dem heutigen Stande der Forschung entsprechen. Es ist ein glänzendes Zeugnis dafür, was deutscher Fleifs und Scharfsinn zu leisten vermag und es darf uns in dieser bösen Zeit mit freudigem Stolze erfüllen, dafs ein Sohn unsres schwergeprüften Volkes den englisch sprechenden Völkern in Europa und Amerika die beste Ausgabe ihrer gröfsten nationalen Dichtung aus dem früheren Mittelalter geschenkt hat. Die Kultur der „Hunnen" ist doch nicht so niedrigstehend, wie es die Jingopresse

hüben und drüben ihren leichtgläubigen Lesern einzureden gesucht hat!

Kiel. F. Holthausen.

C. W. von Sydow, Beowulf och Bjarke.

A. u. d. T.: **Studier i nordisk filologi**, utgivna genom **H. Pipping**, XIV, 3. Helsingfors 1923. — 46 Ss. 8°.

Der auf dem Gebiet der Beowulfforschung nicht unbekannte Verfasser beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit der Frage, ob B. mit dem nordischen Sagenhelden Bǫđvar-Bjarke identisch sei und in welchem Verhältnis der Grendelkampf zu der ähnlichen Episode in der Grettissaga steht. Auf Grund eindringender Kritik der bisherigen Aufstellungen, besonders der Untersuchungen Panzers und Boers, kommt er zu wichtigen Ergebnissen, die auf S. 44ff. kurz zusammengefafst sind, nämlich 1. dafs B. und Bjarke[1]) ursprünglich wohl dieselbe historische Person waren; 2. Bjarkes Verwandlung des feigen Hjalte in einen Helden hat mit Beowulfs Grendelkampf nichts zu tun; 3. Be. und Bj. haben mit dem Bärensohnmärchen keinen Zusammenhang; 4. Grettis Kampf mit den beiden Unholden stammt indirekt, durch mündliche Überlieferung, aus der Beowulfdichtung; 5. Grendel selbst ist aus irischer Sage zu erklären.

Den letzteren Gedanken hatte Verf. schon auf dem Marburger Philologentage von 1913 ausgesprochen und verspricht ihn demnächst auf Grund eindringender Studien näher zu begründen. Aus der irischen Sage stammt auch die von Chambers aus französisch-Flandern beigebrachte Erzählung von Jean l'Ourson. — Auch mancherlei andere Punkte werden berührt. So hält S. die Bezeichnung des Schwertes *Gullinhjalti* in der Hrólfssaga für eine zufällige Übereinstimmung mit dem *gylden hilt* des Zauberschwertes; andrerseits stammt das *heptisax* der Grettissaga von dem *hæftméce* im Beowulf durch mündliche Überlieferung. Auf letztere legt Verf. grofses Gewicht bei aller Sagenforschung und bedauert mit Recht, dafs Fachleute auf diesem Gebiete bisher selbst in den bestausgerüsteten philologischen Fakultäten fehlten.

---

[1]) Chambers hebt bereits (*Beow.* S. 60) hervor, dafs Bjarke dem Ađils gegen Ále hilft wie Beowulf dem Eadgils gegen Onela.



Ich empfehle das scharfsinnige und gedankenreiche Schriftchen [1]) der Beachtung aller Sagenforscher, speziell auf dem Gebiete der altenglischen und altnordischen Dichtung.

Kiel. F. Holthausen.

Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. Zweiter Band. Renaissance und Reformation. Erster Teil. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Halle a. S. Max Niemeyer. 1918. XV + 581.

Die Neubearbeitung des zweiten Bandes war das letzte, was der im Jahr 1919 verstorbene Literaturhistoriker für seine „Geschichte des neueren Dramas" tun konnte. Wenn die Neuauflage trotz gedrängteren Satzes um 50 Seiten umfangreicher ist als die erste, so liegt die Ursache in der Herübernahme des Abschnittes „Frankreich" aus dem dritten Bande, der durch diese Entlastung Raum für ein Register gewinnen sollte. Im übrigen ist der Aufbau des ganzen Werkes in keiner Weise verschoben, und die eingefügten Zusätze ergaben sich aus der Berücksichtigung der seit 1901 erschienenen neuen Literatur. Gerade für das Renaissancedrama, dessen Entwicklung von den Terenzaufführungen der Pomponianer über neulateinisches Drama und Renaissancetragödie zu dem klassizistischen Lustspiel Frankreichs begleitet wird, hat die Forschung der letzten zwei Jahrzehnte keine umstürzenden Neuergebnisse erbracht, so daſs die Vermehrung nur in verhältnismäſsig geringfügigen Zusätzen besteht. Sie betreffen die Terenzbühne, das florentinische Theater und die Renaissancebühne; sie ziehen als bisher unbesprochene Dramen eine humanistische Verspottung des Philologen Giovanni Battista Pio, die auf Triellas ‚Priscianus vapulans' weitergewirkt haben könnte, und eine deutsche Fassung von Maternus Steyndorffers ‚Comoedie de matrimonio' heran; im übrigen werden für das erste Auftreten weiblicher Darsteller und für die Ausbreitung der ‚commedia dell arte' einige neue Daten beigebracht. Die romanischen Literaturen, namentlich die italienische, stehen in diesem Bande im Vordergrund; das serbo-kroatische Drama

[1]) Nebenbei bemerkt ist das Zitat S. 39 falsch, denn es heiſst *hoc volo, sic jubeo* (Juv. VI, 223) nicht *sic volo*!



Dalmatiens hat ein eigenes Kapitel, die germanischen Literaturen treten dagegen zurück, namentlich die englische, die dafür im vierten Bande zum Höhepunkt geleitet sind.

Dafs es Creizenach nicht vergönnt war, das grofse Werk zu Ende zu führen, mufs angesichts der bewunderswerten Vielseitigkeit und Beschlagenheit dieses sprachkundigen und in allen europäischen Ländern bewanderten Kenners, immer wieder beklagt werden. Unter den Lebenden würde wohl kein einzelner der Aufgabe der Fortführung gewachsen sein. Der Verlag hat die Rollen verteilt, und Monographien über das deutsche, englische und romanische Drama der Neuzeit sollen nun auf den unentbehrlichen Fundamenten, die Creiznachs erste Bände gelegt haben, sich erheben. Hoffen wir, dafs trotz der Ungunst der Zeit der grofsangelegte Bau unter Dach gebracht werden kann, zum Ruhme seines Schöpfers und zur Ehre der deutschen Wissenschaft.

Berlin. Julius Petersen.

Geschichte des neueren Dramas von **Wilhelm Creizenach. Dritter Band. Renaissance und Reformation.** Zweiter Teil. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage bearbeitet und mit einem vollständigen Register zum zweiten und dritten Band versehen von **Adalbert Hämel**, a. o. Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer 1923. XV + 637 S. Preis [Grundzahl] geh. 18.—, geb. 20.—.

Mit vorliegender sorgfältiger Neubearbeitung des dritten Bandes von Creizenachs *Geschichte des neueren Dramas* hat sich Hämel ein grofses Verdienst erworben. Für seine mühevolle Arbeit standen ihm Creizenachs eigene hinterlassene Notizen bis 1913 zur Verfügung, von 1914 ab mufste seine eigene Sammeltätigkeit einsetzen. Von Hause aus Romanist und Hispanist, konnte er auf dem Gebiete des spanischen Dramas besonders wertvolle Ergänzungsarbeit leisten; aber auch der Abschnitt über das englische Drama ist in Text und Anmerkungen mit grofser Liebe und Sachkenntnis behandelt worden, wie sich aus einer Vergleichung mit den entsprechenden Seiten der ersten Auflage leicht ergibt. Von

den gröfseren Ergänzungen und Einschüben im Text des englischen Abschnittes seien angeführt: S. 423: über Mysterienaufführungen in Chester; S. 427: über das Vorkommen von zwei Vices in Moralitäten; S. 432: über die Moralität *Wealth and Health*; S. 437, 446, 450: über politische und religiöse Moralitäten; S. 458: über William Baldwin; S. 486: über M. Bucer in England; S. 501: über das *Play of Patient Grisell.* Als ein paar kleine Nachträge für etwaigen künftigen Gebrauch seien vorgeschlagen: S. 430f.: Erwähnung von F. Bries "Skelton-Studien" in *Engl. Stud.* 37, 1; S. 440f.: Zu Naogeorgus vgl. jetzt auch Fritz Wiener, *Naogeorgus im England der Reformationszeit*, Berlin 1913 [siehe meine Bespr. in Anglia, Beibl. 1919, S. 68]; S. 432: Das *Enterlude of Welth and Helth* ist neuerdings in Holthausens schöner Ausgabe auch in der *Engl. Textbibliothek* Nr. 17 (Heidelberg, Winter 1922) zugänglich. — S. 454, Anm.: Über John Days Übersetzung des *Christus triumphans* vgl. die Vermutung Wieners a. a. O., S. 101—102. Dafs Hämels neuer Index im engen Anschlufs an Paul Ottos Register zu Band I—III (Halle 1904) gearbeitet wurde, hätte im Vorwort erwähnt werden können. — Sehr erfreulich ist die Ankündigung des Verlags, dafs Creizenachs grofses Werk in etwa 13 Bänden bis auf die Gegenwart weitergeführt werden soll und dafs die Bearbeitung der neuen Bände zum gröfsten Teil bereits in guten Händen ruht.

Dresden. Walther Fischer.

O. L. Jiriczek, Specimens of Tudor Translations from the Classics. *With a Glossary.*

A. u. d. T.: **Germanische Bibliothek,** hrsg. von **Streitberg.** I. Sammlung Germ. Elementar- und Handbücher, III. Reihe: Lesebücher VI. Heidelberg 1923. X + 200 pp.

The present text-book is a very happy idea. The author has selected for publication a collection of Tudor translations from Virgil, Ovid, Horace, and Homer. The translators are Gavin Douglas, Surrey, Th. Phaer, Stanyhurst, Arthur Golding, Turberville, Drant, Arthur Hall, and Chapman. In this way we have got easily accessible samples of that important

branch of English literature which was the most immediate outcome of the interest taken by the Renaissance in the language and literature of Antiquity. From the point of view of the literary historian, this subject has been terribly neglected, and the students — particularly continental ones — of the spirit of the Renaissance in England owe much gratitude to the editor. But it need hardly be pointed out that linguistics will profit from the book as much. It is a real find for the study of the semasiology as well as the syntax etc. of early modern English.

As to the manner in which the editor has acquitted himself of his task, there is room for different opinions as to the best way of presenting early modern English texts to the student. Many editors do not think that, in this case, the extreme care observed over against MSS. would be justified. The author, however, confesses to a contrary attitude and I cannot help subscribing to his view of the matter. In particular, I should like to draw attention to the present editor's reverent handling of Tudor punctuation. The subject is a most confused one and many editors of texts from the period in question, have greatly added to the confusion by adopting a half-hearted way of compromise between old and new — if they even have perceived the drift of the old system. This system needs careful study and we are a long way from knowing all about it. To believe, like Percy Simpson, that it is chiefly rhythmical, will not do. There is no single idea underlying all Tudor punctuation, but the conditioning facts are manifold. First, regard is to be had to arbitrariness and haphazard far more than is the case with present English. And further, there is a good deal of individual as well as class punctuation to be reckoned with. There is logical punctuation chopping up the sentence into logically connected parts; there is the rhetorical punctuation found, for instance, in religious and political writers, there is rhythmical and syntactical punctuation, and so on.

Likewise, I think the editor is right in suffering words run together to remain such, as far as is consistent with the real practice of the period. There is no doubt that words like *shalbe, thempire,* etc., ought to be printed in this state without interference from the editor. In general, I think

the editor has solved the numerous questions attending the reprinting of texts very successfully and, above all, very scholarly.

As to the glossary, I have not made quite sure as to the advisability of adding such a thing to the book. The students usually have access to the dictionaries needed, and ought to be made to handle them themselves. But there is no doubt that the students think the glossary is very convenient.

I shall not go into detail as regards this part of the book. A suggestion might be added. In Stanyhurst's line: "Hudge fluds lowdlye freaming from mountayns loftye be trowlling" (p. 73), the editor indicates *Freaming* (= roaring) as being of uncertain origin (p. 180). I am inclined to think, it is the Latin verb *fremere* (= to roar). Some eighteen lines earlier, Stanyhurst had encountered the word in the Latin text and it may have remained in his mind. The Oxford Dictionary records an early instance of the Latinism *frement* (= roaring).

Lund. S. B. Liljegren.

Studies in Philology ed. by **Greenlaw-Dey-Howe.** Vol. XX. 2, Published Quarterly by the Univ. of North Carolina Press.

The present volume offers a collection of papers under the common title: *Elizabethan Studies* (8th Ser.), just like the corresponding issue last year (April, 1922, *Eliz. Stud.*, 7th. Ser.) where, besides three articles on Milton already reviewed in the *Anglia Beibl.* (June 1923), we found papers on Marlowe's *Versification and Style, "Wily Beguiled", Desiderata in the Study of Spenser,* and *Spenser's Linguistics.* The volume now before us is even more strictly Elizabethan. O. F. Emerson writes about *Shakespeare's Sonneteering,* a subject which he approaches with a view to study the *Sonnets* proper in the light of the earlier sonnets found in the plays. He begins by stating the fact that Shakespeare used the English or Surrey form of the sonnet, perhaps on account of his study of *Tottel's Miscellany* where Surrey preceded Wyatt, the representative of the Italian form. At all events, Surrey was the stronger literary influence of the two by the time when Shakespeare began

sonneteering. The publication of Sidney's *Astrophel and Stella,* in 1591, sent a host of poets sonneteering, among them probably Shakespeare. Among his early sonnets, the author thinks those in *Love's Labour Lost, Romeo and Juliet,* and *All's Well* more immediately due to the appearance of the Astrophel collection. The *Sonnets* proper the author is inclined to ascribe to an early period on the evidence of feminine rimes and run-on lines as well as of the allusions to external events.

The Scansion of Wyatt's Early Sonnetts is the subject of a study by F. M. Padelford who has revised his earlier opinion and now advocates the pentametric scansion of Wyatt throughout, to the exclusion of the early Teutonic four stress line.

W. D. Briggs pays attention to the curious *Document Concerning Christopher Marlowe* to which was due, at least partly, that prosecution of the charge of atheism which was interrupted by "Kit's" unexpected and violent death. Through re-arrangement of the sheets of the original MS., the author has produced a perfectly coherent though incomplete document, instead of the earlier series of fragments. The authorship remains uncertain.

In a *Critical Study of Thomas Heywood's Gunaieikon,* R. G. Martin is occupied mainly with the task of making out Heywood's sources. He notes down some ten or eleven Greek authors, perhaps foremost among them Plutarch, undoubtedly the most frequently consulted writer of Antiquity in those days upon a great variety of subjects. Among the forty or fifty Latin authors adduced by Martin as Heywood's authorities, we find a great many names which are now quite forgotten but which are met with time and again in the Elizabethans and Carolines as the common property of the average educated. The English, French, and Italians only amount to some ten in all. In spite of this seeming learning, the author does not think much of Heywood as a scholar, and on quite sufficient grounds. The identical state of things is repeated in a great many 16th and 17th century authors.

The debt, commonly accepted, of Spenser's *Shepheardes Calender* to the pastoral poetry of Theocritus, Bion, and Moschus, is investigated into by M. Y. Hughes in *Spenser and*

the Greek Pastoral Triad. As a fact, however, the use of provincial and archaic words in Spenser's *Eclogues* seems to be suggested not by the use of the Doric dialect in Greek pastoral poetry but by the theories on the subject of Du Bellay and of Ronsard, Spenser's more immediate predecessors and models. The author passes in review the position of the three Greek pastoral poets in 16th century. England and Europe and his opinion is essentially expressed in the words that "every element in Spenser's poems which goes back ultimately to the Greek idyllists is mediated and explained by its prevalence as a widespread convention in the continental literature of the Renaissance" (p. 212).

Hughes' study is, in my opinion, conducted with skill and sound judgment and fully bears out the results of my own inquiries into the difficult problem of how far Latin and Greek influence on 16th and 17th century. Literature derives from Antiquity directly or is due to later tradition and theories. Together with Greenlaw's *Some Old Religious Cults in Spenser*, it forms the most valuable contribution to the present collection of Elizabethan studies, as far as I am able to judge. Greenlaw's subject is Spenser's *Mutabilitie*, and he begins with references to Lucretius' and Ovid's *omnia mutantur*, to Claudian and Boethius. He might have gone even farther back to Heraklit's τὰ πάντα ῥεῖ. The author then puts the question whether the reference in Chaucer's *Parlament of Fowles* sent Spenser back directly to Chaucer's source, Alanus' *De Planctu Naturæ.* At all events, the author very skilfully disentangles the threads of thought in the corresponding passages of Spenser and Alanus and arrives at the conclusion that behind the reference to the name of this old 12th century writer, was hidden a rather intimate acquaintance with several of his ideas on the part of the English poet. It does not appear whether Greenlaw knows the theory which tries to trace the *Mutability* to the influence of Giordano Bruno. My own investigations into this subject have furnished a negative answer in this direction.[1] Otherwise the author correctly

[1]) Cf. my paper on Milton and G. Bruno in the *Revue de littérature comparée,* Oct. 1923.



points out the spiritual relationship of Spenser and Bruno, a relationship which is due to the times.

Greenlaw winds up with some remarks on Spenser and Plutarch to whose *Isis and Osiris* the Elizabethan poet was indebted, and on *Spenser's Cosmic Philosphy.*

The last fifty pages of the volume contain a very useful and fairly full, if not exhaustive, list of *Recent Literature of the English Renaissance.*

Lund. S. B. Liljegren.

Lieder, Paul Robert, Scott and Scandinavian Literature.
A. u. d. T. **Smith College Studies in Modern Languages,** Vol. II, Nr. 1, Northampton, Mass., Smith College.

Georg Herzfeld hatte im Anhang zu seinem Buche William Taylor of Norwich (1897) darauf hingewiesen, dafs noch untersucht werden müfste, wie die nordischen Elemente in Scotts Werke Eingang gefunden hätten. In Harleys Scandinavian Influences in the English Romantic Movement (Boston 1903) wird Scotts Interesse an der nordischen Literatur nur ganz allgemein gestreift, und in Nordbys The Influence of Old Norse Literature upon English Literature (New York 1891) finden sich kaum zwei Seiten über den Gegenstand. Die Lücke, auf die Herzfeld hingewiesen hat, blieb also bestehen. Nunmehr füllt P. R. Lieder sie aus. Seine Schrift verdient alle Anerkennung. Lieder weist die nordischen Einflüsse durch zahlreiche Belegstellen nach und führt sie zurück auf ihre Hauptquelle: Thomae Bartholini Antiquitatum Danicarum de Causis Contemptae a Danis adhuc Gentilibus Mortis Libri tres ex vetustis codicibus et monumentis hactenus ineditis congesti. Hafniae MDCLXXXIX. Dieses Werk bringt Auszüge aus der gesamten nordischen Literatur und fügt für jeden die lateinische Übersetzung bei, wodurch Scott trotz seiner geringen Kenntnisse des Nordischen in den Stand gesetzt wurde, sich ausreichend zu unterrichten. Bartholin, den Scott nach seiner Art gewissenhaft anführt, wo immer er ihn benutzt, verdient unter den Quellen Scotts neben Percys Reliques und Herder und die deutschen Romantiker gestellt zu werden und hat für eine Reihe englischer Romantiker dieselbe Bedeutung wie Ossian oder Evans' Welsh Bards.

Eine kritische Bemerkung sei mir zum Schluſs gestattet. Lieder führt S. 10f. zur Stütze der Behauptung, daſs Scott stark unter nordischem Einfluſs steht, 22 Werke an, die sich auf die nordische Literatur bezögen und in seiner Bibliothek zu Abbotsford vorhanden wären. Tatsächlich besaſs der Dichter, Antiquar und Schloſsherr Scott weit mehr, darunter z. B. Snorronis Edda Islandorum, A. C. 1215, Islandice conscripta, 1665—1673. Lieder führt an zweiter Stelle an: „20 volumes of Oehlenschlaeger's works, published at different times, 1811—1821, at Copenhagen, Stuttgart and Leipzig". Wie kann man mit solch allgemeiner Angabe etwas stützen wollen? Selbst wer ein wandelndes Lexikon ist, wird nicht ohne weiteres Lieders „Oehlenschlaeger" mit dem dänischen Dichter Adam Oehlenschläger identifizieren, und von den 22 Werken Oe.s, die in Scotts Besitz waren, kann man doch nicht zum Beweis für die Vermittlung nordischer Stoffe anführen seine „Reisen", sein Trauerspiel „Correggio", sein dramatisches Idyll „Der Hirtenknabe" oder sein dramatisches Gedicht „Aladdin"!

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

Otto Jespersen, Growth and Structure of the English Language. Fourth Edition revised. Published by B. G. Teubner. Leipzig 1923.

Jespersens Buch, dessen 1. Aufl. im Jahre 1905 erschien und in dieser Zs. von Curtis gewürdigt wurde (XIX, 129 ff.), liegt nunmehr in 4. durchgesehener Auflage vor (2. Aufl. 1912, 3. Aufl. 1919). Das ist ein schöner Erfolg, besonders wenn man bedenkt, daſs die Kriegsjahre dazwischenliegen und das Land, in dem die Anglistik am reichsten blüht, kaum noch aufnahmefähig ist. Das Werk, von vornherein in einem Guſs geschaffen, hat seine bewährte Form behalten. Es handelt in seiner Preliminary Sketch von Sound System, Endings, Monosyllabism, Sobriety, Word-order, Logic, Freedom from Pedantry und Vocabulary und läſst acht Kapitel folgen über The Beginnings, Old English, The Scandinavians, The French, Latin and Greek, Various Sources, Grammar, Shakespeare and the Language of Poetry, während in dem Schluſskapitel (X, Conclusion) über Pronoun of Courtesy, Influence of the Bible,

Scripture and Profane Language, Puritanism, Prudery und Expansion of English gesprochen wird. Jespersens Wissenschaft ist tief verankert. Zu Ausständen ist kein Anlafs, und so sei das überaus anziehend geschriebene Buch auch in seiner 4. Aufl. nicht blofs den Fachgenossen, sondern allen empfohlen, die gerne Sprachstudien treiben. Die Abweichungen der neuen Ausgabe von den früheren sind nur Druckfehlerverbesserungen und Hinweise auf neuere Untersuchungen, so insbesondere auf des Verfassers jüngstes Werk, Language, its Nature, Development and Origin, das in dieser Zs. eingehend besprochen werden wird. Einige Ungleichmäfsigkeiten und Fehler in den Zitaten hier aufzuführen, hat keinen Wert.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

Eilert Ekwall, The Place-Names of Lancashire. Manchester, University Press. London, Longmans, Green & Co. 1922. XV. + 280 S.

Elf Jahre nach dem Buche von Wyld und Hirst, The Place-Names of Lancashire erscheint vorliegende Monographie über denselben Gegenstand. Ein Vergleich möge zeigen, inwiefern es Ekwall gelungen ist, die Resultate seiner Vorgänger zu berichtigen und ihnen Neues beizufügen.

Der Unterschied der beiden Werke zeigt sich schon in der äufseren Anlage. Wyld behandelt die Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge. Dies hat den Vorteil, dafs Namen mit gleichem ersten Namenselement zusammen behandelt werden können, z. B. *Pendle, Pendleburg, Pendleton.* Anderseits ist diese Anordnung etwas äufserlich; aufserdem läfst Wylds häufiger Verzicht auf Angabe der genaueren geographischen Lage in Fällen, wo derselbe Ortsname mehrfach vorkommt, einen zuweilen im Unklaren, welcher Ort gemeint sei. Dies ist keineswegs gleichgültig, da man prinzipiell mit der Möglichkeit rechnen mufs, dafs jetzt gleichlautende Ortsnamen ursprünglich verschieden gelautet haben und somit verschieden zu erklären sind. Dazu kommt in dem vorliegenden Falle noch ein Weiteres. Der nordische Einschlag in den Lancashire Ortsnamen ist recht beträchtlich, aber nicht auf alle Gebiete gleichmäfsig verteilt. Da nun bei der engen Verwandtschaft

zwischen dem Englischen und dem Nordischen eine strenge Scheidung dieser Elemente nicht immer möglich ist, man also in gewissen Fällen einen Namen rein sprachlich ebensogut aus dem Englischen wie aus dem Nordischen ableiten könnte, greift man willig zu einem geographischen Kriterium. Sind die Namen der umliegenden Ortschaften englisch, so wird man ceteris paribus eine englische Deutung vorziehen, und umgekehrt. Aus diesen Gründen hat Ekwalls streng geographische Stoffeinteilung unverkennbare Vorzüge. Sie ermöglicht auch dem Verfasser, am Schlufs (p. 241 ff.) zusammenfassend über die skandinavischen Ansiedlungen in Lancashire und die Art ihrer Ausbreitung zu handeln. Er scheidet sogar zwischen ost- und westnordischen Einwanderern und bringt beachtenswerte Gründe vor für das Bestehen einer dänischen Kolonie südlich von Manchester (p. 245). So werden also die Resultate der philologischen Forschung für die Geschichte dienstbar gemacht.

Eine glückliche Ergänzung der geographischen Einteilung ist es, dafs Ekwall der Behandlung jeder Hundertschaft und jeder Gemeinde eine kurze topographische Charakteristik vorausschickt. Es ist entschieden eine schwache Seite bei Wyld, dafs er sich um die Beziehung zwischen einem Ortsnamen und der Lage und Beschaffenheit des Ortes nicht glaubt kümmern zu müssen. Er sagt im Vorwort (p. VIII): "Thus the work is not a topographical treatise... It is not concerned with the question, whether the names fit the places, nor whether they ever did so." Ist es etwa nicht Sache der linguistischen Forschung, den psychologischen Zusammenhang zwischen der sprachlichen Bezeichnung und dem bezeichneten Objekt aufzuklären? Der Name mufs doch bei seiner Schöpfung einen Sinn gehabt haben. Inzwischen mag freilich ein Wald verschwunden, ein Sumpf trocken gelegt worden sein. Wenn aber auch unter Berücksichtigung solcher allfälliger Veränderungen der etymologisch erschlossene Name zu dem Ort nicht pafst, so hat man allen Grund, die Richtigkeit der Etymologie anzuzweifeln.

Die Zahl der erklärten Namen ist bei Ekwall wesentlich gröfser als bei Wyld; besonders viele Flufs- und Hügelnamen sind hinzugekommen. Auch das Quellenmaterial ist um wertvolle, z. T. für die Erklärung ausschlaggebende Belege ver-

mehrt worden (vgl. sub *Holleth, Fairsnape, Tarnacre*). Die Erklärungsweise zeigt einige prinzipiell von Wyld abweichende Auffassungen. So ist Ekwall viel weniger geneigt, Personennamen[1]) als ersten Bestandteil eines Ortsnamens anzunehmen (*Toppinrays, Damas Gill, Otterspool, Ashton, Rumworth* u. a.). Nur ganz selten zeigt sich das umgekehrte Verhältnis, dafs Ekwall im Gegensatz zu Wyld einen Ortsnamen aus einem Personennamen erklärt, z. B. bei *Aldcliff*, das Wyld als 'old cliff', Ekwall als ae. *Aldanclif*, d. h. 'cliff'[2]) des *Alda* deutet. Letztere Auffassung scheint mir richtiger zu sein; denn was soll man sich unter dem Gegensatz 'old cliff' : 'new cliff' denken? Bei Städten, Burgen und allem, was von Menschenhand geschaffen worden ist, geben natürlich die Begriffe 'alt' und 'neu' einen guten Sinn und kommen tatsächlich häufig genug vor.

Für eine Reihe von Namen, die Wyld gar nicht oder nicht befriedigend erklärt hat, schlägt Ekwall Ableitung aus dem Keltischen vor (*Wigan, Penketh, Tulketh, Ince*, etc.). An einen Übergang von anlautendem *c* [k] > *g*, den Wyld für die Namen *Crimbles, Cringlebarrow Wood, Cringleber, Conder, Cumeralgh* (bei Ekwall Comberhalgh[3])), *Cunliff* postuliert, glaubt Ekwall offenbar nicht. Alle diese Namen werden von ihm wohl mit Recht anders gedeutet ohne Annahme dieses Lautwandels. Namen wie *Anglezark, Goosnargh, Grimsargh, Kellamergh* etc. (s. Wyld, p. 337) leitet Wyld sämtlich von ae. ***hearg, hærh*** = 'heidnischer Tempel' ab, während Ekwall überall me. ***ergh, argh*** < an. ***erg*** = 'Weideplatz auf einem Hügel, Hütte auf einer solchen Weide' annimmt. Man mag gegen Wyld einwenden, dafs seine Erklärung allzuviele heidnische Heiligtümer voraussetze. Anderseits ist zu beachten, dafs ***hearg*** als ortsnamenbildendes Element in ae. Zeit tatsächlich bezeugt ist (s. Jellinghaus, Anglia XX, 289), und es ist wahrscheinlich, dafs es sich in gewissen Fällen erhalten

---

[1]) Die Zahl der Ableitungen aus Eigennamen ist auch bei ihm noch sehr beträchtlich.

[2]) 'cliff' soll nach E. hier 'slope' bedeuten.

[3]) Die ne. Namensformen bei Wyld und Ekwall stimmen zuweilen nicht überein. Ob dies auf Schwankungen in der offiziellen Schreibweise zurückzuführen ist, vermag ich aus den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht zu erkennen.

hat. Auch Ekwall nimmt für *Harhum*, einen jetzt nicht mehr existierenden Ort in West Derby eine Ableitung aus dem dat. plur. *heargum* an (p. 257). Bei dem lautlich frühen Zusammenfall von *hærg* und *ergh* dürfte es im Einzelfalle kaum immer möglich sein, zu entscheiden, welches der beiden Wörter vorliegt.

Da Ekwall zum Schlufs ein alphabetisches Register beifügt, ist ein Vergleich zwischen seinen Etymologien und denjenigen Wylds trotz der verschiedenen Anlage der beiden Werke leicht möglich. Ekwall ist im ganzen nicht polemisch. Leider — möchte man sagen; denn es wäre oft lehrreich zu erfahren, weshalb er diese oder jene Erklärung seines Vorgängers ablehnt. Doch vielleicht bedeutet nicht jede neue Etymologie, die Ekwall vorbringt, eine eigentliche Ablehnung derjenigen Wylds, sondern zuweilen nur eine ebenfalls mögliche Deutung des oft späten und undurchsichtigen Materials. Er geht nicht darauf aus, alles Brauchbare aus Wyld herüberzunehmen, sondern begnügt sich oft mit Ergänzungen (s. seine Bemerkung darüber p 2). Es bedeutet somit keine Herabminderung der Verdienste Ekwalls, wenn ich betone, dafs Wylds Buch trotz manchen Mängeln nicht einfach als erledigt betrachtet werden darf. Wylds instruktive Einteilung der überlieferten Namensformen in „Typen“, wo lautlich unvereinbare Formen für denselben Ort belegt sind (z. B. für *Liverpool*), seine Angaben über die jetzige Lokalaussprache und die mit pädagogischem Geschick geschriebene Einleitung, die in leichtfafslicher Form in die Probleme der Ortsnamenforschung einführt, sichern seinem Buche auch jetzt noch seine Bedeutung.

Die Ortsnamen von Lancashire dürfen nun wohl als die am gründlichsten erforschten gelten.[1]) Wenn trotzdem die Deutung manches Namens noch als recht unsicher gelten mufs (*Irwell, Howarth, Howick, Winkley, Bailey, Leagram, Core, Ragdan Wood, Dilworth, Bartle, Humblescough*, etc. etc.), so zeigt dies, mit wie schwierigen Problemen die Ortsnamenforschung zu kämpfen hat.

[1]) Vgl. noch Harrison, The Place Names of the Liverpool District, Sephton, Handbook of Lancashire Place Names und Lindkvist, Middle English Place Names of Scandinavian Origin.

Basel, im September 1923. Karl Jost.



E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English. Volume II. **English Accidence and Syntax.** Third Edition. Kemink & Zoon, Over den Dom te Utrecht, 1922. XXXI u. 912 Ss. Preis geb.: f. 19.50.

Dieses ausgezeichnete Buch, das gleich in der ersten Auflage von der Fachkritik mit Beifall aufgenommen wurde, liegt nun in bedeutend erweiterter und verbesserter Gestalt vor. Es zerfällt in drei Hauptteile: I. *The Parts of Speech* (S. 1—596), II. *Word-Formation* (S. 597—713), III. *The Sentence* (714—905). Der erste Teil, der zwei Drittel des Buches umfafst, behandelt die Verba (S. 1—322), Substantiva (S. 323 bis 394), Pronomina samt den beiden Artikeln (S. 395—582) und Präpositionen (S. 583—596); von den letzteren werden nur die syntaktisch interessanten *of, to, for* erörtert. Der zweite Teil handelt über die Steigerung (S. 598—628), die Ableitung durch Vor- und Nachsilben (S. 629—661), die Zusammensetzung (S. 662—667) und die Umwandlung eines Redeteiles in einen anderen (S. 668—708). Adjektiva, die im ersten Teile fehlen, kommen hier in den Abschnitten "*Comparison*" und "*Conversion*" zu ihrem Rechte. Der dritte Teil ist der Betrachtung des Satzbaues in einfachen und zusammengesetzten Sätzen, der Form und Bedeutung der Sätze (S. 714—816), der Übereinstimmung in Person, Zahl und Zeit (S. 811—826), der Wortstellung (S. 826—889) und der Stellung der Sätze zueinander (S. 889—891) gewidmet. Den Abschlufs bilden Bemerkungen über Zeichensetzung (S. 892—896), Rechtschreibung (S. 897 bis 905) und ein Index (S. 906—912). Dieser letztere hätte in Anbetracht des reichhaltigen Stoffes, der in dem Buche enthalten ist, viel ausführlicher sein können; namentlich wäre die Aufnahme aller behandelten Wörter und Wortgruppen zum Zwecke des Nachschlagens erwünscht gewesen. Der gröfste Vorzug des Buches besteht darin, dafs der Verfasser selbst vor den schwierigsten syntaktischen Erscheinungen nicht zurückschrickt, und z. B. im I. Teile die verwickelte Konstruktion des Akkusativ mit dem Infinitiv sowie die Wechselbeziehungen zwischen Gerundium und Partizip Präsens zu erklären sucht. Der dritte Teil ist ein glänzender Versuch, das Verhältnis der Satzteile und der Sätze zueinander vom psychologischen und logischen Standpunkte zu beleuchten; der

Verfasser reifst sich darin von der landläufigen, auf der griechischen und lateinischen Grammatik beruhenden Methode los und wandelt auf den uns von Sweet und Jespersen gewiesenen Pfaden. Alle Behauptungen und Erörterungen werden durch zahlreiche Belege gestützt, die teils guten modernen Schriftstellern oder Zeitschriften entnommen sind, teils vom Verfasser aus dem Munde gebildeter Engländer gehört wurden. Dabei wird streng geschieden zwischen gesprochenem und literarischem Englisch, zwischen ernstem und heiterem Stil, zwischen mustergültiger und nachlässiger Sprache. Wenn irgendeine syntaktische Erscheinung zum zweitenmal erwähnt wird, verweist der Verf. gewöhnlich auf den Paragraphen, der zum erstenmal davon handelt. Zuweilen fehlt dieser Hinweis; so § 995: Beziehung zwischen *we* und *I* (vgl. § 978), § 1532, 1534: adverbiales *the* vor Komparativ (vgl. § 1235), § 1265: der unbestimmte Artikel nach *what* in abhängigen Ausrufungssätzen (vgl. § 1154), § 1456: Gebrauch von *of* nach Ausdrücken der Menge (vgl. § 850).

Um zu zeigen, mit welchem Interesse Referent das Buch gelesen hat, mögen hier einige Bemerkungen und Zusätze zu den Ausführungen des Verfassers hinzugefügt werden. S. 9: "The preterite *pled* (from *to plead*), found in Punch, is jocular". Eine etwas andere Auffassung finden wir in *The Literary Digest for June 3, 1922:* "The spelling of *pled* for the past is not warranted and is a colloquialism. Careful speakers use *pleaded. Plead* is also used for the past tense as well as *pleaded,* although the latter is the preferred form". — S. 201, § 491. In der Liste der Verba des Wollens und Wünschens, welche die Konstruktion des Akkusativs mit Infinitiv verlangen, stehen auch *to compel, to oblige, to force, to induce, to persuade.* Diese Verba nehmen einen Akkusativ der Person und ein Präpositionalobjekt des Zieles oder Zweckes zu sich, welch letzteres auch oder meistens durch einen Infinitiv ausgedrückt wird. Der Akkusativ ist aber untrennbar mit dem Verbum finitum verbunden und man kann nicht sagen: *He persuaded that I should go with him.* — S. 203, § 494. Unter den Verben des Sagens und Denkens, die den Akkusativ mit Infinitiv verlangen, findet sich auch *to recollect,* obwohl Belege dafür nicht gegeben werden und auch in anderen Büchern keine zu finden sind. — S. 233, § 562. Unter die Beispiele

für *to help* mit Akkusativ und Infinitiv ohne *to* haben sich auch folgende Sätze verirrt: *Only let me help nurse him* und *when their course was completed they returned to their localities and trades ... to help raise their class rather than to rise from it.* — S. 245, § 591. Die Verba *to take to, to look forward to* habe ich nur mit dem Gerundium gefunden, während umgekehrt die im § 479 erwähnten Verba *to bring oneself to, to tend to, to lead to* kaum mit dem Gerundium gebraucht werden. — S. 276, § 592: "The non-prepositional gerund is found in this function (sc. of an object rather than of an adverb adjunct) after *worth, near, busy, like.*" Während die Adjektiva *worth, near, like* auch ein substantivisches Objekt annehmen können, kommt bei *busy* ein solches aufser Betracht. Vielmehr ist die Form auf *-ing* nach *busy* (im Sinne von *occupied* oder *engaged*) als ein Partizip Präsens in gerundialer Verwendung zu betrachten. Der Satz: *She was busy turning out papers from an old-fashioned bureau* ist genau so zu analysieren wie der Satz: *Defoe spent his life agitating for the new ideas introduced by the Revolution* (zitiert im § 594) oder Well, we have been just one hour and three quarters doing it (zit. § 595). — S. 270, § 646. Unter die Verba, die nur das Gerundium, mit Ausschlufs des Infinitivs, zu sich nehmen, zählt der Verfasser auch *to go on.* Doch wird dieses auch häufig mit dem Infinitiv verbunden; vgl. meinen Aufsatz „Gerundium, Infinitiv und *that*-Satz als adverbale oder adnominale Ergänzung" (Anglia, N. F. XXI, S. 499). — S. 453, § 1127. Unter den Beispielen für das Relativpronomen *that* finden sich auch folgende: *Scarcely a year passed that six or seven persons were not drowned under the very windows of the town* und *"They would not receive Mary as their cousin", said he, "and I will go nowhere that she cannot go".* Hier liegt wohl die Konjunktion *that* mit folgendem *not* vor (vgl. franz. que ... ne, ohne dafs). — S. 508, § 1265. Es ist ein Unterschied zwischen *in face of* (franz. en face de) „gegenüber", und *in the face of* „trotz". — S. 605, § 1498. "Some dissylabic adjectives in -ə(r), invariably take *more* and *most*, as *eager, proper, thorough*". Doch unter den Belegsätzen findet sich nur ein Beispiel für *properer*, aber keines für *more* oder *most proper.* — S. 734, § 1867: "A reflexive object can be used after *to wash, to dress, to indulge*; not after *to overwork*

(and the other verbs with *over-*), *bother*, *prove*, etc." Doch gibt der Verfasser selbst ein Beispiel für *to prove oneself* (S. 733): "*Mrs. and Dr. Workman have proved themselves most persistent and energetic explorers of the glaciers of the Himalaya*"; für *to overwork, oversleep, overshoot oneself* bedarf es wohl keiner Belege. — S. 744, § 1887. Unter den Verben, die vor dem Prädikatsakkusativ *as, for, among* verlangen, stehen einige, die den zweiten Akkusativ auch ohne Präposition zu sich nehmen können, und zwar aufser *to acknowledge* und *to choose*, die der Verfasser selbst im § 1885 nennt, auch *to hold, to count* (siehe meinen Aufsatz „Der doppelte Akkusativ oder Nominativ im heutigen Englisch" Bausteine, Band I, S. 139 ff.). — S. 801, § 2004: "*Say* seems to be the only remaining verb without a subject-pronoun in a declarative sentence". Dasselbe ist doch auch von *Thank you* zu sagen. — S. 814, § 2036: "Some of these collective nouns denoting persons are always treated as plurals: *people*, *kinsfolk*, etc." Doch wird *people* in der Bedeutung „Volk als Ganzes" auch als Singular gebraucht. — S. 862, § 2155: "As a rule these compound verbs (*to put on*, etc.) do not take stressed words between verb and adverb. Noun-objects regularly follow the whole group". Daran hätte sich gleich § 2158 (S. 864) anschliefsen sollen, wo es heifst: "Mid-position of noun-objects is frequent, especially when the adverb is short". Da im § 2159 gesagt wird, dafs der Hauptgrund dieser Mittelstellung schwache Betonung des Substantivs ist, wollen wir zu den vier Beispielen des Verfassers noch folgende aus Sweet, Spoken English anführen, worin das eingeschlossene Substantiv unzweifelhaft stark betont ist: S. 76 *His flow of talk is wonderful, he'll hardly let you get a word in edgeways.* S. 82 *I've only got to get my boots on.* S. 83 *He borrowed some decanters of his landlady to put some wine in.*

Wenn eine Abweichnng von den hergebrachten syntaktischen Regeln festgestellt werden soll, mufs dies auf Grund von mehreren Belegen aus anerkannt guten Schriftstellern geschehen. Diesen Grundsatz befolgt auch der Verfasser fast durchweg. Nur bei der Heranziehung der Belege aus Conrad's Werken hätte er mehr Vorsicht walten lassen sollen. Denn Conrad ist zwar ein genialer Schriftsteller und glänzender Stilist (siehe *Joseph Conrad, an Appreciation by* Ernst Bendz.

Gothenburg, N. J. Gampert 1923. 117 Ss.), aber er kann als gebürtiger Pole den Ausländer nie verleugnen und hat sich besonders in seinen jüngeren Werken manche grammatische und lexikalische Irrtümer zuschulden kommen lassen. So sind folgende Belege aus Conrad's *Chance* und *The Secret Agent* durchaus unzuverlässig: *'She's quite capable of having told him herself', affirmed Fyne with amazing insight. 'But whether or no, I've told him'. 'You did? From Mrs. Fyne, of course'.* (S. 139, § 343). *She smiled at some artless tale of Mr. Powell* (S. 380, § 932). *It could hardly be at a common chemist* (S. 382, § 938). *She caught words now and then, sometimes in her husband's voice, sometimes in the smooth tones of the Chief Inspector. She heard this last say: We believe he stumbled against the root of a tree* (S. 485, § 1202). — Die Ausstattung des Buches ist sehr gefällig, das Papier glatt und schön, der Druck deutlich. Dafs Druckfehler vorkommen, ist bei einem so umfangreichen Buche nicht verwunderlich, doch sind sie nirgends sinnstörend und können vom Leser selbst verbessert werden.

Das Buch stellt einen wesentlichen Fortschritt in der Behandlung der Syntax der neueren englischen Sprache dar, und der Verfasser zeigt sich als vorzüglicher Kenner des Englischen und der Fachliteratur. Die von ihm benützten Werke sind in einer sorgfältig zusammengestellten "Bibliography" (S. XXI—XXX) angegeben. Das Buch, das dem Referenten viel Freude und Belehrung verschafft hat, ist allen Fachgenossen auf das wärmste zu empfehlen.

Wien, August 1923. Joh. Ellinger.

Zur englischen Laut- und Formengeschichte.

1. Ne. *dare.*

Ne. *dare* 'wage' ist nicht die lautgesetzliche Entwicklung von ae. *dĕarr,* woraus ja **dar* hätte werden müssen. Die Erklärung der auffallenden Form deutet schon Sweet, NEGr. I, § 1480 an, indem er lakonisch auf me. *bar* : *bār* 'trug' verweist. Dies genügt aber natürlich nicht. Zunächst müssen wir auf Grund der Belege im NED. die me. Entwicklung betrachten, woraus sich ergibt, dafs Formen mit einfachem *r* schon im

13. Jahrh. auftreten, nämlich die 2. sgl. opt. prs. *dure* 1220, der pl. ind. prs. *duren* 1250, worauf im 14. Jahrh. der pl. ind. prs. *doren* 1382 und der opt. *dare* 1340 folgen, denen sich um 1400 die 3. sg. ind. prs. *dare*, die 2. sg. *darist* und der inf. *dare* anschlieſsen. Im 15. Jahrh. ist der inf. *dore* 1430 belegt, im 16. der sgl. und pl. prs. *dare* 1513, resp. 1581, das part. prs. *daring* 1586, das part. prt. *dare* 1500 und *dared* 1529. Endlich kommt im 17. Jahrh. das prt. *dared* 1641 auf. Vorbild war gewiſs zunächst das Verbum ae. *sculan*, das im Me. neben dem sgl. prs. *schal* den pl. *schulen*, *scholen*, opt. *schule*, *schole* usw. bewahrt hat. Durch Ausgleichung drang dann das *-a-* aus der 1. 3. sg. ind. prs. in die übrigen Formen mit altem *-u-* und wurde natürlich in offener Silbe gedehnt: *dāre*, wobei wohl auch die prt.-Formen *bar* : *bāre* (statt *bēre*), *tar* : *tāre* und *schar* : *schāre* als Muster mitdienten. Und wie bei diesen schlieſslich die Länge in den sgl. drang, geschah dies auch bei *dar* und das ne. Formengebilde von *dare* war fertig. — Eine hübsche Parallele zu der analogischen Konsonantenvereinfachung bildet meklenb. *kōnen* 'können', daſs sich ebenso nach *schölen* und *mögen* gerichtet hat. Die Form kommt schon im Mnd. vor, das auch *dören* 'wagen' neben *dörren* kennt, wie das Me.

2. Ne. *scarce.*

Die auffällige Lautung *skǣəs* erklärt sich durch Mischung der älteren Formen *scarce* + *scace*; letztere ist im NED. aus dem 15. und 16. Jahrh. belegt und vergleicht sich mit *dace* < *darce* 'Weiſsfisch', *base* < *bars* 'Barsch' u. ä.[1]) Me. *scarce* ergab ne. *skärs* > *skǟrs* > **skārs*, dagegen *scāre* : *skǟs* > *skēs* > **skę̄is*. Durch Wiedereinsetzung des *-r-* in den Formen *skās* oder *skǟs*, *skēs* infolge des Schriftbildes ergab sich die „gebildete“ oder gelehrte Aussprache *skǣəs*. Auch bei *sarsenet*, *sarcenet* finden sich im 16. Jahrh. die Formen *saresnet*, *saircenet*, die auf *ā* mit Verstummung des folg. *r* deuten, das aber in der Schrift erhalten blieb. Vgl. ferner den sg. *dare* = *da(r)ce*, zum pl. *dars* im NED. (1622 belegt).

---

[1]) Vgl. Horn, Histor. ne. Gramm. S. 181, § 235 Anm., dazu Beibl. XX, 36 und Angl. XXIII, 457, § 195. Auch *foster* 'Förster' ist im 16. Jahrh. bezeugt, vgl. Angl. XII, 244 f. (65 b u. 69 b).

3. Ne. *scare.*

Das aus dem Nordischen entlehnte me. *skerre* 'erschrecken' ergab später *scarre*, worauf das heutige mundartliche *scar* beruht. Daneben aber erscheint vom 15. Jahrh. ab eine Form mit einfachem *r*, aus welcher das gewöhnliche *scare* hervorgegangen ist. An eine lautliche Entwicklung ist natürlich nicht zu denken, sondern hier hat gewifs der Bedeutungsantipode *dare* eingewirkt, bei dem ja auch ein Übergang von *dar* > *dare* statt hatte (s. oben). Vgl. von bekannten Fällen vulg. lat. *gravis* > **grevis* (ne. *grief*) nach *levis* oder ae. *mǣst* nach *lǣst.*

4. Ne. *tar.*

Aus ae. *tĕoru* hätte ne. **tear* werden müssen (vgl. *smear*), die cas. obl. *tĕorwes, tĕorwe* hätten ein Paradigma **tarrow* ergeben. Die me. Form *ter*, die schon um 1250 in Gen. & Ex. erscheint, dürfte auf folgender Ausgleichung beruhen: zu me. *tere* bildete man zunächst einen gen. *teres*, dat. *tere*,[1]) wozu dann (etwa nach dem Muster von *weres* : *were* : *wer* 'Mann') ein neuer nom. acc. *ter* entstand, der später regelrecht *tar* ergab (*tarr* ist 1355 belegt). Warum der alte nom. *tere* nicht blieb, wie bei ne. *bear, spear, smear* und *pear*, vermag ich allerdings nicht zu sagen.

5. Ne. *mare* 'Mähre, Stute'.

In sämtlichen mir bekannten Grammatiken und etymologischen Wörterbüchern — Kluges nicht ausgenommen! — wird ne. *mare* 'Mähre' auf ae. ws. *mĭere, mĭre, mȳre*, angl. *mēre*, zurückgeführt, obgleich dies lautlich nicht möglich ist. Fortsetzungen des alten Fem. sind vielmehr blofs me. *mere, mire, müre*, aber das daneben aufkommende *mare* kann nur von den casus obliqui des mask. ae. *mĕarh*, gen. *mĕares* 'Ross' stammen.

[1]) Vgl. me. *smere* : *smeres* 'Schmeer' neben ae. *smĕorwes* und *mele* : *meles* 'Mehl' gegenüber ae. *mĕolwes*. In der Moralität 'Welth and Helth' V. 225 ff. reimen *pas* : *arse* : *was*, und das dän. *kaas* 'Weg' ist (in dieser Form schon 1524 belegt) aus dem engl. *course* entlehnt.

Kiel, im Juli 1923. F. Holthausen.



II. UNTERRICHTSWESEN.

Philipp Aronstein, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. I. Band. **Die Grundlagen.** Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1921. IV u. 110 Ss. — Derselbe: **Methodik des neusprachlichen Unterrichts.** II. Band. **Der englische Unterricht.** Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1922. VI u. 129 Ss.

Der vorliegende erste Band will die Methodik des neusprachlichen Unterrichts, die sich in den letzten Jahrzehnten von rein empirischen Grundsätzen leiten liefs, auf eine feste theoretische Grundlage stellen, wozu ihm die neuesten Errungenschaften der Sprachpsychologie eine wichtige Handhabe bieten. Die erste Hälfte des Buches (S. 1—60) gibt eine kritische Übersicht über den Betrieb des fremdsprachlichen Studiums von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Die historische Sprachbetrachtung, die von Bopp, Grimm und Diez gegründet wurde und zu ihrer Zeit einen grofsen Fortschritt im Sprachstudium bedeutete, hat für den Unterricht nur geringen Wert. Sie liefert zwar wertvolles Material zum Verständnis der sprachlichen Erscheinungen, aber diese können in letzter Linie nur psychologisch aus den Tendenzen des gegenwärtigen Sprachgebrauches, aus der Natur und dem Wesen der Sprache vollständig gedeutet werden. Auf diese psychologische Sprachbetrachtung hingewiesen zu haben, ist das Verdienst W. v. Humboldts, dessen Gedanken Wilhelm Wundt wieder aufgegriffen und in seinem Werke „Die Sprache“ mit neuem Leben erfüllt hat. Der Verfasser sagt mit Recht, dafs der Vorzug, den die alten Sprachen als Mittel der logisch-formalen Bildung geniefsen, mehr traditionell sei, indem das Englische und Französische ein den alten Sprachen mindestens ebenbürtiges Mittel geistiger Schulung bilden, ferner dafs die Verfolgung der praktischen Ziele die rein theoretische Erkenntnis der Sprache und die Auffassung der Kultur- und Bildungsmittel, die sie vermittle, in wertvoller Weise ergänzt und gefördert habe. Die Methoden des fremdsprachlichen Unterrichts werden in folgender Reihenfolge besprochen: 1. die synthetisch-konstruktiven Methoden, und zwar a) die bewufst-systematische Kombination, b) die bewufst-methodische Kombination (Ahn, Ploetz), c) die automatisch-methodische

Kombination (Ollendorff); 2. die analytisch-imitativen Methoden (Jacotot, Toussaint-Langenscheidt); 3. Vermittlungen zwischen beiden Methoden; 4. die Methoden der unmittelbaren Verknüpfung der Sprachvorstellungen mit den Sachvorstellungen nach Art der Muttersprache, und zwar a) die Methoden der äufseren Anschauung (Comenius, Berlitz, Hoelzels Bilder, b) die Methode der inneren Anschauung, der Darstellung an Handlungen und Handlungskomplexen (Gouin). Hierauf geht Verfasser zu der Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht über, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte und auf den Neuphilologentagen in Wien 1898 und in Leipzig 1900 den Höhepunkt erreichte. Ein Abschwenken von den Ideen der extremen Reformer, welche die Sprechfertigkeit als oberstes Ziel aufstellten, den Gebrauch der Muttersprache aus dem fremdsprachlichen Unterricht verbannten, die Übersetzung aus der Fremdsprache auf besondere Ausnahmefälle beschränkten und die Übersetzung in die Fremdsprache ganz fallen liefsen, wurde zuerst in Breslau 1902, dann in wachsender Stärke in Köln 1904, München 1906 usf. bemerkbar. So falsch und einseitig auch die Zielsetzung der Reformbewegung war, so hat sie doch das Verdienst, dafs sie zuerst energisch und konsequent darauf hingewiesen hat, dafs die Sprache nicht aus Buchstaben, sondern aus Lauten bestehe und als gesprochene, nicht als Buch- oder Schriftsprache gelehrt und getrieben werden müsse. Aus der Erkenntnis der Einseitigkeit und der praktischen Undurchführbarkeit der Grundsätze der extremen Reformer erwuchs die sogenannte „vermittelnde Methode“, nach welcher die Grammatik den Gang des Unterrichts im allgemeinen bestimmt, wenn sich auch ihre Darlegung möglichst an Gelesenes anschliefst und meist induktiv erfolgt; Übersetzungen aus der Fremdsprache und in diese werden wieder gestattet. Was die Versuche der experimentellen Pädagogik betrifft, so scheinen die bisherigen Resultate derselben dem Verfasser wenig vertrauenerweckend zu sein.

Der zweite Teil („die Prinzipien des fremdsprachlichen Sprachunterrichts“) behandelt zunächst die physiologische Seite (Laut und Schrift), dann die formale Seite der Fremdsprache. Interessant sind die Ausführungen des Verfassers über die Bedeutung des fremdsprachlichen Wortes;



sie kann erschlossen werden durch das muttersprachliche Wort, durch bildliche Darstellung, endlich durch Erklärung oder Erläuterung in der Fremdsprache. Dieses letztere Mittel hält Verfasser für ein untaugliches Mittel, während ihm die bildliche Darstellung mit Recht als sehr wertvoll erscheint, besonders wenn es sich um konkrete Gegenstände und Dinge der Natur, Technik oder Kunst handelt, die dem Lernenden mehr oder weniger unbekannt sind. Für die Erwerbung des Wortschatzes kommen nicht die grammatischen Besonderheiten der Wörter oder Anomalien ihrer äufseren Bildung, sondern womöglich die Sachvorstellungen, für welche die Wörter stehen, in Betracht. Auf die Ausdrucksgestaltung der Fremdsprache (die Grammatik) übergehend, kommt Verf. zu dem Schlusse, dafs die Grammatik zur Erlernung einer Fremdsprache notwendig sei und dafs der grammatische Unterricht nur ein bewufster sein könne. Doch sei der bewufste, systematische grammatische Unterricht keineswegs das Ziel und der Zweck des Unterrichts. Über die Anordnung des grammatischen Stoffes sagt Verf. S. 90: „So ergibt sich denn schon aus der Natur der modernen Sprachen für den grammatischen Unterricht das Ausgehen vom Satze, die organische Verknüpfung zwischen Form und Bedeutung und demgemäfs eine Behandlung der sprachlichen Erscheinungen nicht in strenger Systematik und nach abgeteilten Kapiteln, sondern nach einer dem Charakter der betreffenden Sprache angepafsten beweglichen Methode und in konzentrischen Kreisen, indem jede grammatische Erscheinung in einem zweiten Kursus erweitert und vertieft wird.“ Die Übersetzung aus der Muttersprache ist insofern wichtig, als ihr Ziel darin besteht, Fehler zu vermeiden und Klarheit und Sicherheit in der Anwendung der fremdsprachlichen Denkformen zu erreichen. Für die Darbietung des Sprachstoffes stellt Verf. mehrere Forderungen auf: 1. die Sätze sollen einen sinnvollen Zusammenhang haben; 2. der Sprachstoff mufs der Entwicklungsstufe des Schülers angepafst sein. Es lassen sich hier drei Stufen unterscheiden: für die erste (bis zum 13. Jahre) pafst als Sprachstoff das sinnlich Konkrete, sei es die Umgebung des Schülers oder die durch Bilder vermittelte Anschauung, ferner die Erzählung mit lebendiger, bewegter Handlung; die Mittelstufe (bis zum 16. Jahr) ist eine Periode

gesteigerten Gefühlslebens und verlangt daher Sprachstoffe, die einerseits das Heldenhafte und Romantische, Krieg, Abenteuer und Reisen, andererseits das Rührende und Gefühlvolle behandeln; die dritte Stufe endlich (16.—19. Jahr) ist die Zeit der Begeisterung für intellektuelle, ästhetische und ethische Ideale. Die Hauptform der sprachlichen Darstellung im Unterricht sollte nicht die Beschreibung, sondern die Erzählung sein. Bezüglich der Aufnahme und Verarbeitung des Stoffes durch den Lernenden sagt Verfasser, dafs diese je nach dem Zwecke, der mit dem Studium der Sprache verfolgt wird, entweder rezeptiv oder produktiv sei. Die rezeptive Aufnahme geschieht durch die Lektüre, und diese mufs, um ihren Zweck zu erreichen, sorgfältig ausgewählt werden, da es für die Jugend nicht auf „Aktualität“, sondern auf „Gediegenheit“ ankommt. Die produktive Anwendung der fremden Sprache ist streng von allem grammatischen Betrieb zu trennen, und besteht in Nachahmung, Nachbildung und Reproduktion des Gehörten und Gelesenen. Endlich soll der fremdsprachliche Unterricht dem Schüler Einblick in die Eigenart des fremden Volkstums geben. Doch soll die Darbietung dieses Stoffes mit grofser Sorgfalt erfolgen; der Gesichtskreis unserer Schüler soll durch die Erkenntnis fremden Wesens erweitert und ihr nationales Bewufstsein, gerade durch das Erfassen des Unterschiedes deutscher und fremder Art, gestärkt und fester begründet werden.

Im zweiten Bande der „Methodik“, der dem Englischen gewidmet ist, werden nach einer Einleitung über die Bedeutung des Englischen als Gegenstand des Schulunterrichtes die einzelnen Teile des englischen Sprachunterrichts in folgender Reihenfolge besprochen: A. Die Aussprache und die Schreibung (S. 9—26), B. Die Erwerbung des Wortschatzes (S. 27—40), C. Die Grammatik (S. 40—62), D. Das Sprechen der englischen Sprache (S. 62—71), E. Die schriftlichen Übungen (S. 71—76), F. Die Lektüre (S. 76—114), G. Die sogenannten Realien (S. 114—122). In allen diesen Abschnitten zeigt der Verfasser eine genaue Vertrautheit mit der gesamten Fachliteratur, die er gewissenhaft und kritisch benutzt; aufserdem spürt man überall den erfahrenen Lehrer, der aus dem reichen Born eigener Erfahrung schöpft. Im einzelnen sei es dem Referenten erlaubt, einige wenige Bemerkungen zu dem

Dargebotenen zu machen. S. 16. Der Verf. will, daſs der Schüler sich an die sorgfältige, volle Aussprache halten solle, da ihm ja später, wenn er wirklich geläufig sprechen kann, „die Abkürzungen, Zusammenziehungen und Auslassungen der Umgangssprache fast von selbst in den Schoſs fallen“. Hierbei übersieht der Verf., daſs der Schüler nicht nur selbst Englisch sprechen, sondern auch von anderen gesprochenes Englisch verstehen lernen müsse. Wenn nun der Schüler von den Eigentümlichkeiten des *colloquial English* keine Ahnung hat, ist er wohl auſserstande, einen ihn anredenden Engländer zu verstehen. Wenn man den Lernenden mit den schwachen, verstümmelten und verkürzten Formen der Umgangssprache vertraut macht und ihm sagt, daſs diese beim Lesen und Schreiben nicht gebraucht werden dürfen, so kommt er wohl nicht in Gefahr, sie auch dort anzuwenden, wo sie nicht am Platze sind. — S. 18. Als Beispiel der Schreibung *ew* für den Laut *ū* sollte statt *few* ein anderes Wort, etwa *drew*, gewählt werden. — S. 41/42. „Die Sprache ist lebendig und daher ihr Gebrauch nicht starr bestimmt. Aber die Schüler haben sich doch an bestimmte allgemeine Regeln zu halten, da diese das noch fehlende fremde Sprachgefühl ja erst schaffen und begründen soll. So geht es nicht an zu lehren, daſs *to do* nur bei selbständigen Verben in der Frage und Verneinung gebraucht wird und doch daneben gleich im Anfang Sätze wie *you didn't have* zu gebrauchen.“ Doch ist *to have* in Sätzen wie *you did not have your breakfast* kein Hilfsverb, sondern ein selbständiges Begriffsverb und wird als solches auch behandelt. — S. 43. Verf. tadelt es mit Recht, daſs manche Grammatiken Formen wie *I ain't* neben den anderen anführen, ohne sie als vulgär und nicht nachahmenswert zu bezeichnen. — S. 46. „Historischer Einfluſs ist jedenfalls nicht die Ursache der merkwürdigen Übereinstimmung der englischen und lateinischen Satzbildung. Der Grund für die Vorliebe für die attributive Satzform im Lateinischen wie im Englischen liegt in dem Vorherrschen des gegenständlichen Denkens gegenüber dem Zuständlichen.“ Doch spielt auch direkter Einfluſs des Lateinischen durch die Übersetzung lateinischer Werke ins Altenglische und später der Einfluſs der anglo-normannischen Syntax auf die englische eine groſse Rolle. — Sehr interessant ist der Abschnitt „Die englische Stilistik auf der Schule“

(S. 55—62), wo Verf. es versucht, auf sprachpsychologischer Grundlage einige Eigentümlichkeiten des englischen Stils gegenüber dem deutschen zusammenzustellen. — Als Lektürestoff wird neben Einzelwerken das Lesebuch nicht nur auf der Mittel-, sondern auch auf der Oberstufe als sehr geeignet empfohlen. Sehr nützlich ist eine kritische Übersicht über die vorhandene englische Schullektüre (S. 84—114), die es dem jungen Lehrer ermöglicht, sich in den Schulausgaben englischer Texte zurechtzufinden. Unter den Vertretern der *short story* fehlt Anthony Trollope (S. 98). Unter den Ausgaben von Teilen längerer Dickens'scher Romane fehlen die bei G. Freytag erschienenen Ausgaben des Referenten von *David Copperfield's Youth* und von *Nicholas Nickleby's Personal Experiences in Mr. Squeers' School* (S. 97); ebenso fehlt des Referenten Schulausgabe von *Goldsmith, She Stoops to Conquer* (Freytag) S. 107.

Ausstattung und Druck verdienen alles Lob. Auf S. 7 Z. 7 ist *unto* in *onto* zu ändern.

Die beiden besprochenen Bände bilden eine erfreuliche Bereicherung der neusprachlichen Fachliteratur uud sind allen Neusprachlern auf das wärmste zu empfehlen.

Wien, Oktober 1923. Joh. Ellinger.

Kleine Englische Synonymik von **Prof. Dr. John Koch.** Erweiterter Sonderabdruck aus des Verfassers **Englischer Schulgrammatik** Hamburg, Verlag von Henri Grand, 1922. 48 S.

Obwohl nach Begriffen geordnet, kann das Büchlein infolge des alphabetischen Wörterverzeichnisses bequem benutzt werden. Auf knappem Raume gibt Koch doch Belege zu den Synonymen. Wenn auch bisweilen die Grenzen nicht eng zu ziehen sind und die verschiedenen Bedeutungen in einander übergehen, so ist das kein Vorwurf für den gelehrten Verfasser. In welcher Synonymik, auch der ausführlichsten, begegnet einem das nicht? Sehr oft gibt eben das Gefühl nur das Richtige. Wenn unsere Schüler von groben Verstöſsen sich fern halten, wollen wir zufrieden sein. Und dazu verhilft ihnen die kleine Synonymik.

Frankfurt a. M. J. Caro.



III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XI/9/10: Luick, Experimentalphonetik und Sprachwissenschaft. — Brinkmann, Über die Herausgabe mittellat. Gedichte. — Karstien, Beiträge zur Einführung des Humanismus in die deutsche Lit. — Hellmann, Kleist's „Prinz von Hessen-Homburg" und Shakespeare's „Mass für Mass". — Hatzfeld, Zur Frage der Schilderung weibl. Schönheit im spanischen Renaissanceroman.

Studies in Philology XX, 4 (Oct. '23): Croll, Music and Metrics. — Graves, Some Pre-Mohock Clansmen. — Hotson, George Jolly, Actor Manager: New Light on the Restoration Stage. — Gilbert, The Outside Shell of Milton's World. — Hinton, Notes on Walter Map's *De nugis curialium*. — Graves, Some Chaucer Allusions (1561—1700). — Patch & Menner, Bibliography of Middle English Dialects.

Zeitschrift f. frz. u. engl. Unterr. 22/1: Arns, H. G. Wells. — Klöpzig, Wie läſst sich die Grammatik im nspr. Unterr. auf der Oberstufe hist. u. psych. vertieſen? — Reinicke, Die Vertauschung der Wortgruppen im Englischen. — Engel, Tagore u. die Schule. — Tinius, Spanisch in Berlin. — Beck, Die neueren Sprachen an den Bamberger Schulen. — 22/3: Arns, Neues zur engl. Theaterreform. — Landsberg, Sealsfields Morton u. Balzacs Gobseck. — Aronstein, Das Subjekt. — Faser, Sprachlich-begriffl. Schulung. Erfahrungen mit Englisch als erster Fremdspr.

Smith College Studies in Modern Languages III, 4: Patch, The Tradition of the Goddess Fortuna in Mediæval Philosophy and Literature.

[21. 11. 23.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

